THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Bitzius, Albert

Wie

fünf Mädchen

im Branntwein jämmerlich umkommen.

Eine merkwürdige Geschichte,

von

Jeremias Gotthelf

Bern, 1838.
Wagner'sche Buchhandlung.

PT1819
B6W45

Der Verfasser hatte über das Branntweintrinken ein Lustspiel gelesen, welches mit einer Heirath und einem frohen Mahle schließt. Er versuchte nun über denselben Gegenstand ein Trauerspiel, und zwar erfand er dasselbe nicht, er ordnete nur zum Druck die Erzählung wirklicher Begebenheiten, die er einem Freunde verdankt.

Jeremias Gotthelf.

6
Copy
1821E12
10 Je 46

Es ist schon einige Jahre her, daß ich an eines Samstags heißem Nachmittage über einen ziemlich öden Berg wanderte. Ich kam von einem Orte her, wo viel Reichthum ist, aber noch mehr Armuth; wo die Reichen das Saufen vornahmen, die Armen es nachmachten. Die Erstern, so lange sie es vermögen, treibend mit Wein, die Andern, aus Mangel an Geld, mit Branntwein. Von den Reichen kamen die einen dabei um's Leben, andere um's Vermögen, die Armen in tiefes Elend hinein.

Ich stieg schweren Gemüthes den Berg auf und überdachte mir das Unglück und die unbeschreiblichen Folgen, die es hat, wenn an einem Orte von oben herab ein schlechtes Beispiel gegeben wird, wie schlechte, liederliche Vorgesetzte ganze Dorfschaften anstecken, und wie in einen Wirbel hinein mit sich in Sünde und Elend ziehen können. Ich zählte in Gedanken mir die Dörfer und Gemeinden auf, die ich durch die Ersten des Orts und die Vorgesetzten verunglückt wußte, und es waren deren mehr als man glaubt.

Ich dachte mir, wie nothwendig es wäre, daß man allen Statthaltern sowohl, als auch allen Regierungsstatthaltern nicht nur Gesetze und Dekrete, sondern auch „Lienhard und Gertrud“ in die Hände gebe. Zu

meinen Gedanken nickten mir wehmüthig verserbete Haferstengel, und magere Gräschen sahen mich betrübt an, als ob sie mir wollten klagen helfen, aber, von ihren versoffenen Besitzern verwahrlost, nicht mehr Kraft hätten dazu. So kam ich den Berg auf in finsteres Tannengehölz in eine wilde Gegend, wo mir unheimlich zu Muthe war, wenn ich mir die verwilderten Menschen dachte, die hier ringsum wohnen, und wie einsam es hier oben sei. Darum stieg ich so rasch den steilen Weg nieder, daß mich die Kniee schmerzten, als ich unten im engen Thälchen war, welchem die Sonne nur dann einen kurzen Blick schenkt, wenn sie in der besten Laune ist.

Einem Wässerchen nach, in dem wenig Wasser, aber viele Steine waren, wanderte ich der Mündung des Thälchens zu, so schnell Hitze und Müde mir es erlaubten. Mich dürstete, und das laue Wasser im Bächlein, das aber zu Zeiten Tannen trägt und Brücken zerstört, wollte mir nicht munden. Es war lang das kleine Thal, wollte kein Ende nehmen; der Ort, wohin ich zielte, wollte nicht kommen.

Hie und da lag zur Seite ein schöner Hof, mit dunkelgrünen Bäumen umkränzt, behaglich im Schatten, den ich ihm mißgünstig vergönnte. Endlich, nach einer unendlichen Stunde tauchte vor mir auf der lange, schmale Ort und seine enge Gasse mit schlechten, schindelnbedeckten Häusern, wo einst das Feuer eine schreckliche Nacht oder einen furchtbaren Tag den Menschen bereiten wird. So nahe bei der Herberge, vermochte ich noch einige Geschäfte abzuthun, konnte meinen Basler Herren einige Säcke Kaffee absetzen, und erst bei einbrechendem Abend setzte ich mich in das wenig anschauliche Wirthshaus.

Noch durstiger geworden durch das Aufschwatzen meiner Waare, bestellte ich mir mein Lieblingsgetränk, das am besten abkühlt, süßen Thee mit Wein, und musterte dann, in einer Ecke der Gaststube sitzend, meine Umgebungen. Die Stube war düster und voll unerträglicher Fliegen, welche die gelben Vorhänge schön schwarz punktirt hatten; die Tische ringsum mit Eisen beschlagen, damit die Gäste sich nicht im Schnitzerhandwerk üben möchten, wie Buben in der Schule. Dem Boden sah man an, daß man die Besen schonte, obgleich man im Besenreiserland war; und Wände und Ofen mochten seit Jahren nicht abgerieben oder abgewaschen sein. Gäste saßen, circa ein halbes Dutzend, vereinzelt an den Tischen, jeder mit einem halben Schoppen vor sich; durch den stinkenden Tabaksrauch hindurch drang der Geruch der in den halben Schoppen enthaltenen Flüssigkeit — es war Branntwein.

Dieß fiel mir eben nicht besonders auf, ich hatte es schon an mehreren Orten gesehen; mehr wunderte mich das saure, stockische Wesen der Menschen. Auf mehrere Fragen erhielt ich keine Antwort; man gab gar kein Zeichen, daß man mich vernommen, und wenn ich endlich eine Antwort erzwang, so war sie kurz und puckt; und wenn ein oder zwei aus der Antwort ein Gespräch machten, so ward es gleich so gehässig und streifte an das Beleidigende, daß ich froh war, mit meinem Thee und meiner Cigarre mich abzugeben und die Andern in Ruhe zu lassen.

Ich notirte allerlei in meinen Kalender; Gäste kamen, forderten einen halben Schoppen, ohne zu sagen was, — der Wirth wußte es; endlich kam Gelächter und Geschnatter auf das Haus zu, die Treppe herauf, stockte vor der Thüre, immer lauter werdend, so daß ich

gar gwunderig auffah, was da kommen wolle. Nach einer Weile wurde die Thüre aufgerissen und herein stießen sich fünf Mädchen. Froh wurden sie empfangen von den Anwesenden; es gilt dir, Liseli! es gilt dir, Bäbeli! scholl es aus dieser und jener Ecke. Bis umme rühyig, antworteten die Mädchen, thaten aber doch ungenirt Bescheid in Branntwein, und wenn sie auch mit dem ersten Schluck nur nippten, so tranken sie doch auf die Mahnung: nimm umme, mach' us! ohne Weigern das Glas halb oder ganz leer.

Sie setzten sich ganz in meine Nähe, und die Wirthinn trat zu ihnen mit der Frage: womit kann ich aufwarten? Bring grad e Maß! rief lachend das munterste der Mädchen. Nun, das ist doch vernünftig, dachte ich, daß die jetzt Wein trinken; aber sie wären noch witziger gewesen, wenn sie nicht in Branntwein Bescheid gethan hätten. Die Wirthinn brachte die Maß, die Mädchen schenkten ein; aber es sah aus wie Branntwein, es roch wie Branntwein, sie tranken es, wie man den Branntwein trinkt; ja wahrhaftig, es war Branntwein! Fünf Mädchen saßen da wohlgemuth hinter einer Maß Branntwein, und kein Mensch machte ein erstauntes Gesicht als ich; es schien ihnen etwas ganz Ordinäres zu sein.

Es graute mir ordentlich vor diesen Nachbarinnen, wenn ich mir dachte, was Alles vorhergegangen sein müßte, bis sie dahin kamen, ungenirt zusammen in's Wirthshaus zu gehen und eine Maß Branntwein zu fordern; und was dann Alles hintennach sich begeben werde, wenn sie diese Maß im Leibe hätten. Ich wischte meine Brille ab, setzte sie auf und rückte noch ein wenig vorwärts, um diese Mädchen genau zu betrachten, denn solche Heldinnen im Branntwein kriegt man nicht alle

Tage zu sehen. Wie ich sie fand, will ich erzählen, will sie gleich mit dem Namen bezeichnen, womit sie mir später genannt wurden.

Das nächste mir im Auge wurde Marie genannt, und hatte ein unverschämtes Gesicht. Die sämmtlichen Züge drückten nichts als Frechheit aus; der Mund und die Nase machten sich besonders trotzig, und nur wenn eine Schweinerei erzählt wurde, flog etwas über das lästerliche Gesicht, das akurat aussah, wie ein Sonnenblick, der in einen Schweinstall scheint. Die Figur war unreif und glich einem im Lalg abgefallenen Apfel, eingeschrumpft und saftlos.

Das zweite Mädchen hieß Elisabeth und war eine dicke, eingesteckte Gestalt, die man zu einem Sauerkabisstämpfer füglich hätte brauchen können, unbeholfen und schwammig. Die Arme waren wie Mäßb'stryche im Leibe eingesteckt und sahen verblüfft von den Schultern in die Luft hinaus. Das Gesicht war rothbrächt, glich aber einer Pflaume, welche eine Grämplerinn zum Fingerle zurecht gelegt, damit ihre Kunden ihr an den andern Pflaumen den Thau nicht abwischen. Die gemeinste Sinnlichkeit guckte sogar aus den Nasenlöchern, und die Augen sahen so klebrig an jeden Burschen auf, als wenn sie wie Harz sich ihm anschmieren wollten.

Stüdeli wurde das dritte genannt; es hatte ursprünglich schöne Züge, von der Seite sogar etwas Nobles. Aber erdfarb war seine Haut, blaß die Lippen, zahnlos und krankhaft groß der Mund und glanzlos die großen tiefblauen Augen. Es war lang und hager, reinlich angezogen und that zimperlich. Man sah ihm von weitem an, daß es eine Näherinn war. Manchmal dünkte es einem, als flackere etwas Besseres in ihm auf und als gieße es den Branntwein nur herunter, um

das Bessere zu dämpfen, sich zu betäuben. Das gab ihm etwas Träumerisches, das aber immer mehr in etwas Stierendes ausartete, je länger es trank.

Neben ihm saß ein jugendliches Wesen, schwarzäugig, lederfarbig, schweigsam. Es hatte immer am längsten an seinem Glase; es war oft, als schüttle es sich ob dem Trinken, und auf die Letzt machte es immer Komplimente, sich einschenken zu lassen, und wollte am Ende gar nicht mehr trinken. Man nannte es Bäbi; es war das Lehrmeitschi der Näherinn.

Die Hauptperson war aber Lisi, ein schlank und üppig gewachsenes Mädchen, strotzend von Gesundheit, mit schön rothen Backen und kräftigen Armen, weißen Zähnen und heitern Augen, aus denen Lustigkeit streifte, Sinnlichkeit glänzte. Es war ein wahres Modell eines natürlich fröhlichen, gesunden Landmädchens, so lange es nüchtern war; später aber brannte eine Sinnlichkeit, die unbändig, aber doch nicht wüst ward. Es trat einem ordentlich das Wasser in die Augen, wenn man dieses hübsche, fröhliche, hablich scheinende Mädchen hinter der Maß Branntwein sah.

Lisi handthierte mit der Flasche, schenkte ein und ließ muthwillige Spöttereien flädern in der Stube herum, die sich unterdessen angefüllt hatte; denn wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Es waren jüngere und ältere Männer, aber alle von der Race, die ich nicht leiden mag. Unbegrenzte Gier und Frechheit lag auf den gelblichen, ungewaschenen Gesichtern; kein einziges war ein offenes oder geistreiches. Lisi war unter ihnen wie eine Göttinn, wie Proserpina in der Unterwelt. Und der Unterwelt, den Webkellern, den finstern Schuhmacher-, Schneider-, Korb- und Besenmacherhöhlen schienen die schmutzigen Gesichter entstiegen zu sein. Ihre

klebrigen Kappen hatten sie schief auf den Kopf oder in die Augen gedrückt, die Hände stachen gewöhnlich in den Hosen und wurden nur herausgezogen, um nach dem Glase oder nach Karten zu greifen. Die alten Männer hatten zu spielen angefangen, und fluchten und schimpften mörderlich. Neben den Mädchen hatten sich einige Bursche aufgepflanzt; auch die begannen zu ramsen, und die dicke Elisabeth ruhte nicht, bis auch sie Karten hatte und mitspielen konnte. Da lag das Mensch nun über den Tisch herein, dick und geil, und man wußte nicht, woran es größeres Wohlgefallen hatte, an den schmutzigen Reden, den schmutzigen Burschen, den schmutzigen Karten oder dem stinkenden Branntwein. Mitspielen wollte doch kein anderes der Mädchen, nur Lisi sagte: azfange sei ihm gleich, aber auf die Karten verstehe es sich nicht. An den neben ihm sitzenden, stämmigen, verschmitzt aussehenden Kerl hing es sich an, lehnte sich ganz unbefangen auf seine Achsel und schlug den Arm um seinen Hals, um ihm eine Karte zu zeigen, strich ihm das Haar vom Ohr, um ihm etwas in dasselbe zu flüstern.

Die andern drei Mädchen tranken und neckten sich mit handgreiflichen Witzen; über Marei's Gesicht legte sich ein bitterer, hämischer Zug, und in seinen Augen brannte es unheimlich, wenn es auf das spielende Elisabeth sah und das anhangende Lisi. Ein Glück war's, daß die Leute spielten, mit etwas beschäftigt waren und Karten in den Händen hatten; wenn sie die Hände frei gehabt hätten, ich weiß wahrhaftig nicht, was sie damit angefangen hätten. Ihren Reden nach zu schließen, müßte es auf alle Fälle etwas sehr Wüstes gewesen sein. Aber was die spielende Elisabeth angefangen hätte, wenn sie nicht gespielt, weiß ich. Wenn sie einen

Augenblick die Hände frei hatte, so hatte sie etwas zu zickeln an den Burschen, bis sie von ihnen einige tüchtige Griffe weg hatte, und eben die wollte sie.

So ging es einige Stunden fort; wüst und zum Uebelwerden war es in der Stube, dazu eine gewisse Eintönigkeit, bei der man in einigen Minuten Alles wahrnahm, was ganze Stunden darboten. Trübe schimmerten die Lichter durch den Tabaksnebel, dumpf tönten die Flüche, heiser klangen die Gelächter durch die Wolken, gläsern quollen den Trinkenden die Augen aus dem Kopfe.

Mich schläferte; ich wäre gerne zu Bette gewesen, allein ich wollte das Ende sehen, und hoffte alle Augenblicke, die Polizei führe es herbei, denn die gesetzte Stunde hatte längst geschlagen. Allein es scheint keine Polizei zu sein im Kanton Bern.

Es ward von Minute zu Minute eintöniger, die Menschen versanken immer mehr in einen geistigen Dumpfsinn, nur einzelne Schimpf- oder Sauworte arbeiteten sich aus den verquellenden Kehlen; es war keine Spur von der wilden, lustigen Aufgeregtheit der Gesprächigkeit, die der Wein erzeugt. Ich glaube, sie wären alle nach und nach versteinert oder verstummt unter den Tisch gesunken, wenn nicht Hunde Streit angefangen, Stühle umgeleert und die Beine der Gäste in Gefahr gebracht hätten, so daß diese aufstehen und ihre Knochen in Sicherheit bringen mußten. Da fühlten sie, als sie auf den Beinen stunden, daß es Zeit sei heimzugehen, wenn es noch auf den eigenen Beinen geschehen sollte. Elisabeth packte ganz ungenirt einen Burschen, ihren Beinen nicht mehr trauend, und hieß ihn mitkommen, es sei nicht weit und sie habe ein warmes Huli.

Marei ließ auch nicht nach, bis es einer um den

Hals genommen und mit ihm zur Thüre hinausging. Stüdeli und seine Lehrtochter trieben es nicht so weit, aber weder es noch Lisi gingen ohne männliche Begleitung heim, und das Begleit lief nicht ohne Streit ab; denn während ich noch wach war, wurde ein mit einem Messer Verwundeter in's Haus gebracht und der Arzt geholt. Ein Branntweinzapf hat zu keinem ordentlichen Klapf mehr Kraft, sondern nur zu Messerstichen.

Wie's nun ging in der dunkeln Nacht auf dem Wege und im einsamen Bette zwischen den Leuten, von denen jedes wenigstens einen Schoppen Branntwein im Leibe hatte, kann man sich leicht denken. Mir graute davor. Mir graute davor, daß die Mädchen nicht toll und voll wurden, sondern noch leidlich aufrecht davon kamen. Aber welch' unheimlich Feuer in ihnen brennen mußte, und wie sie dabei und bei der muthwilligen Versuchung ihrer angeschwollenen Sinnlichkeit werden widerstehen können, konnte man sich denken; konnte sich denken, was da Alles mußte getrieben werden. Und grauen that es mir vor Eltern und Meisterleuten, die ihre von Gott ihnen Anvertrauten fort wußten bis Mitternacht, ihr Treiben ahnen konnten, sie heimkehren hörten in männlicher Begleitung, sie rühyig zusammenschlüpfen ließen in's Bett und ihr Sündenwerk treiben kaltblütig — wahrhaftig, vor dieser rühyigen Kaltblütigkeit graute mir, und mit diesem Grauen suchte ich mein Bett; aber schlafen ließ es mich nicht.

Immer deutlicher stellte sich riesengroß die Angst mir vor's Bett; was doch aus einem Lande, aus dem künftigen Geschlechte werden solle, wenn nun auch Mädchen, künftige Weiber dem Branntweinlaster und somit allen andern Lastern sich ergeben, das Laster in's Heiligthum der Familien verpflanzen, wo es die Kinder

mit der Muttermilch an der Mutterbrust einsaugen müssen.

Es mag wüst gehen in einem Lande; die Männer mögen saufen, spielen, prozediren, es macht noch nicht Alles; es ist noch Hoffnung da, daß mit diesen Säufern und Spielern das Laster aussterbe, so lange in frommer Zucht und Sitte die Weiber zu Hause walten und den Kindern mit Beispiel und Wort einen frommen Sinn einflößen. Man glaubt nicht, was ein klug und fromm Weib vermag. Salomon sagt nicht umsonst: Ein wackeres Weib übertrifft an Werth weit den Karfunkelstein. Ein Mann ist fast nicht im Stande, einen Hof zu verprassen, wenn ein anschlägig Weib im Hause waltet. Man sagt: Ein Hagelwetter zwänge nicht viel, aber wenn das Hagelwetter in die Küche schlage, so sei Alles verloren. Allerdings, wo eine schlechte verdorbene Hausfrau handthiert, da hilft alle Arbeit nichts, da ist alles Sorgen umsonst, und den Kindern sieht man auf viele Schritte die Mutter an. Wo an einer Mutter ein Laster klebt, da wird es allen Hausgenossen offenbar; des Mannes Laster kann eine kluge Frau oft verbergen. Wo eine unfromme Mutter regiert, da ist sie gegen jede Frömmigkeit unduldsam, sie will einen bessern Sinn an Niemand leiden, während mancher gottlose Mann an den Seinigen einen frommen Glauben nicht ungerne sieht.

Schlechte Mütter erziehen ihre Töchter förmlich zum Laster und geben ihnen Statt und Platz im Hause, während die meisten Männer in ihrem Hause nicht dulden würden, was sie auswärts treiben. Die Weiber sind der Sauerteig des Hauses, und von ihnen nimmt das ganze Haus Geschmack und Geruch an. Und das Haus ist die Pflanzschule künftiger Geschlechter. Es ist also die Mutter nicht nur die Gebärerinn des Leibes

ihrer Kinder, sondern sie ist auch die Leiterinn ihrer Seelen; sie prägt die ersten Eindrücke auf dieselben ein. Das weibliche Geschlecht ist darum von so hoher, gewaltiger Bedeutung durch sein Walten im Hause für Sitte, Zucht und Frömmigkeit, und die Wohlfahrt eines Landes hängt mehr vom Walten des Weibes ab, als Männer und Regenten sich einbilden, und vielleicht mehr als vom Rathen, Klügeln, Regentlen der Männer.

Wenn nun die Pest des Unglaubens, der Zuchtlosigkeit und Frechheit dieses Geschlecht ergreift, wenn die künftige Generation an der Mutterbrust vergiftet wird; wenn die Mutter nicht mehr des Kindes Auge auf Gott lenkt, sondern auf's sündige Böse; wenn sie des Kindes erwachenden Durst nach dem Unsichtbaren nicht zu befriedigen weiß, sondern seinen leiblichen Durst erregt und ihn mit Branntwein löscht; wenn des Kindes Auge in der Mutter nicht mehr das Vorbild sieht zu jeder Tugend, sondern das Muster zu jedem Laster, dann ist aller Tage Abend da, dann möchte ich nicht mehr leben, dann würde ich sagen: Ihr Berge fallet über mich zusammen, ihr Berge decket mich!

Wohl wußte ich, daß in der hohen Welt man die Weiber nicht für's Haus erzieht, sondern für alle Welt, und daß sie in aller Welt zu Hause sind., aber nicht wissen, wo in ihrem Hause die Küche ist. Ich wußte, daß in Mittelklassen die Mädchen verschulmeistert werden, daß sie genau wissen, wo die Kokusnüsse, aber nicht, auf was für Bäumen die Erdäpfel wachsen; daß sie Alles arbeiten können, nur nichts für's gemeine Leben; daß man in der Schule an den Geliebten schreiben lehrt oder Bücher recensiren, aber kein vernünftiges Wort; daß sie an Soiréen und Societäten gewöhnt werden, nur nicht an's häusliche Leben. Ich wußte allerdings, daß

in den ärmern Klassen das weibliche Geschlecht verwahrlost wird, weil man ihm keine Bedeutung beimißt; daß viele Weiber in die Sorgen des Lebens versinken und viele in eine Gemeinheit, aus der sie gar nicht mehr aufsehen können zu Gott.

Aber daß es so arg sei, daß Mädchen so ungeschämt dem Trunk sich ergeben; daß die öffentliche Meinung sich gar nicht darüber aufhalte, weil es etwas Gewohntes war; daß Spiel und Unzucht so öffentlich sich dazu geselle, das hatte ich mir doch nicht gedacht. Und was müssen das bereits für Eltern sein, welche dieses zugeben können? und was muß das erst für Kinder geben von diesen so verwahrlosten Mädchen? Das waren die Gedanken, die wie Gespenster mein Lager umgaukelten. Sie erhielten mich wach. Ich mochte mich drehen, auf welche Seite ich wollte, so verfolgten mich die fünf Mädchen, die Maß Branntwein, ihre Buhlen und ihre Kinder. Und wenn ich am Einschlafen war, so hörte ich Jammer und Wehgeschrei liederlicher Eltern, denen verwahrloste Kinder das Herz brachen. Und wenn dieses Geschrei verhallt war, so rollte sich mir das ganze Land vor mir auf, eine unendliche Wüste von Jammer und Elend, voll Branntwein, voll darin zappelnder ertrinkender Menschen. Es war anzusehen wie die Tage der Sündfluth.

Es dämmerte der Morgen, und im Bette mochte ich nicht mehr sein. Da stund ich auf und trat hinaus an die kühle Morgenluft. Eine Pfeife sollte mir die Grillen vertreiben. Während ich so herumstund, die rauchigten Hütten betrachtete und bei mir dachte: wer doch wohl alles darin schlafen möge und wie? kam hinter mir her ein alter Bauersmann, mit einem Wasserschüfeli auf der Achsel, einem Pfeifchen im Munde und

mit beiden Händen in den Taschen grübelnd. Bei mir stille stehend, sprach er: Verzeiht, Herr! Ich glaube, ich habe den Schwamm vergessen, gehe nicht gerne heim und nicht gerne mit kalter Pfeife auf die Matte; wolltet ihr nicht so gut sein, mir aus meiner Noth zu helfen? Ich that gar bereitwillig, und während ich ihm das Feuer rüstete, fragte er: Woher ich so früh komme? Man sehe sonst die Herren nicht so früh aus den Federn. Ich gestand, daß es mir sonst auch nicht begegne, daß ich aber, hier im Wirthshause übernachtend, nicht hätte schlafen können. Das gehe Einem manchmal so in den Wirthshäusern, meinte er.

Mir sonst nicht, antwortete ich; allein hier sei es darnach gegangen. Ordnung sei allerdings nicht die beste, entgegnete er; aber da werde heut zu Tage nirgends ein großer Unterschied sein. Das, was ich gestern hier gesehen, hätte ich doch noch nirgends wahrgenommen, sagte ich ihm; und wenn er mich mitnehmen wolle auf seine Matte, so wolle ich es ihm erzählen.

Ich berichtete ihm nun die ganze Geschichte. Er that gar nicht verwundert, zog meine Worte nicht in Zweifel. Das sei leider so, gehe alle Tage so; es sei noch viel, daß nicht noch mehr Mädchen und Weiber mit ihren Männern da gewesen seien. Er begreife aber nicht, wo das hinaus solle. Wenn es so fortgehe, so müßten die Menschen mit Leib und Seele, mit Haus und Hof zu Grunde gehen. Eins stecke immer das Andere an; so wandere das Elend von Haus zu Haus, wie eine ansteckende Krankheit. Doch hoffe er, der Vater da droben werde dieser Krankheit auch Ziel und Schranken zu setzen wissen zu seiner Zeit, wie jeder andern Krankheit.

Mich wundere nur, wie das so auf einmal habe

einreißen können, sagte ich, und wie Mädchen auf einen solchen Grad könnten gebracht werden.

Guter Freund, ihr fragt viel auf einmal, antwortete der alte Mann; man sieht wohl, daß ihr von den Herrenleuten seid, die immer einen Mund voll Sachen nehmen, und daher keine recht kosten, keine recht verdauen.

Das Branntweinelend ist nicht auf einmal eingerissen, sondern nach und nach. Seit dem Sechszehner-Jahre, wo der Wein so theuer war, nahm es immer zu. Seit der Zeit besonders benutzt man die Bätzeni so wohl. Seit der Zeit vervollkommneten sich die Brennereien, lernte man besonders die Erdäpfel benützen; und seitdem man weiß, daß man aus dem Abgange derselben das beste Mastfutter für Kühe zieht, entstehen die Brennereien zur Verbesserung magerer Höfe allenthalben wie Pilze; denn wenn man eine doppelte Besatzung und zwölf Kühe statt sechs halten kann, so ist es möglich, einen Hof in ganz andern Stand zu stellen. Je mehr Brennereien es giebt, desto wohlfeiler wird das Brönz, der Konkurrenz wegen; das von außen eingeführte macht nicht Alles aus. Je wohlfeiler aber das Brönz ist, desto mehr wird es getrunken von der ärmern und an manchen Orten auch von der bessern Klasse; denn die spart das Geld auch gerne. Hoffentlich werden aber die weisen Leute bald etwas Besseres aus den Erdäpfeln zu machen ersinnen, als Brönz, oder werden ersinnen, das Brönz zu etwas Besserem zu gebrauchen, als zum Trinken.

Wie die fünf Mädchen zum Trinken gekommen, berichtete er mir, nachdem ich ihm ihre Namen genannt und ihre Personen beschrieben, folgendermaßen: Die Mädchen kenne ich gar wohl, sagte er, und ihren ganzen Lebenslauf. Ich bin ein altes Mannli, und brauche für

die G'schrift den Spiegel; aber was rund um mich vorgeht, das sehe ich gar klar und deutlich. Auch mein Gedächtniß schwachet mir; was ich heute in einer Zeitung lese, habe ich morgen vergessen; aber was ich selbsten höre und sehe, das entschlüpft mir selten mehr. So hat sich gar mancher Lebenslauf vor mir angesponnen und abgesponnen, und ich könnte ihnen manchen merkwürdigen und lehrreichen erzählen, ohne viel daran zu fehlen.

In der Sünde Elend führen gar viele Thore; aber nur einen Ausgang hat dieses zeitliche Sündenelend. So führt auch mancher Weg zum Laster der Trunkenheit; verschiedenen Anfang nimmt das Branntweintrinken; aber, in verschiedener Gestalt freilich, wartet allen Säufern das gleiche Elend. Wie so ein Laster beginnt, den Keim dazu, erkennen die Menschen gar selten; ja, sie streuen mit eigener, unkundiger Hand den Samen aus, und schreien dann Zettermordio, wenn der eigenen Aussaat Frucht aufwächst. Ja, auch noch bei seiner Geburt und dem ersten Aufwachsen erkennen die Menschen das Ung'hür nicht, das werden wird, sondern tätscheln und liebkosen es, wie ein Schooßkind. Es ist gerade, wie manche Mutter einen Ausbund von Schönheit an ihrer Tochter erwartet, und am Ende hat sie ein tiefäugig, krummbeinig Speckgesicht.

So waren auch diese fünf Mädchen in verschiedener Lage, und verschieden packte sie die Sünde an.

Marei und Lisabeth scheint ihr besonders auf der Mugge zu haben, Herr, und doch verdienen sie ganz besonders euer Erbarmen; ja, sie verdienen es eigentlich alle fünfe. Andere Leute haben das aus ihnen gemacht, was sie jetzt sind. Wenn die Alten wüßten, wie viel Kinder sie verpfuschten, es würde ihnen schwarz werden

vor den Augen. Aber sie wissen es nicht; und wenn sie selbst ein Kind verhunzt haben, so soll die Regierig daran schuld sein, oder der Schulmeister, oder die ganze Welt.

Marei ist armer, schlechter Leute Kind. Der Vater ist faul; die Mutter ist faul; der Vater stellt sich lieber krank, als daß er arbeitet. Die Mutter läßt lieber aus dem Spreusack, auf dem sie liegt, alles Spreu herauslaufen, und liegt auf dem harten Boden, als daß sie ein Loch zunäht. Beide schimpfen über die ganze Welt, sind mit gar nichts zufrieden; denn wer mit sich selbst nicht zufrieden sein kann, der kehrt gerne diese Unzufriedenheit gegen alle anderen Leute, statt gegen sich selbst. Sie haben mit ihrem bösen Maul in der Gemeinde es so weit gebracht, daß Alle sie fürchten, daß sie besteuert werden müssen, und daß sie doch machen dürfen, was sie wollen, ohne daß Jemand ihnen Vorwürfe zu machen wagt.

Von Jugend auf wurde nun dieses Kind zum Betteln gehalten, und es verstand dieses Handwerk aus dem Fundament. Es war bei keinem Hause abzutreiben; ja, wenn ein Haus mehrere Thüren hatte, so bettelte es vor jeder Thüre, in der Hoffnung, daß nicht die gleiche Person bei jeder Thüre erscheine. Es gelang ihm bei einem großen, jedoch nur von einer Familie bewohnten Hause, welches drei verschiedene Thüren hatte, vor jeder Thüre einen Kreuzer zu erhalten, und das wahrscheinlich mehr als einmal, weil immer eine andere Person zum Vorschein kam. Aber diese Kreuzer brachte es nicht alle heim. Nach Art der Bettlerkinder brauchte es den bessern Theil für sich für Lebkuchen, Haselnüsse, Kastanien ꝛc., und muthmaßlich auch für Branntwein; denn solchen beginnen auch die Bettlerkinder zu trinken; und Weiber, die auf Brücken feil halten, und Leute, welche brennen,

sind heillos genug, diesen Kindern Branntwein zu geben, ja, sie dazu noch anzutreiben. Auch geschah, daß in den längsten Tagen, wenn es schön warm war und man es gut erleiden mochte draußen, und die Zimmermeister nicht Gesellen genug wußten für ihre viele Arbeit, großen Lohn geben und doch nachsichtig sein mußten, der Alte seine Axt ergriff und einige Zeit mit einem Meister ging, um einiges Geld zum Gutleben zu erzimmern. Nun geschah oft, daß das Mädchen dem Vater das Essen tragen mußte, wenn sie im Verding oder im großen Taglohn arbeiteten. Nun sind Arbeiter, die meinen, sie könnten es nicht aushalten, wenn sie des Tages nicht zwei bis drei Mal Branntwein haben, und zu diesen gehört Marei's Vater auch. Wenn nun so ein Vater Branntwein trinkt, so wird er sicher es nicht über's Herz bringen, seinem Kinde, das ihm das Essen bringt, nicht zu sagen: Sä nimm e Schluck, du mast sauft; se nimm umme, er macht d'r wohl. Der Vater meint, weil er ihn gut dünke, so müsse er auch das Kind gut dünken; und selten ist ein Vater so hochherzig, daß er dem Kinde nicht zu diesem Gutdünken verhilft; ja, er schimpft es aus, wenn es sich zuerst weigert, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen. So lehrte wahrscheinlich der Vater selbst das Mädchen trinken, und aus erbettelten Kreuzern verschaffte es sich später das Vergnügen selbst.

Nun geschah, daß man einmal in der Gemeinde das Herz in beide Hände nahm, und den Eltern dieses Kind wegnahm, weil es nie in die Schule, sondern nur dem Bettel nachging, damit doch etwas aus ihm werde und es arbeiten lerne. Das war ganz recht und schön; aber die Eltern thaten gar gewaltig wüst darüber; denn mit ihm verloren sie ihren halben Brodkorb. Nun aber kam das Mädchen zu den ruchlosesten Menschen von der

Welt, weil gerade an ihnen die Reihe war, ein Kind von der Gemeinde zu nehmen; denn die Kinder wurden zum Theil noch vertheilt auf die verschiedenen Güter. Und die Gemeinde hatte noch nie das Herz in beide Hände genommen, zu erkennen, daß Leuten, die ruchlos, übel beläumdet, und die bereits Kinder schmählich verwahrlost hatten, keine Kinder mehr sollten anvertraut werden. Diese Leute waren nicht viel besser, als die Thiere; ein Laster von einer Tugend zu unterscheiden, waren sie durchaus nicht im Stande; frohlockend rühmten sie sich der schändlichsten Dinge. Saufen war ihre tägliche Freude, und ein Kind füllen, ihnen eine wahre Burgerluſt. Sie reizten die Kinder zum Stehlen; Fluchen war ihr Beten; und wahrscheinlich legten sie das Mädchen noch mit Knaben in's gleiche Gaden, wenn nicht in's gleiche Bett. Kurz, das sind Leute, von denen man sich wahrhaftig kaum eine Vorstellung zu machen im Stande ist, und dazu noch Leute von Vermögen; denn sie hätten sonst nicht ein Gut. Und zu diesen kam das Mädchen, damit es besser erzogen werde. Nun kann man sich denken, wie es dort besser wurde und was es lernte. Verwahrlost kam es hin, und verdorben in Grund und Boden kam es nach zwei Jahren von dort wieder, hatte die Gemeinde gekostet, und gab den Eltern ein Recht, über die Gemeinde zu lärmidiren, daß es ein Graus ist. Will man eine gute Sache machen, so muß man den Muth haben, sie ganz gut zu machen; sonst wäre viel besser, man ließe sie ganz sein; denn macht man sie halb, so macht man sie nur schlimmer.

Obgleich Marei nicht lesen konnte, wurde es doch unterwiesen und kam ab der Gemeinde wieder zu seinen Eltern. Dort trieb es das Betteln fort, und ich glaube, es pfuschte den Länder- (Entlebucher-) Mädchen auf den

Straßen und in Wäldern in's Handwerk. Doch erleidete ihm das Daheimsein besonders im Winter; es konnte in keinem Bette schlafen, weil sie keins hatten, mußte die Nächte, mit Hudeln bedeckt, auf dem Ofen zubringen, um die es sich noch mit seinen Geschwistern streiten mußte. Es war hoffärtig, oder nach Hoffart stand wenigstens sein Sinn, und zu Kleidern konnte es nicht kommen zu Hause. Brachte es Geld heim, so mußte es dasselbe hergeben; brachte es Kleider heim, so konnte es sie nirgends einschließen; wer derselben zuerst habhaft wurde, trug sie. Das erleidete ihm; es suchte Platz als Magd; aber nirgends konnte es lange sein. Wenn man Marei hörte, so war es bei lauter schlechten Meistern, wahre Kannibalen gegen Dienstboten. Arbeiten hätte es sollen, wie ein Roß, fressen, was eine Sau, sich behandeln lassen, wie ein Hund; kurz, wenn man Marei hörte, so hätte man plären mögen vor lauter Mitleid. Wenn man aber die Meisterleute hörte, so vernahm man andere Dinge. Von Schnausen, nichts sicher sein, faul sein, unverschämt sein, anlässig sein, kurz, dieser Sein ward kein Ende. So kam Marei nie zu Kleidern, und es schimpfte fürchterlich: es sei gar nichts mehr zu dienen; albez sei es viel besser gewesen; da hätte man noch Lohn bekommen, und nicht nur können Kleider machen lassen, sondern auch noch vorgespart. Es bedenkt aber nicht, daß albez die Mädchen nichts anders wußten, als von Arbeiten, und nichts von Branntweintrinken. Jetzt scheint es ihm gut zu gehen. Es ist bei Leuten, wo der Mann ein Geizhals ist, und meint, es solle gar nichts gebraucht, Alles verkauft und das Geld hübsch bei Seite gethan werden. Die Frau ist anderer Meinung; sie frägt dem Schinden nichts nach, ißt und trinkt gerne gut, und arbeitet so wenig als möglich.

Man kann sich denken, wie dieser Mann und seine Frau zusammenpassen. Jedes folgt seinem Kopf und will leben rücksichtslos auf das Andere. Der Mann ficht mit Gewalt, die Frau mit List. Der Mann schließt alles Geld ein, flucht und thut wie ein angeschossener Bär, wenn er Geld geben soll, oder etwas auf den Tisch kömmt, das hätte verkauft werden sollen. Die Frau half sich so gut als möglich, und stahl dem Manne, was sie konnte; ja, sie soll sogar für 7 Krz. zu Allem gut genug gewesen sein. Bei diesen Leuten ist nun diese Magd und scheint da herrenwohl; sogar der Alte rühmt, er hätte nie eine solche gehabt. Sie weiß ihm zu flattiren und ißt vor seinen Augen fast nichts; das hat ihr sein Herz gewonnen, und er traut ihr mehr, als seiner Frau, und diese Frau macht der Magd vor ihrem Manne lauter saure Augen. Und doch soll ihre Freundschaft gar innig sein, wenn der Mann es nicht sieht. Beide spielen einander in die Hände; was eine nicht stehlen kann, stiehlt die andere; was eine nicht verflöken kann, verflökt die andere. Und wenn der Mann sehen müßte, wie gut Frau und Magd im Obergaden essen, und wie viel Eier, Fleisch, Knöpfli, Käs, Brönz, Wein da oben verspiesen werden, würde er sich die Haare ausraufen. Da hat nun Marei recht gute Händel, ist beider Augapfel, hat Geld zu allen möglichen Dingen, und wird daher wohl für sich zu sorgen wissen, und nicht nur den Mann, sondern auch die Frau betrügen.

So ward Marei, was sie ist.

Mit Lisabeth hat es eine ähnliche Bewandtniß. Sie ist die Tochter eines Schuhmachers und einer Wäscherin, hat einen ganzen Rudel Geschwister und wohnt in einem Schachen. Das ist schon viel gesagt; denn in einem Schachen wohnen gar allerlei Leute, weil alle dahin sich

ziehen, die wenig Hauszins zahlen mögen oder können. In einem Schachen wohnen daher die Leute in einander gepökelt, wie Häringe in einer Tonne. In diesem Schachen waren noch dazu mancherlei Gewerbe, Flößer sogar und Gießer, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Schleifer und Besenbinder, Strählmacher und Strumpfweber, Fischer und Geiger, Schafhändler und Galanderiere, Keßler und Glätterinnen, Schweinmetzger und Lumpensammler, Korber und Sägefeiler, Hühnerträger und Weiberhändler, Schröpferinnen und Kübelibinder, ꝛc. ꝛc., und diese Gewerbe zogen viele Handwerksburschen dahin. Nicht weit davon war sogar eine Fabrik; und wer derselben nicht näher wohnen konnte, suchte sich wenigstens da festzusetzen. So wohnte eine Unzahl von Leuten da, mit unzählbaren Kindern. Unter ihnen waren recht brave Leute, aber auch viele grundschlechte, und die grundschlechtesten von allen zogen da ein und aus, knipsten, wo und was sie konnten, und verpraßten denn da den Raub. Wer an einem ehrlichen Orte ein unehrliches Gelüsten nicht befriedigen konnte, suchte da seiner los zu werden. Kurz, es war ein Ort, vor dem es Einem schüzelet, wenn man dabei vorbeigeht, und man weiß, was da Alles getrieben wird, und wie frech und ungestraft. Es giebt Menschen, deren Anblick Einen abstößt, denen man gerne zehn Schritte vom Leibe bleibt; es giebt aber auch Orte, wo es Einem erst wieder recht wohl wird, wenn man sie eine halbe Stunde im Rücken hat.

An diesem Orte wurde Lisabeth geboren und auferzogen. Vater und Mutter waren überkindet, und hatten für gar nichts Augen, Ohren und Nase, als für sich durchzubringen und alle Tage einen Kreuzer zu verdienen, damit alle sich halb satt essen, und es alle Wochen

noch einen Märitgang erleiden möge. Sie nahmen gar keine Zeit, mit den Kindern sich abzugeben; wenn sie ihnen nur vor den Füßen wegkamen, so waren sie zufrieden; sie etwas zu lehren, zur Arbeit anzuhalten, hätte ihnen zu viel Zeit weggenommen, und sie in die Schule zu senden, das hätten sie dem Dolders Pfaff nicht zu Gefallen gethan. Das jüngste mußte von den älteren gehütet werden; aber je weiter diese mit ihm vom Hause wegkamen, so daß die Eltern es nicht schreien hörten, desto lieber war es ihnen. So brachten die Kinder ihre meiste Zeit auf der Gasse zu, und da, wo etwas ging, das ihnen wohlgefiel; und was das eine aufschnappte, das b'richtete es den andern. Sie konnten halbe Tage bei der Pinte sitzen, und sich an den Worten und dem Thun ergötzen, das da wahrnehmbar war.

Das Lisabethli war ein lustig, frisch Mädchen, aber, von Niemand zurecht gewiesen, ein frech Mädchen; es drängte sich allenthalben hinzu, wo es etwas zu erhaschen gab; und wenn es Jemand essen oder trinken sah, so ruhte es nicht, bis es auch etwas davon erkriegte. Es wurde der Liebling der Handwerksburschen, die dort im Schachen hausten. Es giebt eine Klasse von sehr honorigen Handwerksburschen; aber die war in jenem Schachen nicht zu finden. Jeder Sauniggel zog sich dort zu, und ein je ärgerer er war, desto länger blieb er dort. Um die herum sammelten sich noch andere Kerls ähnlichen Schlags, und manchmal noch solche, die über Unfug wachen sollten, und da ging, was konnte und mochte; und man sollte meinen, das sei in Rußland geschehen, wo man sich damit tröstet, daß der Kaiser weit sei. Nun waren viele dieser Burschen ruchlos genug, mit diesem Mädchen schauerlich umzugehen; Niemand achtete sich darauf. Die Mutter war Wäscherinn dieser Burschen;

das Mädchen mußte Wäsche austragen; was bei der Uebergabe Alles ging und was für Trinkgelder es erhielt, will ich nicht erzählen. Der Vater hatte hie und da auch einen Gesellen oder einen Lehrbuben, und mit dem Lehrbuben trieb das Lisabethli dann, was es von den Gesellen gelernt hatte. Da aber in diesem Schachen nichts ohne Branntwein zugehen konnte, so lernte das Meitschi diesen auch trinken nach Noten, und lernte bei den Abendsitzen, denen es beiwohnte, zu dem Trinken auch spielen. Ja, es geht die Rede, daß in diesem Schachen der Branntwein die Milch ersetze; daß man zum Frühstück, zum Mittag-, zum Nachtessen Branntwein in Kacheln auf dem Tische habe, Brot darein brocke, oder ihn zu der Erdäpfelrösti mit Löffeln esse, wie an ordentlichen Baurenörtern die Milch. Möglich, daß es in des Meitschi's Vaterhaus ebenso zuging. Als es älter wurde, groß kann man nicht sagen, denn es blieb ein kleiner Stung, die Krone war abgebrochen worden, sollte es etwas verdienen; aber es konnte nichts, es kam mit keiner Sache irgend wohin, weil es in keiner Uebung hatte, als im Maul gebrauchen und mit Buben händeln. Da begehrte der Vater auf einmal über das Meitschi auf, es hätte nun plötzlich Alles können sollen. Lisabethli hatte aber einen bösen Kopf, ließ sich nicht viel sagen und begehrte auf wie ein Rohrspatz. Endlich vermittelte die pfiffige Mutter. Lisabethli sollte in die Fabrike gehen. Das war dem Vater recht, gab es doch da etwas zu verdienen; war dem Meitschi recht, der vielen Gelegenheiten wegen, die es da hatte auf dem Hin- und Herwege und um die Fabrike herum, und weil es seine Arbeit am Schatten machen konnte. Es klagte immer, an der Sonne kriege es geschwollene Beine.

Es trieb nun das Fabrikgehen und wurde um nichts

besser; es alterte (wuchs kann man nicht sagen) heran zu einer lüsternen, unterwiesenen Dirne, mußte aber die Fabrike verlassen; warum? sagte man nicht. Daheim wollte man es nicht dulden seines bösen Maules, seiner Meisterlosigkeit wegen; dienen bei Bauern wollte es auch nicht, der Sonne wegen, an die es sich doch hätte wagen müssen. Es wollte nun eine Herrenjungfer werden und suchte Dienstplätze in einem Herrenhause; am liebsten wäre es nach Bern gegangen, weil es dort am ersten auf eine reiche Heirath hoffte, trotz seines abgegriffenen Gesichtes. Es hatte gehört, daß dort gar reiche Herren seien. In einem Herrenhause, stellte es sich vor, hätten es alle Bewohner wie Herren, und es wie eine Herrenfrau, könne am Kaffeetische sitzen, und wenn es nicht mehr Kaffee möge, in den Keller über's Brönz, und die Arbeit mache weiß Gott wer, vielleicht Gott selbst, auf alle Fälle nicht es an seinem Kaffeetische oder hinter seiner Flasche.

Da nun aber seine Hirngespinnste nirgends in Erfüllung gingen, da man seine unverschämte Zunge, sein Lügen nirgends lange ertrug, so konnte es nirgends lange sein, konnte am Ende, wie es sagte, die Sklaverei nicht mehr ertragen, in welcher es nicht alle Abende seinen Schätzen nachlaufen, nicht alle Sonntage irgend einer Hudelten zusteuern und halbe Nächte fortbleiben konnte. Es segelte wieder nach Hause, giebt sich vorgeblich mit Wollenrüsten ab, denkt aber gar nicht an seine Arbeit, sondern an seine Buben, und stellt, wo es nur kann, sich mit seinen schliefrigen Augen jedem Schlingel unter die Nase, hoffend, er werde erst sein Schatz, dann sein Mann. Denn heirathen, heirathen will es für's Teufelsgewalt durch jedes Mittel; im Heirathen hofft es seine Seligkeit und Branntwein genug

in alle Ewigkeit. So ward das dicke Lisabeth, was es jetzt ist.

Der Alte leitete unterdessen emsig Wasser auf und ab, flatschte mit seinen drei Zoll hohen Holzbödenschuhen keck im Wasser herum, wohin ich ihm mit meinen Stiefelchen nicht folgen konnte. Nachdem er ein halb Dutzend kleine Bretter mit der Schaufel herausgewogen und anderwärts mit der schmalen Seite der Schaufel wieder eingeschlagen, Erdschollen säuberlich bei Seite gesetzt und sie wieder bei den frisch eingesteckten Brettern zurecht gedrückt hatte, stützte er sich auf sein Schäufelchen und sah ernstlich zu, wie das Wasser ab- und auffloß, nahm hier eine Scholle weg, legte dort eine andere zu, hob hier ein Brett einen Zoll höher, gab jenem dort einen oder zwei abgemessene Schläge, Alles mit einer Miene, daß man sah, er sei ganz mit Leib und Seele bei seinem Werke; daß er wohl wisse, was er mache; daß er wie ein getreuer Vater mit aller Sorgfalt jedem Gräschen das Maß Wasser zukommen lasse, welches dem Gräschen heilsam sei. O, sie ist gar rührend zu schauen, diese Sorgfalt im Kleinen wie im Großen, und dankbar schienen die Gräschen sie anzuerkennen. Alle sahen so freundlich zu ihrem Pfleger auf und jedem schimmerten ein oder zwei Thränchen in seinen grünen Aeugelein. Freundlich sah der Alte sie an, eins nach dem andern, ob jedem auch wohl sein Theil werde; und als er sah, wie allen so wohlbehaglich ward, und wie munter sie sich aufreckten im kühlen Wasser, da sagte er traurig: Ja, Gräschen kann ich erquicken und grünen lassen zu Tausenden, und sie verkünden ihres Schöpfers Lob und Ehre; aber Menschen muß ich schaurig verderben sehen, kann von ihnen nicht ableiten das giftige Wasser, sie nicht erquicken mit dem gesunden Wasser, das Gott so

reichlich und ohne Mühe uns sprudeln läßt; sie, die zu Ebenbildern Gottes geschaffen sind, leben zu Schmach und Aergerniß, und liegen in Sünden zu Hause, während jede Blume in den Matten, jedes Vögelein in den Zweigen den Schöpfer preist! Heute, am Tage des Herrn, wer ist's, der ihn heiliget? das grüne Gräschen im kühlen Wasser oder das versoffene Mensch in seinem stinkenden Bette? Ja, und Stüdi und Lisi hätten auch schöne Blumen werden können in Gottes Garten, wenn die Welt nicht gewesen wäre; das thut einem so weh, und der kurzsichtige Mensch möchte Gott fragen: Herr, warum hast du das an ihnen geschehen lassen? Und schwer kömmt es ihn an, diese Frage mit der Antwort zu stellen: Des Herrn Wege sind wunderbar und seine Gerichte unerforschlich! Doch werde auch ich ungerecht, sagte der Alte nach einigem Sinnen. Hätten doch Marei und Lisabeth nicht eben so schöne Blumen werden können in Gottes Garten, wenn das Verderben sie nicht so frühe erfaßt, den Körper zerstört, den Geist niedergetreten und der ganzen Erscheinung den Stempel unaussprechlicher Gemeinheit aufgedrückt hätte? In Stüdi und Lisi erkennt der Mensch noch das Höhere, Bessere, die äußere Hülle ist noch nicht ganz zerstört; sie erzeugt unwillkürlich ein trauriges Gefühl durch den Anblick des Gegensatzes zwischen ihren Anlagen und ihrer gegenwärtigen Erscheinung; das Auge wird bestochen und das Mitleid für das sichtbar Bessere in ihnen redet laut. Bei den beiden andern wird das Auge nicht bestochen, man fühlt kein Mitleid mit ihnen, weil man sie zu nichts Besserem bestimmt glaubt, weil man keine Spur mehr sieht von dem, was sie hätten werden können. Ist das aber nicht ungerecht, verdienen sie eben nicht deßwegen das meiste Mitleid, weil der Mehlthau des Lasters

sich so früh bei ihnen angesetzt und die ganze Pflanze bis zur Unkenntlichkeit zerstört hat?

So schwatzte der Alte, auf sein Wässerschüfeli gelehnt, und mit großen Augen sah ich den philosophirenden Bauer an, und sah dann um ihn herum, ob nicht etwa ein Professor hinter ihm stehe und für ihn rede; aber ich sah Niemand als den alten Bauersmann und sein Wässerschüfeli.

Das kam mir ganz wunderlich vor, daß im Kanton Bern ein Bauersmann so rede, und daß so nahe bei so viehischem Sinn so tiefer Sinn wohnen sollte. Der Alte sah meine Augen wohl, aber er verwunderte sich nicht darüber, brachte sie auch nicht in Rede, sondern erzählte mir dann auf meine Bitte noch das Folgende. Jetzt würde ich mich über den Alten nicht mehr verwundern, denn fand ich doch seither im Kanton Bern noch mehrere Männer in Zwilch und Halblein, deren Einer an tiefem Sinn und gesundem Denken mehr wog, als zehn ordentliche oder außerordentliche Professoren sammt ihren Brillen, ihrer Compendien-Gelehrsamkeit, ihren verrückten Theorien und fabelhafter Arroganz.

Stüdi, sagte der Alte, war ein gar liebliches Mädchen von Jugend auf, sinnig und gar nicht so wild und ungestüm, wie die andern Kinder. Es war immer, als ob es etwas Appartes denke, und doch wußte es zu thun, was es einem an den Augen absah, und sah immer gar reinlich aus; es war recht, als ob der D... sich nicht an das Mädchen wage. Sein Vater war Fuhrmann, führte ein etwas liederliches Leben, wozu Fuhrleute sich gerne verführen lassen, und starb früh. Seine Mutter hatte anders geheirathet, bekam Kinder, und das Mädchen hatte es gar bös; es hätte nirgends sein und doch Alles machen sollen. Seine Stiefgeschwister waren

häßliche, böse Dinger und quälten das Schwesterchen gar sehr, und der Vater mochte je länger je weniger leiden, daß Stüdi so hübsch, seine Kinder so häßlich seien. Und Stüdi, als ob es zum Trotz wäre, wurde alle Tage lieblicher und hatte gar etwas Appartes an sich; es war fast, als ob es ein Herrenkind wäre, und das wurde ihm auch oft vorgehalten, wie vornehm es sich geberde.

Ich wohnte nicht weit von ihnen, hatte das Mädchen immer im Auge und ein absonderlich Wohlgefallen an ihm gehabt. So oft es an meinem Hause vorbeiging, hatte ich ein Wort für das Mädchen und erhielt dafür eine freundliche Antwort. Mein Sohn hatte ein Weib genommen und nach Landesgebrauch Kinder erhalten, und ich dachte oft bei mir, Stüdi möchte ich einst zum Kindermeitschi haben. Ein freundlich, reinlich, sittsam Meitschi ist ein wahrer Fund und Goldes werth; leider aber ist es Mode, daß, sobald eines fünf zählen lernt, wird es alsobald zu hochmüthig, um Kindermeitschi zu sein. Als ich hörte, wie bös es Stüdi habe, und wie ungern gesehen es zu Hause sei, ließ ich ein Wort davon Stüdi fallen, und als es gar nicht unabgeneigt schien, redete ich darüber mit dessen Mutter. Die sagte mir, ihr wäre es recht; je eher Stüdi fortkäme, desto lieber wäre es ihr; es sei ganz verstockt, sie könne gar nichts mit ihm anfangen. Aber es habe eine gar grausam vornehme Gotte in Bern, die sei Köchinn bei einem alten Junker Landvogt, und die habe neulich geschrieben, sie wolle nächstens hinauskommen und dann sehen, was mit Stüdi anzufangen sei. So müsse sie nun warten, bis diese käme, um mir den Bescheid zu geben. Sie möchte die Gotte nicht böse machen, Stüdi könne vielleicht von ihr erben; sie sei fett wie

der Amme, habe alle Tage vornehm zu essen, Weißbrei und Birenschnitze und Fleisch, sie wisse nicht, wie oft in der Woche; wenn daher nicht bald ein Schlagfluß, Gott behüt's davor, sie treffe, so wisse sie nicht, wer an Schlagflüssen mehr sterben solle.

Die Gotte kam bald, und ich erhielt einen abschlägigen Bescheid. Dreißig Jahre hatte die in Bern gedient und einen Stolz eingesogen, ärger als ihr alter Landvogt einen haben mochte. Sie betrachtete die Bauern wie Hottentotten oder Neufoundländer, und das Leben auf dem Lande so, als ob das Fegfeuer ein Tanzsaal dagegen wäre. Sie schimpfte gar lästerlich über das Bauernvolk, als ob sie von einem spanischen Herzog abgestammt wäre und nicht von einer armen Schaubhüttlerinn; bei jeder Gelegenheit warf sie mit Baurenpack, Baurenpflegeln und Lümmeln um sich. Bei solchen wollte sie nun ihr Gotteli, das ihr gar wohl gefiel, nicht lassen. Sie könnte es vor Gott nicht verantworten, sagte sie, wenn sie es in den Händen dieser Lümmels ließe, daß sie es hielten wie ein Hausthierchen, alle Jahre für ein Paar Stumphosen und ein Paar Holzschuhe, ihm zu fressen gäben, was die Säue nicht möchten, und an der Fastnacht Küchli, die kein Hund verdauen könnte, durch die man mit keiner Waldsäge käme. Bei denen es würde so schwarz wie eines Schwarzwälders Hosen und so dumm bliebe, daß es nicht wüßte, wo in Bern der Weibermärit sei und der guldige Adler. Nein, vor Gott könnte sie das nicht verantworten, man solle es dem Baurenlümmel nur sagen. Sie wolle etwas an das Meitschi wenden und es zu einer Näherinn thun; wenn es nähen könne, so schickte es sich perfekt für eine Kammerjungfer. Sie kenne eine Näherinn, die auch eine Zeit lang in Bern gedient und jetzt Wittfrau sei.

Die wisse doch, was Manier sei, und daß ein Unterschied sei zwischen einem Hund und einem Menschen. Die werde ihr schon den Gefallen thun und Stüdi nehmen; da sei es doch anders versorgt, als so bei einem halbleinigen Kalb.

Diese Näherinn war ein sauberes Weibsstück, frug aber dem die Gotte wenig nach; war sie doch in Bern gewesen, und das wog bei der alten Köchinn Alles auf. Sie war eine von den saubern Wittwen, welche ihre Kinder der Gemeinde oder Gevatterleuten aufbürden, und nun ein freies Leben führen, den Krug so lange in's Wasser tragen zu können, bis er bricht.

Sie war eine gute Arbeiterinn, aber sie arbeitete, um besser zu leben; um ihre Kinder bekümmerte sie sich nicht; sie arbeitete, um Mannsvolk damit anzuziehen; ob ihre Kinder Schuhe hatten oder blaugefrorne Füße, focht sie nicht an.

Dieses Weib führte sich nun recht auf, wie eine ausgelassene zaum- und zügellose Wittwe. Sie war allenthalben, wo es lustig ging, in Bädern, auf Märkten; hatte allenthalben gute Bekanntschaft und brachte von dort immer Kilter zum Uebernachten heim, Männer und ledige Bursche. Sie hatte aber nur ein Bett, und bei ihr mußte Stüdeli, das liebliche Mädchen, schlafen und Zeuginn sein von all' ihrem Treiben, mußte alle Nächte tiefer und tiefer sich einweihen lassen in das Leben einer geilen Wittwe. Diese Wittwe war nun nicht nur eine Liebhaberinn vom Mannenvolk, sondern auch vom Trinken; beides ist gerne bei einander. Sie hatte immer eine Flasche von Etwas im Schäftchen, bald dieses, bald jenes. Wenn sie nun des Morgens im Winter bei strubem oder kaltem Wetter auf die Stör mußten, nahm sie ein Gläschen zur Herzstärkung, und

weil sie gerne das Stillschweigen Stüdeli's erkaufen wollte, drang sie ihm auch eins auf. Es nahm dasselbe anfangs gar ungerne, aber das gute Mädchen wollte die Meisterfrau nicht böse machen, meinte, es sei wirklich etwas Gutes und es schicke sich, daß es solches Wasser auch trinken lerne, überwand sich und lernte es trinken.

Oft erhielten sie noch an den Orten, wo sie waren, Brönz, um 9 oder um 3 Uhr, hier und da also drei Mal des Tages, — ein Mädchen, das noch nicht unterwiesen war. So gewöhnte Stüdeli sich an das Brönz und es ward ihm Bedürfniß.

Ehe die Lehrzeit zu Ende war, starb die Gotte, und richtig an einem Schlagfluß, wie vorausgesagt worden war. Sie hatte am Neujahr ihrem Herrn Landvogt eine Gans gebraten und sie mit Kastanien gefüllt. Der Herr Landvogt aß die beiden Flügel, einen Schinken und auch etwas von den schönen weißen Bruststücken nebst einem Theil der Kastanien; die Köchinn versorgte den Rest und mit besonderm Wohlgefallen das Bürzi. Aber es war das letzte Mal, daß sie Gans gegessen hatten; ehe eine Woche um war, lagen beide im Grabe, sie und ihr alter Landvogt. Nun war es aus mit dem Kammerjungferdienst, und Stüdeli blieb bei seiner Meisterinn. Es blieb lange noch ein scheinbar still und sittsam Mädchen, dem man den im Innern hausenden giftigen Wurm nicht ansah. Es wuchs schön auf und hatte Backen wie Milch und Blut, und etwas Geschleketes, daß Alles auf es sah, wenn es in eine Tanzstube kam. Die Wittfrau legte es darauf an, Stüdeli ganz zu ihrer Kumpaninn zu machen, munterte es zum Kilterhalten auf, duldete diese in ihrem Bette, kurz, ich mag nicht davon reden. Ein lustiger Bauernsohn fand Gefallen

an dem Meitschi und das Meitschi an ihm und es schien auf einmal ganz eingezogen leben zu wollen, ganz wie ein anderer Mensch. Aber der Vater des Burschen that wüst, die Meisterinn wußte auch ihre Hände trennend dazwischen zu haben, und aus der Heirath ward nichts.

Es schien Stüdeli fast das Herz abzudrücken anfangs, dann aber stürzte es sich köpflings in die Ausschweifungen hinein. Es schien, als ob es der ganzen Welt damit etwas zu Leide thun wollte; wie leider junge oder unkluge Leute oft thun, daß sie sich selbst zu Grunde richten oder zu Schanden machen, in der Meinung, jemand Anderm weh zu thun damit.

Es verließ endlich, wegen eines Buhlen entzweit, seine Meisterinn und arbeitete für sich selbst. Es ist eine gute Arbeiterinn, hat darum viel zu thun; ist treu, aber nimmt den Branntwein immer lieber und jedes Mannsbild ist ihm recht; deßwegen hat es schon manche Stör verloren. Man glaubt oft, es trinke, nur um zu vergessen, was in den Hintergrund seiner Seele zurückgedrängt, sich noch immer regt. Es heißt, es habe keinen Schlaf mehr, daher arbeitet es oft Nächte durch, und trinkt besonders in diesen Nächten. Im Welschland giebt man in kalten Winternächten spät kiltenden Näherinnen kalte Aepfel, Eins wohl so gut als das Andere. Schon aber zeigen sich die Folgen dieses Treibens immer deutlicher. Der Beruf der Näherinnen auf dem Lande ist ohnehin gefährlich. Die sitzende Lebensart, dazu die schweren Speisen der Landleute, welche sie, obgleich nicht schwer arbeitend, doch mitgenießen müssen; die kalten Füße, welche sie Tage lang haben, oder die nassen, wenn sie am Morgen bei schlechtem Wege auf die Stör mußten, haben schon gar manche Näherinn in's Grab gebracht. Es stockt das Blut, sein Umlauf ꝛc. wird

gehemmt, und böses Blut ist wohl die böseste Krankheit, führt bald zu langen Martern, bald zu schnellem Tode.

Wenn dann zu diesem noch der Branntwein kommt bei einer Näherinn, der das Blut so schwer und schwarz macht; wenn man ihn nicht herausschwitzen kann, so mag man sich denken, wo das hinaus muß.

Ich glaube nicht, daß alle Gläschen Branntwein schaden; ja, ich bekenne, daß ich zu Zeiten selbst eins nehme, wenn es harter oder kalter Arbeit gilt, oder an einem neblichten Morgen ein langes Wässern, und daß er mir da übel mache oder mich schwäche, habe ich nie empfunden. Aber wer eine Gewohnheit daraus macht, ist verloren, ich glaube es; wer die Gewohnheit bereits hat, muß ganz aufhören, halb kann er nicht, ich glaube es; und wer ein Stubenhocker ist, eine sitzende Lebensart führt, ein auf einen Fleck bindendes Handwerk, der soll den Branntwein, überhaupt starke Getränke bleiben lassen, sonst ist er verloren; ich glaube es. Ein Schmid z. B. kann ertragen, was einen Weber tödtet.

So scheint es mir mit dem armen Stüdeli zu gehen; es scheint mir bereits das Leben aus seinen äußern Theilen zu weichen, die Hände sehen so kalt und steif aus, daß es einen schaudert bei dem Anblick. Es schüttelt mich bei dem Gedanken, daß es mich anrühre, so eiskalt kommen sie mir vor.

Das Traurigste von Allem aber ist, daß das sein Verderben fühlende Stüdi das ihm anvertraute Lehrmädchen auf die gleiche Weise in's Verderben zieht, wie es selbst hineingezogen worden ist.

Bäbeli ist eine Tochter rechtschaffener Leute und wußte von dem Allen nichts, was es jetzt mitmacht. Die Leute wollten diese Tochter das Nähen lernen lassen;

es käme ihr immer komod, meinten sie. Sie hatten gehört, daß Stüdi eine gute Näherinn sei, dem Weitern frugen sie nichts nach. Sie hatten gar keinen Begriff davon, wie Kinder angesteckt und verdorben werden.

Ja, Gott ist groß, wie der Türke sagt, und es muß etwas Herrliches in der menschlichen Natur liegen, und Gott muß, wie der schöne Glaube sagt, mit einem jeden Kinde einen Engel auf Erden senden, daß bei der fürchterlichen Sorglosigkeit so vieler Eltern noch so viel Gutes am Menschen geblieben ist. Treibt einer ein Handwerk gut, oder führt er ein gut Mundwerk, man vertraut ihm ein Kind an und frägt nie: ob er das große, allen Menschen aufgegebene Handwerk verstehe, aufzuerbauen das Ebenbild Gottes in seiner eigenen Erscheinung; Tausenden würde man keine hundert Franken ohne Unterpfand und Bürgschaft anvertrauen, aber ein Kind übergiebt man ihnen mit Leib und Seele ohne Bedenken.

Ja, schlechten Meistern, denen alle Partikularen in einer Gemeinde keinen eigenen Schuh anvertrauen würden, vertrauen ganze Gemeinden mit Leib und Seele ihre Kinder an. Man sinnet nicht, was es dem Menschen hälfe, wenn er die ganze Welt gewänne und litte Schaden an seiner Seele. Man sinnet nicht, wie schwer das Beispiel einwirkt, und wie zart eine Kinderseele für fremde Eindrücke ist. Man sinnet nicht, daß der eine verlorene Seele bleibt, der vollkommen nähen oder schmieden kann, aber an den neuen Menschen, der in Christo uns vorgebildet ist, keine Hand zu legen weiß.

Darum auch wendet man viel größere Sorgfalt auf die Anlegung der Kapitalien, als auf die Unterbringung der Kinder. Auf himmelschreiende Weise schickt man Kinder in's Welschland, und himmelschreiend bringt

man sie im eigenen Kanton unter, und zwar nicht aus Bosheit, sondern weil man wohl Acker kennt und Wiesen, Pferde und Kühe, aber nicht der Seele Natur und Wesen; und weil man thöricht wähnt, weil man Acker kenne und Wiesen, Pferde und Kühe, kenne man auch der Seele Natur und Wesen. Aber doppelt thöricht ist die Obrigkeit zu nennen, welche diesen Wahn nicht nur bestärkt, sondern in demselben vorangeht. Da muß wohl, was oben sein soll, unten kommen, die Seele in den Staub, während die Füße gen Himmel gabeln.

So hatten auch Bäbeli's Eltern nicht darauf geachtet, was Stüdi neben seinem Nähen treibe, hatten ihm das Kind übergeben und die Hälfte des Lehrgeldes vorausbezahlt, und wahrscheinlich nun die andere Hälfte auch. Und wenn sie jetzt schon allerlei bemerken sollten, Bäbeli müßte doch bis an's Ende der Lehrzeit bleiben, damit man am Gelde keinen Schaden leide und an nichts Schaden leide, was man sich ausbedungen hat. So nun muß Bäbeli mitmachen, was seine Meisterinn macht. Es muß Branntwein trinken, muß bei Stüdi's Kiltern schlafen, kann daneben auch seine eigenen haben im gleichen Bett, kann mit ihnen treiben, was es will, oder muß mit sich treiben lassen, was sie wollen, wenn es nicht will ausgelacht sein. So geht das arme Kind einen traurigen Weg, wahrscheinlich seinen Todesweg, und es weiß es nicht. Es hat nichts in sich, das es aufhält; es findet außer sich keine Hand, die es zurückreißt, es wird vorwärts getrieben wider Willen. Es schüttelt sich, wenn es Branntwein trinkt, es weint sicher an manchem Morgen über die vergangene Nacht, und doch trinkt es Branntwein und meidet die beweinten Nächte nicht, das arme, arme Kind.

Es müsse doch schauderhaft schlecht im Kanton Bern aussehen, sagte ich; eine solche Verdorbenheit finde man nirgends. Nun begreife ich, warum es so kunterbunt hergehe daselbst, und man allenthalben anfange, ihn zu verachten und für den schlechtesten zu halten. An andern Orten sehe man doch zu den Kindern und wo man sie hinthue.

He, das glaube er nicht, sagte mein seinem Wasser noch immer zusehendes Bäuerlein; er glaube z'Gunteräri, man sei an vielen andern Orten noch viel schlechter, aber weniger aufrichtig. Er habe mir unverblümt sein volles Herz geleert. Ich hätte ihm vernünftig und theilnehmend geschienen, und da hätte er mir nicht an den Hosen geschmökt, ob ich ein Zürcher oder ein Genfer oder ein Baseler sei, sondern nur aufrichtig seine Meinung gesagt. Er wisse wohl, daß wir Berner hierin dumm seien; Zürcher und Aargauer thäten ganz anders, die wüßten das Ding besser anzukehren und jeden Fremden zu überreden. Teufelsdreck rieche bei ihnen gerade so, wie an andern Orten Küchli und Eiertätsch. Was die Berner in Mißkredit bringe, sei nicht das Volk, sondern das G'hüder, das immer obenauf schwimme, wenn man die Masse aufrühre; in ordinäri Zeiten bilde es den Bodensatz; solches G'hüder setze sich aber bald wieder zu Boden, man brauche nur ein wenig ruhig zu sein und aufzuhören zu guseln und umzurühren. Das wüßten die Teufelsbuben aber wohl, darum guselten sie immer und rührten beständig von Neuem auf.

Nein, das sei es nicht, sagte ich; ich wüßte das Volk wohl von einigen Trinkern zu unterscheiden, aber nirgends hätte ich noch von solchen Dingen gehört und gelesen, noch fünf Mädchen hinter einer Maß Branntwein gesehen.

Daß ihr gerade diese fünf Mädchen gesehen, ist ein Zufall. Herr, und daß ihr mich angetroffen, der ich kein Blatt vor dem Maule habe, ist ein noch größerer. Daß ihr an andern Orten nichts solches gesehen oder gelesen, wundert mich nicht, denn ihr Herren Reisende und ihr in schwarzen oder guttuchenen Kutten wisset nicht, was vorgeht im eigentlichen Volke. Dem Volke verstehen gar wenige in die Augen zu guggen, so recht auf's Leder hinein. Ich nehme kein Blatt vor's Maul. Herr, das habt ihr gehört! aber ich kenne auch Welsche und Freiburger, Aargauer und Zürcher, Kantönler und Landschäftler, kenne b'sunderlich die Länder; aber ich tauschte wahrhaftig nicht mit ihnen, und unsere Mädchen nicht an die g'wadeten Ländermädchen und noch an manche andere nicht. Aber wir Berner sind halt zu aufrichtig und sagen es laut, wie wir sind; da schießen dann die andern herzu und schreien: Losit, losit, säyt er's nit selber! und verbrüllen uns dann in der ganzen Welt.

Ja, aber auch nichts habe ich gelesen, das dem gleichet, was von euch zu lesen steht, sagte ich. Die, welche schreiben können, sagte er, kennen gewöhnlich das Volk nicht, und wenn sie's auch kennen, so sind sie eben nicht aufrichtig; was können wir dafür, daß wir solche unter uns haben, die uns kennen von oben bis unten und hinten und vorne, und schreiben können und dazu aufrichtig sind, und was sie kennen, gerade heraussagen; ist das eigentlich nicht eine Sache, deren wir uns rühmen sollen, die uns vor andern bevorzuget? Herr, und daß wir solche aufrichtige Menschen nicht todtschlagen, sondern uns gerne von ihnen den Spiegel vorhalten lassen, ist das nicht ein Zeichen, daß wir zur Besserung reif sind?

Das Bäuerlein war warm geworden, und ich fand

für gut, abzubrechen, und bat ihn, daß er mir auf dem Heimweg noch Lisi's Geschichte zum Besten geben möchte. Eigentlich sollte ich nicht, sagte er, wenn es so gemeint ist, daß ihr nur fraget, um uns Bernern es aufzurupfen. Und doch will ich es thun; aber mit der Vorrede, die ihr zu Hause prüfen möget: daß Selbstkenntniß der erste Schritt zur Besserung ist; prüfen: ob ihr diesen auch schon gethan habt.

Lisi war ein Prachtmeitschi von Jugend auf und eines Vorgesetzten Tochter. Unsere verstorbene Frau Pfarrerinn, ein ehemaliges vornehmes Granggelbei, welche vier gelbgrüne Grieglen von Mädchen hatte, schlank wie Haselstecken, meinte oft, Lisi sehe gar so gemein aus, es sei Schade um dasselbe, sonst wäre es ein gutes Mädchen.

Es leuchtete wie die Gesundheit selbst, und war immer drei Zoll größer als die größten Kinder seines Alters. Es war auch ein herzgut Kind, und wo es Jemand einen Gefallen thun konnte, scheute es keine Mühe; wo es einem Armen eine Wohlthat erweisen konnte, da mußte sie erzwungen sein; wo es Jemand bei Vater oder Mutter z'best reden konnte, sparte es weder Worte noch Flattiren. So ward es billig der Stolz der Eltern und der Liebling aller Leute. Wenn man das lustige Lisi von weitem sah, so lachte einem das Herz im Leibe, und ich glaube nicht, daß ein einziger Mensch ihm diese allgemeine Liebe vergönnt hat.

Einzig dem Schulmeister war Lisi nicht ganz recht. Es trieb in der Schule alles Mögliche, nur mit dem Lernen mochte es nichts zu thun haben, und der Schulmeister wollte behaupten, es mache sich immer näher zu den Buben, als nöthig sei; aber es achtete Niemand seiner viel.

Als es vierzehn Jahre alt war, starb in schneller Krankheit seine Mutter. Sie war eine brave Frau gewesen, hatte das Hauswesen meistens geführt, da ihr Mann viel abwesend war, und die Kinder zum Arbeiten gehalten; freilich das Bessere im Menschen zu hegen und zu pflegen, hatte sie nicht Sinn, nicht Zeit.

Lisi war das älteste Mädchen und war groß und stark wie ein achtzehnjähriges. Der Tod der Mutter ging ihm zu Herzen, und es fühlte, was ihm jetzt für eine Verpflichtung geworden sei. Es übernahm sie auch kräftig und munter, war früh und spät, und schaltete recht verständig, war den kleinen Geschwistern eine rechte Mutter. Der Vater, dem der Tod seiner Frau schwer zu Herzen gegangen war, weil dadurch eine Bürde an ihn zurückfiel, die er auf die Frau überladen hatte, mußte nun in der ersten Zeit daheim bleiben, was ihm ungewohnt vorkam. Als er sah, wie sein Meitschi in den Fußstapfen seiner Frau ging, wie Alles seinen Fortgang nahm, als wenn seine Alte noch da wäre, freute er sich gar sehr darüber und ging alsobald wieder seiner Wege. Der thörichte Vater dachte nicht, welch' Unterschied sei zwischen einer 40—50jährigen Frau, welche durch 40jährige Reibungen der Welt in ihr Geleise gedrückt worden, und einem 14jährigen Mädchen, das die Welt erst zu berühren beginnt, in ein Geleise zu bringen sucht. Der thörichte Vater ging seiner Wege, und statt daheim zu seinem hübschen, guten Mädchen zu sehen, rühmte er es in den Wirthshäusern, an Steigerungen, Freundlichkeiten; im Gemeindrath schlug er auf den Tisch und schwur: Es Meitschi, wie er heyg, heyg bim D... Kene; er chön 8 Tag furt sy, das gang bim D... glych; sye er daheim oder nit, sys Meitschi mach alls un es syg bim D... erst 14jährig, das gäb einist e

Büri, er well us biete im ganze Lang! So rühmte der Vater das Meitschi auch zu Hause, aber das verdarb es nicht. Aber andere Leute kamen auch und rühmten es. Liseli war gar gutherzig, und wo an einem Ort eine gutherzige Person in einer Küche waltet und Spycher- und Kellerschlüssel hat, da riechen es hungerige Leute stundenweit und machen sich herbei mit Rühmen und Flattiren. Da ging nicht manche Stunde vorbei, daß nicht ein runzlicht Gesicht vor der Küchenthüre stund und dem an der Feuerplatte schwitzenden Liseli zurief: Nei, bim Schieß, so wie du eis bisch, isch kens auf d'r ganze Welt, un wenn sie minethalb hundert Stung läng wär. Nei, wie bisch doch aber so hübsch, es duechts mi, es sötte all Buebe a d'r b'hange, wie d'Wespeni ime ne Hunghafe. So ging es manchmal eine ganze Viertelstunde lang, und wer will es dem gutherzigen Meitschi verübeln, wenn es gerne hörte, wie lieb es die Leute hätten; wenn es gerne hörte, wie alle es gut mit ihm meinten; wenn es bei diesem Lob weich ward, es auch gut mit der Schmeichlerinn meinte und seine milde Hand weit aufthat. Was wußte das gutherzige Meitschi von Falschheit und der Tücke der Leute, und wer öffnete ihm die Augen darüber?

Neben diesen Leuten thaten auch das Mögliche die Diensten und Tauner, um das gute Liseli zu mißbrauchen.

Die Mädchen flattirten ihm, eine wollte werther sein als die andere, um mehr zu erhaschen; sie erzählten ihm von Buben, Kiltgang, Schätzele, erregten die Neugierde des kräftigen Mädchens, und was es dann mit halblauter Stimme im Kabisplätz oder beim Jäten oder beim Krautrüsten frug über die dunklen Gadengeheimnisse, das löste ihm bald die eine, bald die andere Magd gründlich und willig auf. Die Knechte hatten

ihre Händel mit Liseli, gugten ihm freundlich in die Augen, machten ihm den Hof mit ihren saftigsten Redensarten und kamen ihm manchmal mit ihren kuhdreckigen Fingern wohl nahe, und zu einem Müntschi nahmen sie sich auch die Freiheit. Wer will es dem Meitschi verübeln, wenn es sich dessen nicht zu erwehren wußte, wenn es ihm nach und nach gefiel, ein Müntschi ihm wohlthat und eine Rede ein eigenes Feuer ihm in sein rasches Blut goß? Wer warnte es, wer gab ihm ein Gegengewicht gegen Alles, was auf sein Fleisch eindrang? Doch das hätte vielleicht noch nicht Alles gemacht, findet man ja das Gleiche in gar vielen Häusern; aber es war noch eine andere Person in diesem Hause, und derselben muß man Liseli's ganzes Verderben zuschreiben. In ihrem Hause war ein Tischgänger, der ein Handwerk trieb; ich sage nicht, war's ein Weber oder ein Schneider, ein Häftlimacher oder ein Druckenmacher; es war auf jeden Fall ein wüster, aber schlauer Bursche, der alle Börtel zu gebrauchen wußte, um wohl und doch wohlfeil zu leben. Der ging schon lange bei ihnen aus und ein und war oft Wochen lang daheim, besonders im Sommer. Liseli, das kochte und die Haushaltung machte, war nun auch oft daheim, wenn Alle auf dem Felde waren, oder es war draußen im Hause, während die Andern in der Stube spannen. Nun schlich sich dieser verfluchte Tischgänger an das Mädchen, wie ein giftiger Wurm in einen schönen Apfel.

Es ist eine ganz eigene Sache, wenn zwei Leutchen zurückbleiben allein in einem großen Hause, und gar willkommen ist das eine dem andern gegen die Längizyti, und gar heimelig wird es ihnen bei einander, und aus dem Heimelig entstehen oft unheimliche Dinge.

So wußte der Tischgänger dem Liseli sich werth

zu machen und lieb, wußte ihm Vieles zu b'richten, und war ihm gar hülfreich bei schweren Geschäften, wo das Meitschi nicht z'schlag kommen, niemand anderes rufen konnte. Wenn dann etwas Appartes gethan war, oder wenn er etwas Appartes im Kuchigänterli wußte, so verstund er Liseli's Herz zu erweichen, daß es mit einem Stückli Fleisch oder Küchlen heranrückte. Damit lockte er das Mädchen in seine Kammer unter dem Vorwande, er wolle etwas Nasses dazu thun, so trocken gehe das Essen gar nicht gut. Dort brachte er bald rothen Wein oder Zimmetwasser oder bloßes Brönz hervor, und nöthigte dem wilden Mädchen auch ein Schlückchen oder zwei auf, und das Mädchen trank ihm diese zu Gefallen, und ihm zu Gefallen drei und vier. Zu dem Trinken geht auch ein Schächern gut, besonders im leeren Haus in einsamer Kammer. Das Meitschi ahnete nichts Arges, wehrte sich, so weit das Wehren es lustig dünkte, und ließ zu, was ihm gefiel, alle Tage ein Stücklein mehr. Man weiß gar nicht, wie unvermerkt und schnell eine Gewohnheit entsteht, so merkte Lisi gar nicht, wie nach und nach ihm dieses Essen und Schächern mit dem Tischgänger Bedürfniß wurde, und wie es ihn mahnte, wenn er es vergaß, und wie es für sich etwas nahm, wenn der Tischgänger nicht zu Hause war, und dann von des Vaters Brönz oder Wein.

Und gar nicht merkt man, wie so eine Gewohnheit wächst, wie aus einem Maulvoll zwei und vier, aus zwei Schlücken ein halb Dutzend, aus einem Müntschi ein wüstes Treiben wird. Gar keine Ahnung hat der Harmlose, Unschuldige, wie schnell ein Spitzbube, der verführen will, seine Absicht erreicht, wenn er den Andern am gewünschten Ort hat. So wurde Lisi verdorben, nicht nur, ehe es einmal recht wußte,

sondern die verbotenen Genüsse wurden ihm auch Bedürfniß, ehe Jemand daran dachte und dem Meitschi es ansah.

Aber, mein Gott, sagte ich, ist's denn so gefährlich in einem Bauernhause? Ich dachte immer, die Verführungen fände man nur in der großen Welt.

Ja, die Welt ist allenthalben, und wo die Welt ist, ist auch Verführung, sagte mein Mannli; und nirgends sind Menschen derselben mehr ausgesetzt, als da, wo kein Wächter in ihrer eigenen Brust erweckt wird und kein wachsames Auge die ersten Schritte bemerkt, kein strenger Sinn sie hemmt. Man meint auf dem Lande, in den Städten sei die Verführung und das schlechte Leben zu Hause; ach, wenn man doch die Augen offen hätte für das, was rund um einen in der nächsten Umgebung vorgeht! Und wenn man dann den Dingen allen den rechten Namen geben würde, so würde man sicher nicht mehr den Splitter suchen in des Nächsten Auge und den Balken im eigenen nicht sehen.

Nun tritt aber die wachsende Verdorbenheit immer deutlicher in Thaten hervor, wird immer ungescheuter; je mehr man des Lasters Freund wird, desto weniger schämt man sich desselben vor den Leuten.

So kochte Liseli appartigs für sich und den Tischgänger, leerte dem Vater im Keller seine Guttern, trieb das Narrenwerk mit Tischgänger und Andern immer zügelloser, das gewaltige, mächtige Mädchen, und seine Freigebigkeit, besonders wenn es angetrunken war, ging in's Aschgraue.

Dieses Treiben konnte nicht ganz unbemerkt bleiben; aber es wurde doch nicht ruchbar, und Lisi wußte nicht, was es trieb, und noch viel weniger, daß man auf es merke. Es wurde alle Tage lustiger, sorgenloser,

unbändiger; es sah nicht, welches Gewitter über ihm sich zu wölben begann.

Aber die Mägde paßten ihm immer schärfer auf, aus Eifersucht und G'wunder, die Knechte begannen allerlei zu düderlen, der Vater konnte den schnellen Verbrauch aller Sachen nicht mehr recht begreifen und wollte nicht fassen, wo Lisi mit Anken- und Eiergeld hinkomme; die Nachbarsweiber begannen zu lächeln und zu zäpfeln mit einander, und ihre Fühlhörner hinauszustrecken fast bis an des Tischgängers Kammer.

Da brach eines Morgens das Wetter über das arme Mädchen los. Eine der Mägde hatte, statt Kabis zu beschütten, einen ganzen Abend mit einem Knecht verdahlt und war von Lisi abgekanzelt worden, wie recht war.

Die Magd war aber eine Schlange, die stach, wenn man sie trat.

Sie suchte und fand eine geheime Audienz bei dem Vater, dem sie schon lange z'weg gestanden war, wo sie nur konnte.

Als am Morgen Lisi sich allein und sicher glaubte, trieb es, wie gewohnt, sein Wesen mit dem Tischgänger, und als sie am besten dran waren, brach der Vater herein und seine Magd.

Nun gab's eine wüste Geschichte. Lisi wurde geprügelt, der Tischgänger fortgejagt, und somit glaubte der Vater den Schaden radikal kurirt zu haben, während er nun mit der Magd sich mehr abgab, als recht war. Der Thor hatte nichts gemacht, als seine Tochter in aller Leute Mäuler gebracht; denn natürlich breiteten die Diensten die Geschichte aus, so weit sie konnten, während er selbst in die Gewalt der Magd kam. Lisi's Ruf war auf immer zerstört, und jeder rechte Bursche

wandte sich von ihm ab, während jeder Schlechtes im Sinn tragende sich herzuließ. Der Friede im Hause war auf immer dahin. Nun wollte die Magd auch regieren und das Bessere für sich behalten, Lisi der Magd nicht nachgeben, das Gewohnte nicht meiden, der Magd zum Trotz. So gab's Streit alle Tage, und Lisi wurde in diesen Händeln alle Tage schlauer und pfiffiger, wußte sein Treiben besser zu vermänteln und meisterhaft Sachen zu verflöken, um Geld zu bekommen. Es brach sogar in den Spycher, nahm aber Spreuer in der Hast statt Korn, für die ihm der Bäcker nichts gab als den Uebernahmen d'Spreuer Lise.

Die Magd, die den Alten zu heirathen gedachte, trieb es aber zu arg und ließ ihre Hörnlein zu weit heraus, so daß sie dem Alten erleidete und er auf eine Wittfrau mit Geld losfteuerte, weil er glaubte, Lisi eine Meisterinn geben zu müssen. Die Magd kam ihm aber über seine Schliche, kam der Wittfrau über den Hals, sagte ihr alle Schande und deckte zu gleicher Zeit ihr Leben mit dem Alten auf, in der zornigen Hoffnung, dadurch die Wittwe von der Heirath abzuschrecken. Das gelang ihr auch. Aber der Alte, dadurch erbittert, jagte auch die Magd aus dem Hause; das war ihr Lohn für ihre Falschheit. Nun war's wieder beim Alten im Hause, nur mit dem Unterschied, daß der Name des Hauses zerstört und Vater und Tochter in tiefer Schande waren und bleiben, daß im Hause nun alle Tage Streit ist, den die aufgewachsenen Geschwister Lisi's vermehren helfen.

Der Vater kann nicht durchgreifen, nur aufbegehren, wenn er einmal zu Hause ist, und zu Hause bleiben kann er nicht lange; so wird es gehen, so lange es kann und mag. Unterdessen schimpft alle Welt über

Liſi, Vater und Brüder, Nachbaren und Nachbarinnen, und kein Menſch hat Erbarmen mit ihm, kein Menſch denkt an ſeine Verwahrloſung. Es iſt gut, daß die Menſchen nicht Gott und Richter ſind; wenn ſie auf heilloſe Weiſe Kinder verwahrlost, verführt haben, und die angerichtete Verdorbenheit an den Tag kommt, ſo ſoll das arme Kind gehängt, geſchunden werden; an die, die am Verderben Schuld geweſen, denkt Niemand.

Aber könnte man Liſi nicht zuſprechen, die Augen aufthun? fragte ich. Ach du, mein Gott, ſagte der Alte; der Herr wird wohl nur ein Gumi ſein, daß er ſo etwas fragt. Dreiundzwanzig Stunden im Tag würde es mir nicht zuhören, ſondern mich auslachen, mir vielleicht einen tüchtigen Schmatz geben oder ein Glas Brönz anbieten. Würde ich einmal endlich die glückliche Stunde treffen, ſo könnte ich es vielleicht weinend machen ganze Melchtern voll; allein das Mädchen hat ſein Lebtag nie von Selbſtüberwindung gehört, wo ſoll es den Widerſtand hernehmen gegen ſein heiß ſiedend Blut? die Scham iſt dahin, das feinere Gefühl todt, und ſeine Religion war nie lebendig; ſo hat es nichts, gar nichts, an dem es heraufgezogen werden oder ſich herausziehen könnte aus dem immer enger und ſchroffer werdenden Abgrund, in den es hinuntergleitet, das arme Liſi!

Wir waren unter dieſen Geſprächen in's Dorf zurückgekommen; hie und da ſchaute aus dunkeln Fenſtern ein ungewaſchenes Geſicht, und vor dem Wirthshaus handthierte mit dem Beſen die ſchläfrige Magd, halb angezogen und ihre ſeit acht Tagen nicht gewaſchenen Füße aus verlöcherten Pantoffeln ſtreckend.

Meinen Alten lud ich ein zum Frühſtück; allein er ſchlug es aus, wie ſehr ich auch anhielt. Er trinke

erstlich keinen Kaffee, das schwarze G'schlüder verderbe nur den Magen, und zweitens wolle er an einem Sonntag Morgen und noch dazu vor der Predigt nicht in's Wirthshaus, es wäre das erste Mal in seinem Leben.

Das wäre mir doch leid, sagte ich, wenn ich ihn jetzt zum letzten Mal sehen sollte; ich hätte einen gar lehrreichen Morgen mit ihm zugebracht. — Das stehe an mir, sagte er; wenn ich wieder herkomme und dem alten Häftlimacher nachfragen wolle, so könne jedes Kind mich zu ihm weisen. Somit gab er mir die Hand, rückte die weiße Kappe ein wenig und ließ mich verdutzt stehen.

Ich hatte hinter dem Mann einen Statthalter gesucht, oder einen alten, reich gewordenen Schulmeister oder sonst ein Haupt der Gemeinde, und nun sollte es ein Häftlimacher sein! Einen Bären glaubte ich mir aufgebunden; allein der Wirth bestätigte mir des Alten Rede und erzählte mir von demselben gar seltsam apparte Dinge, die zu weitläufig zu erzählen sind. Ich merkte wohl, daß der Wirth des Alten besonderer Freund nicht sei, wahrscheinlich gab er ihm wenig zu verdienen, und doch konnte er sich eines gewissen Respekts gegen denselben nicht erwehren, und sich selbst darüber ärgernd, gab er so hintenum zu verstehen, vor dem müsse man sich in Acht nehmen, er könne mehr als Brod essen, weit weg von ihm sei man am sichersten.

Ich merkte wohl, daß hier die Zeit noch nicht vorbei sei, wo man Jeden, der an Verstand und Einsicht über die Menge sich erhob, als Hexenmeister fürchtete und verdächtigte. Der gleiche Wirth aber, der vor Hexen großen Respekt und sicher dem Viehdoktor schon manchen Batzen gegeben hatte für Mittel gegen das Verhexen, äußerte sich gar leichtfertig über religiöse Dinge und

unsern Herrgott, als es zu läuten begann und andächtige Kirchgänger an unsern Fenstern vorüberzogen. So ist es leider an manchem Ort; man läugnet Gott und fürchtet den Teufel; man spottet über Wunder Gottes und glaubt fest an Hexen und ihre Künste; man kauft für schwer Geld Planetenbücher und würde unbedenklich die Bibel abschaffen, wenn man sie nicht auch noch für das Hexen gut glaubte.

Ueber die Mädchen dagegen war der Wirth viel besser zu sprechen als der Alte, und meinte: nach einer harten Woche sei ihnen doch auch etwas zu gönnen, und voll's hätte er noch keins von ihnen gesehen. Wenn der Mensch jung sei, so müsse halt öppis gah. Als ich mein Bedenken äußerte, wie das aber endlich einen Ausgang nehmen würde, wenn man als jung solche Dinge und so arg treibe, gab er zur Antwort: das well gar nichts sagen, er wüßte hundert Beispiele, daß die lustigsten Meitscheni, die es mit Wein, Branntwein und Buben nicht eigelich genommen, die tollsten und brävsten Hausfrauen geworden seien.

Da ich dieses nicht glauben wollte und mich an das Sprüchwort hielt: „Jung gewohnt, alt gethan," so wurde mein Wirth anzüglich und begann zu sticheln, daß mit lustigen Leuten doch besser fortzukommen sei, als mit geistlichen; die erstern gönnten doch Andern noch etwas, die letztern aber Niemand als sich selbst, und was sie Andern als Sünde vorhielten, das trieben sie doppelt so arg heimlich. Ich merkte, daß der Wirth mich für einen neumodischen Heiligen nahm, und brach ab, zahlte meine Zeche und wanderte mit meinen Müsterlenen weiter.

Es war mir endlich auf meinen Reisen, die sonst ein ewiges tödtendes Einerlei sind, alle Tage das gleiche

Kär mit den Kunden, alle Abende ein langweiliges Politisiren, oder wenn mehrere Kollegen sich treffen, ein noch langweiligeres Witzereißen, und alle Morgen Kaffee und Butter und der Aufwärterinn unausgeschlafenes Gesicht, etwas Merkwürdiges, Außergewöhnliches begegnet, das meine Gedanken beschäftigte, so daß ich sie nicht tödten mußte mit dem Nachrechnen, wie viel meine gestrige Tagreise über die Kosten hinaus wohl meinen Herren eintragen werde, Fracht und Geldzins abgerechnet, oder mit dem Grübeln, was meine Herren Kollegen heimlich am verlassenen Ort getrieben haben möchten.

Es waren freilich keine fröhlich gaukelnden Gedanken, die mich begleiteten; es waren schwarze, schwere Gedanken, die man einem Gumi nicht zugetraut hätte; Gedanken über den Jammer, den die unglücklichen Menschen sich schaffen durch den Mißbrauch der Gaben Gottes; über den Jammer, den sie sich bereiten, weil sie ihr göttliches Wesen vergessen und sich zum Thiere machen; über den Jammer, der in einem Orte, wo dieser gemeine Sinn der übliche wird, einreißen müsse bei Alt und Jung; über den Jammer, der einziehen müsse in die Häuser, in alle Haushaltungen, wo das gleiche Laster Alle umstrickt, Jung und Alt.

Es faßte mich eine eigene Angst über das Schicksal unglücklicher Dorfschaften, in denen bestialische Laster einwurzeln und anwachsen von Generation zu Generation; mußte da nicht das Reich der Hölle auf Erden kommen, das Verderben anwachsen auf unglaubliche Weise, ja, die Menschheit wieder hinuntersinken zum Thiere?

Ist wohl der Gedanke wahr, daß die Menschheit sich alle Tage verschlechtere und die Welt böser werde von Stunde zu Stunde? Wo soll das hinaus? Die Tage der Sündfluth dürfen nicht wiederkehren? Kommt

aber dann das Feuer, ein Ende zu machen, und leitet das Feuerwasser der Wilden das Ende ein, verbindet der Branntwein die beiden Elemente, das Wasser, das die Sündfluth schuf, das Feuer, das in den letzten Tagen die Welt verzehren soll?

Das waren Gedanken, deren ich nicht Meister werden, d. h. die ich in's Klare nicht auflösen konnte; aber sie brachten mich zum Vorsatz, die Sache im Auge zu behalten. Wie es mit den Mädchen gehe, wollte ich wissen, ob der Wirth recht hätte, daß liederliche Weibsbilder gute Hausmütter abgeben, oder ich, der an eine solche Umwandlung und ganz besonders beim weiblichen Geschlecht nicht glauben wollte. Wollte auch das Dorf im Auge behalten oder die Gegend, wollte schauen, wie das Laster anschwelle und die armen Sterblichen überfluthe, oder ob eine Arche komme, die sie durch die wilden Wasserwogen trage an einen sichern Port.

So wanderte ich sinnend, wie ein Pfarrer am Samstag Abends, meinen Weg fort, bis ich — plumps im Wasser lag.

Wie eine gebadete Maus kroch ich auf und war zufrieden, daß wenigstens jetzt sich ein sicherer Port fand. Dort stand ich nun pudelnaß, sah nach meinen Mustern und vergaß diese wieder, als ich ganze Rudel Kilcherleute auf mich zukommen sah. Links war Korn, rechts war Flachs, weder links noch rechts konnte ich mich retten, wenn ich nicht einen ganzen Rudel Buben hinter mir drein haben wollte. Unter das Brückli über den Bach, der mich so naß gemacht, zu schlüpfen, gruſete mich auch. Ich mußte Stand halten und mitten durch die Leute hindurch, die mir eben nicht christliche Gesinnungen zu hegen schienen. Spöttische Blicke schossen sie mir schon von weitem zu; es isch e Gumi, e Gumi,

e Müsterler oder e Schnyder, hörte ich schon von weitem. Es wird e Viviser Wyhengst sy, sagten die Einen; nei, es isch dä bim Schag, nei, es isch dä, wo d'H..wyler letzlich so voll g'macht hey u wo em ganze Städtli het müsse Wy zahle, e St. Galler, die Andern; er wird volle sy u de Weg nit breycht ha; denn daß man nüchtern neben dem Weg in den Bach laufen könnte, das kam ihnen unmöglich vor. Ich machte ein dunkel Gesicht wie einer, der Spießruthe laufen will, und hielt Alles mannlich aus und that keinen einzigen Blick zurück, wenn ich auch ganze Haufen hinter mir stille stehen hörte.

So erreichte ich endlich das Dorf, wohin ich mein Pferd vorausgeschickt hatte. Und wie die Leute in dem mir wohlbekannten Wirthshause, wo ich sonst als eine Ausnahme, d. h. als ein solider Mann, der mit dem Wirth manch' vernünftig Wort über das Armenwesen u. a. m. schon geredet hatte, bekannt war, mich ansahen, will ich auch nicht malen. Enfin, ich kam wieder in trockene Kleider, und was ein guter Name macht, erfuhr ich; sie glaubten mir auf's Wort die Art, wie ich in's Unglück gerieth; unter Hunderten wäre dieses nicht Einem widerfahren.

Nun hätte ich eine herrliche Gelegenheit, Kreuz- und Querzüge eines Gumi abzukonterfeien, und besonders die eines Baseler Gumi. Der Baseler Gumi hat nicht das auffallend Liederliche, Frivole, wie andere seiner Sorte, manchmal etwas Einfaches, das in's Einfaltige überspielt; aber in allen Schlichen und Ränken des Handels, in der Weise des Aufdringens, den Vörteln beim Spediren, der Benutzung aller Umstände, besonders beim Einfordern des Geldes für aufgedrungene Waare ist er allen Meister. Ja, Leute, nehmt euch nur in Acht vor mir; ich bin der schlimmsten einer, wenn

ich euch schon wie ein halber Lädi vorkomme. Ja, Krämer, hütet euch am meisten vor denen, die ihr als ganze Narren oder halbe Batli ansehet; das sind die, welche es erproben, wie man am besten Andere zum Narren halten kann, wenn man selbst für einen Narren angesehen wird.

Doch ich will dieses nicht thun, will verzichten auf die Ehre, eine neue Art von Reisebeschreibungen in die Welt zu bringen, die Reisebeschreibung eines Müstelers. Eine solche existirt, so viel mir bekannt ist, noch nicht, und doch würde in einer solchen gewiß ein ganz eigenes Leben an's Licht treten, vielleicht ein Leben, das beleuchtet zu werden verdiente, zum Wohl der Menschheit. Ich will nicht einmal, was ich ferners von den fünf Mädchen vernommen, einkleiden in alle die Umstände, unter denen ich es vernommen. Ich will kein Buch schreiben, sondern nur noch einige Seiten, und daher ohne allen Schmuck in dringlicher Kürze geben, was ich zum Heil und Frommen zu dieser Sache noch zu sagen habe.

Ich säumte nie, wenn ich durch den Ort reiste, wo ich die fünf Mädchen gesehen, bei meinem Häftlimacher einige Zeit zuzubringen. Es war ein hablicher Mann, der in einem niedlichen Hause wohnte und ein abträglich Heimeth besaß. Sein Handwerk hatte ihm dazu verholfen. Das war auch die einzige Schwachheit, die ich an ihm bemerkte, daß er gar gerne über die Handwerker mitleidig die Achsel zuckte und sich bitter ärgerte, wenn sie klagten, es sei nüt meh z'mache, es sei allbetz viel besser gewesen; daß er dann sagte: er sei nur ein verachteter Häftlimacher, aber wenn er heute wieder von vorne anfangen könnte, so wollte er noch einmal so viel machen, als er gemacht hätte. Aber wenn man zu etwas kommen wolle, so müsse man nicht

mit Prächtle anfangen, nicht ganze Wochen blauen Montag machen, nicht in einem Chaisli herumfahren Kegelplätzen und Bettwinkeln nach, statt die nöthigen Gänge zu Fuß zu machen.

Jedes Mal, wenn ich ihn besuchte, erzählte er mir Bruchstücke aus dem Leben der Mädchen, und die von Zeit zu Zeit vernommenen Bruchstücke sind es, welche ich jetzt zusammengehängt ohne weitere Einkleidung geben will, zum Nachsinnen für Alle, zur Warnungstafel thörichter Eltern und leichtsinniger Mädchen.

Am schnellsten entwickelte sich des armen Stüdeli's klagvolles Schicksal.

Seine Glieder erstarrten ihm immer mehr, sein Blut wurde immer schwärzer, immer träger, seine Augen wurden immer glanzloser, unbeweglicher, aber im Inwendigen begann eine schauerliche Gewalt sich zu regen. Im Leibe fing es an zu zucken und zu ziehen. Es war Stüdeli, als ob man seine Eingeweide mit einem Garbenknebel andrehe und umdrehe, als ob Jemand mit einem scharfen Hobel an den Wänden des Magens herumfahre; jedes Stücklein Brod schien ihm zum Bohrer zu werden, das sich durch den Leib mit schonungsloser Spitze den Weg bahnen müsse. Es hieß, Stüdi hätte Magenkrämpfe; ein weises Haupt sagte, es hätte einen Magenbruch. Dann kamen mitleidig die Weiber mit goldigem Mutterwasser, mit Hoffmannstropfen löffelweise, mit Enzenen- und Rekholterwasser, mit dem furchtbaren Karmeliterwasser. Und Stüdi zog gierig ein, was man ihm bot, und schaffte die Wasser und Tropfen an, daß es sie bei der Hand hätte Tag und Nacht. Sie stillten ihm den Schmerz, behauptete es; aber wie sein Magen das Essen immer weniger vertrug, wie eine düstere Glut ihm im Kopf zu brennen anfing, mit einer furchtbaren

Innigkeit immer länger anhielt, daß es sich ihm manchmal wie eine schwarze Nacht über die Augen legte und es sich legen mußte, achtete es weniger. Es nahm dann einen Löffel Karmeliterwasser mehr, um schlafen zu können. Freilich kam dann Betäubung und das Arme vergaß seine Leiden. Aber schwach, betäubt stand es am Morgen dann auf, und sein Kopf glühte ihm und war so schwer, daß keine seiner Hände ihn stützen zu können schien; jedes seiner Augen schien zentnerig ihm aus den Höhlen über den Tisch hinrollen und es wieder hinein in den Boden ziehen zu wollen. So schleppte es sich lange noch von Stör zu Stör; aber die Klagen wurden immer lauter, man könne es nicht mehr brauchen, läng Stück wisse man nicht, was mit ihm sei, es scheine nicht mehr zu hören, nicht mehr zu sehen, und mache entweder Alles verkehrt oder gar nichts, und sehe vor sich hin, daß es einem angst und bange werde dabei.

Aber eines Morgens stand es nicht mehr auf. Eines Morgens hatte es seine Krämpfe furchtbar gehabt, eine Bäuerinn sie mit bitterem Rekholterwasser gehemmt. Aber nun lag Stüdi in allen Gliedern eine schreckbare Mattigkeit mit namenlosem Schmerz, und im Kopfe zuckte und glühte es ihm gar wunderlich; ein schauerlich Lachen kam ihm manchmal an, es war, als ob es laut aufbrüllen müsse, es wußte nicht, ob vor Lust oder Wuth, vor Schmerz oder Angst. So viel Besinnung hatte es noch, daß es mitten im halben Tag von der Stör abnahm und heimging, sein Mädchen wollte es dort lassen zum Ausmachen. Aber den Leuten kam sein Zustand so unheimelig vor, daß sie es seiner Meisterinn nachsandten.

Zu Hause nahm es erst Hoffmannstropfen, dann noch, als es ihm immer schauerlicher wurde, als der

Frost ihm die Glieder zusammenschlug und ein Glühbrand ihm zum Kopf auszuschlagen schien, eine tüchtige Dosis Karmeliterwasser. In der Nacht war's, daß das Lehrmädchen Hülfe rief im Nachbarshause. Es schlage Stüdi im Bett herum und Stüdi schreie: der Teufel wolle es nehmen, man solle doch der Tusis Gottswillen zu Hülfe kommen. Die Leute besannen sich, endlich wagten sich ihrer drei hin und fanden Stüdi im grausenhaftesten Zustande. Es war allerdings, als ob eine fremde Macht es packen wolle, als ob es gegen dieselbe ringen müsse mit allen seinen Kräften, und dieses Ringen war so krampfhaft, gewaltig, daß es die drei kaum zu halten vermochten. Dazu schrie es Töne aus, so gellend, daß sie durch Mark und Bein gingen, und aus den Tönen errieth man bald, daß es ein Kind, das man ihm entreißen wolle, zu vertheidigen wähne, bald sich selbst gegen Nothzucht.

Man sandte nach dem Arzt, dann noch nach einem; sie redeten von Gehirnentzündung, von Nervenfieber, gaben Mittel, machten Ueberschläge, aber ihnen zum Trotz stellte sich bald unzweifelhaft ein furchtbarer Wahnsinn heraus, in welchem es völlig zum Thiere ward, Alles unbeachtet von sich gehen ließ, Alles zerriß, was ihm in die Hände kam, Betten, Kleider ꝛc., gegen alle Leute wüthete, gegen jeden Nahenden Alles schmiß, was es neben und unter sich fand.

Man mußte Stüdi anbinden, einsperren, und that es auch. Man that es, wie man es auf dem Lande zu thun pflegt, auf eine schonungslose, unmenschliche Weise. Man verdingete es. Es wurde in eine Kammer eingeschlossen splitternackt, die Fenster wurden herausgenommen, die Löcher mit Laden zugenagelt, weder ein Sonnenblick, noch ein Mondesstrahl fiel mehr in die

dunkle Höhle; dorthin wurde ihm sein Essen gestellt, es konnte dasselbe essen oder verwahren, es konnte seinen Unrath essen oder das Essen, was es wollte; und ob man es nicht Tage lang vergaß, wer hat das aufgezeichnet?

Solche vernagelte Höhlen findet man noch mehrere im Kanton Bern. In welchem Zustande die armen Eingeschlossenen leben, kümmert Niemand; ob man sie erfrieren oder verhungern läßt, ganz oder halb, untersucht Niemand. Man schlägt sich um Stellen und Meinungen, aber getreue Beruferfüllung, ja, die Erfüllung wahrer Menschenpflicht macht Wenigen graue Haare. Man hat so viel mit seiner Person, ihrem Kredit und Vortheil zu thun, daß man sich nicht mit armen, elenden Kreaturen befassen mag. Ja, wenn es vielleicht hieße: Einer von einer andern politischen Partei mißhandle einen armen Wahnsinnigen, so würde dem Armen vielleicht geholfen, geklagt werden von Weiß oder Schwarz.

Stüdi's Raserei dauerte einige Zeit, dann wurde es stiller und weicher, die glückliche Zeit seiner Liebe dämmerte in ihm auf, es koste mit seinem Schatz und schwatzte mit ihm, dann vergaß es ihn und träumte sich ein Kind; mit dem tändelte es auf die rührendste Weise, säugte es, sang ihm Wiegenlieder, wehrte ihm die Fliegen, zeigte es den Leuten, wie süß es schlafe, wie ein lieblich Mineli es mache. Stroh hatte es sich zusammengewickelt, später beizte man ihm ein Kuderbüzi, und mit diesem war es Tage lang glücklich, glücklicher als vielleicht in seinem Leben nie. Diese Tage waren erbarmende Liebesblicke des himmlischen Vaters, die er auf sein armes verwahrlostes Kind warf.

Dann tauchten aber in seinem Glück wieder auf die finstern, trüben Gestalten seines Unglücks, Gestalten,

die es trennen wollten von Geliebten oder Kind; verführerische, räuberische Gestalten; und der Wahnsinn schwoll auf zur Wuth, und die Nacht der Raserei deckte wieder das arme Kind.

Die Leute, bei welchen Stüdi war, waren nicht die schlimmsten Leute, aber nicht die verständigsten. Sie vergassen es mit dem Essen selten, aber wenn Stüdi rasend wurde, so prügelte es der Mann gottvergessen ab, weil man ihm gesagt hatte, das sei gut dafür, also aus lauter Barmherzigkeit. War es wieder still und glücklich, so bat es sie wohl, daß sie es mit seinem Kinde an die Sonne ließen, und sie ließen es hinaus, anfangs behutsam und bewacht, dann aber immer sorgloser. Sie glaubten zu wissen im Voraus, wenn die Umkehr eintrete. Sie ließen es halbe Tage ohne Aufsicht tändelnd unter einem Baume mit seinem Kinde. Dann kamen aber auch Kinder zu ihm, die seines Spiels spotteten, das kudrige Kind verhöhnten und es ihm nehmen wollten. Gewöhnlich bat es erst gar demüthig, daß sie ihm aus der Sonne stehen, daß sie doch stille sein, es nicht wecken möchten. Aber ein wüster Sinn, der so gerne Hunde neckt und Unglückliche quält, ein wüster Sinn, gegen den in den Schulen und von den Eltern nicht genug gearbeitet, ja, der von Schulmeistern und Eltern nicht einmal erkannt wird, besonders bei den eigenen Kindern; der Sinn, der Thiere treibt, die unter ihnen verwundeten zu tödten und zu fressen, trieb auch diese Kinder, ihre Neckereien fortzusetzen, bis Stüdi in den umstehenden Kindern die verhaßten Gestalten zu erblicken glaubte, in Wuth gerieth und dann nur unter furchtbaren Mißhandlungen gebändigt, nur nackt oder halbnackt in Gewahrsam gebracht werden konnte, und dem sahen die Kinder zu.

Doch endlich erbarmten sich auch die Kinder des armen Stüdeli's, und wenn ein wüster Bube es quälen wollte, so hielten die andern ihn ab. Es wandelte nach und nach weiter um's Haus herum und butelete sein Kind, ging scheu und still seiner Wege und stellte sich nur hie und da bei einer Frau, ihr sein Kind zu zeigen und zu preisen. Es achtete sich Tag oder Nacht nicht, daher es zuweilen spät oder gar nicht heimkam; bloß wenn ihm einfiel, das Kind sei durstig oder habe kalt, so suchte es sein Obdach.

So wanderte es auch einmal an einem hellen Wintertage, schlecht bekleidet, mit seinem Kinde in's Freie, und sang demselben immer vom Aetti vor, den wollten sie zusammen suchen gehen, der sei gar lieb und gut, und groß und schön, und sicher nicht weit da dänne.

So wandelte es bis spät herum und suchte dem Kinde seinen Aetti, stand vor manchem Mannsbild still, sah forschend es an, schüttelte traurig dann den Kopf und ging weiter. Endlich gegen Abend kehrte es in ein Haus ein, um sein Kind auf dem Ofen etwas zu erwärmen. Dort nahmen sie z'Imiß und boten Stüdeli auch an, nämlich Branntwein, und die wohlbeleibte Hausfrau brachte in aller Wohlmeinendheit ihm selbst das Glas und ein gewaltig Stück Brod. Es schüttelte Stüdi, als es die ersten Tropfen trank; dann zog es gierig das ganze Glas in sich und dann noch eins, und in ihm fing ein neu Leben an aufzugehen, es fing an zu jauchzen und zu singen; heute noch werde es bei seinem Schatz sein, es und sein Kind. Und die Leute lachten des Armen und wollten es erzählend machen von seinem Schatz, aber Stüdi ließ sich nicht halten; sein Schatz komme ihm entgegengefahren mit zwei braunen Hengsten, sagte es; säumen dürfe es nicht, warten könne er nicht.

Es tanzte hinaus mit seinem Kinde in die kalte Nacht — und Niemand sah Stüdi lebendig wieder. Ein Bräutigam hatte seiner sich erbarmet und es heimgenommen.

Als der Frühling kam und die Buben Kauzennester suchten in wildem Krachen, da fanden sie einen Leichnam, grausam schon entstellt; aber es war Stüdeli, sein kudrig Kind am Herzen. So fand es sein jammervolles Ende, das arme Mädchen; Gott wird ihm wohl barmherziger gewesen sein als die Menschen, die es zu Grunde gerichtet und sich seiner erst erbarmten, nachdem sie es getödtet hatten. Denn nun erst jammerten die Menschen, wie Schade es eigentlich um dasselbe gewesen; Andere balgeten, daß man nicht etwas an Stüdi gewagt, es wäre ihm vielleicht noch zu helfen gewesen, und der Pfarrer redete allenthalben von dem gottvergessenen Leichtsinn, in welchem man es hatte herumlaufen lassen. Aber Stüdi war todt und alle diese Reden halfen ihm nichts mehr.

Ob aber wohl alle diese Menschen, die so redeten, ein anderes Mal zu rechter Zeit reden werden, ehe ein Mensch zu Grunde gegangen ist?

Seiner Meisterinn folgte Bäbi, das Lehrmädchen, bald nach.

Es war bei Stüdi in's wüste Leben eingeweiht worden und von irgend einem Strolchen schwanger, als es heimging nach vollbrachter Lehrzeit. Es wußte selbst nicht recht, was mit ihm war, und seine Eltern durfte es nicht fragen; es wußte, wie streng die waren. Es waren sogenannte brave Leute und thaten sich gar viel zu gut auf ihr braves Haus, ihre ehrbare Familie. Da hätte noch Niemere nüt Schlechts gemacht, und Niemere fyg no vorem Richter g'si von ne, als einist d'r Großätti, will er em Pfarrer siner Pflume heyg helfe schütte,

d'r Landvogt heyg aber numme g'lachet u g'fragt: ob si de ryf g'si syge. Diese Leute ließen ihre Kinder Kilter halten und zu Kilt gehen, so viel sie wollten, bekümmerten sich wenig darum, wo sie hingingen und was sie eigentlich machten. Aber es sött is eys z'Herrgets sy mit em ene unehliche Kind dohar z'cho, m'r schrisse ihm de Gring ab, sagten sie. Also kein unehlich Kind wollten sie, aber wenn ihre Töchter schwanger waren, ehe sie Hochzeit hielten, sagten sie nichts, wenn's nur kein unehlich Kind gab. Es war Alles erlaubt bis an das bei ihnen; aber daran hielten sie fest und begehrten hoch auf, wie es ehrbar zuginge in ihrer Familie, und sie meinten es wirklich auch.

Die Leute hatten eine ganz eigene Religion und Sittlichkeit. Sie fragten nicht, was in der Bibel stehe, sondern was der Großätti gemacht und was öppe o de Bruch syg; sie fragten nicht, was die Bibel z. B. unter keusch verstehe, sondern was der Großätti u z'Großmütti gemacht, das ist keusch! Und von dem gehen sie nicht ab; und man mag ihnen mit der Bibel kommen so oft und so deutlich man will, so sagen sie, sie mögen des G'stürms afe nüt, d'r Großätti und di Großmütti syge from Lüt g'si u heyge d'Bibel o v'rstange u „wes nit so i de Bibel g'si wär, so hätte si's nit g'macht.“ Si möge de ne neue Mode nüt, warums de albez viel besser gange syg.

Die Leute achteten sich Bäbi's nicht, sondern achteten nur auf die Fürfüße, die es plätzen mußte, und ob es dieselben so gut mache, wie der Schneider. Aber Bäbi wurde immer dicker; es träumte ihm nichts Gutes, es g'schmuchtete ihm fast, wenn es daran dachte, was sein könnte. Es wußte nicht, was anfangen, wußte kaum, wie der Bursche einen Taufnamen hatte, geschweige

denn den Geschlechtsnamen und wo er wohnte. Es konnte nichts machen, als Tag um Tag verstreichen lassen in immer steigender Angst, wie es ihm ergehen werde, wenn sie einmal darüber kämen.

Wenn es dazu kommen konnte, so nahm es einen guten Schluck Brönz, um sein Elend zu vergessen; und wenn es einen Kilter haben konnte, so ließ es mit sich machen, was er wollte, in der Hoffnung, er führe es z'Kilche. Aber den Kiltern ward die Sache verdächtig, sie blieben aus. Die Nachbarsweiber fingen an zu muckeln, redeten mit einander über die Gartenzäune hinein: es sei mit Käsjaggis Bäbi beim Schieß nicht richtig, es nähm se numme Wunger, ob die Alte drum wüsse u wen es angeben werde. Es duechs se doch, es wär Zyt d'r zue z'thue, u die Alte sötte afe öppis schmöke. Endlich konnte eine sich nicht enthalten, Bäbi's Mutter zu fragen: ob Bäbi nicht bald wolle sich verkünden lassen, sie hätte neue afe öppis d'r vo g'hört, u nes duech se, es sött z'weg sy d'r für. Die nahm die Sache aber nicht für G'spaß auf. Wenn es Zeit sei zu verkünden, so werde es schon geschehen, sie hätten noch nie zu lange gewartet, es gehe weiter Niemere nüt ah u de söll me se rühyig lah, sie würden sich schämen, wenn sie wären wie die und die. Die Leute sollten nur zu sich selbsten luegen; so was thäte ihnen nöther als sich mit ihnen abzugeben.

Aber als die Mutter heimkam, kam Bäbi ihr just entgegen mit einem Körbchen auf dem Kopf, und da duechte es sie in der That, der Kittel vorne kurze gar sehr und das Fürtuch sei auch nicht wie sonst. Da wurde ihr fast g'schmucht, und sie nahm Bäbi alsobald in's Gebet in's Hinterstübli und fragte es, was denn mit ihm sei, und sagte ihm, was die Leute sagen. Bäbi

fiel fast durch den Boden ab, als die so gefürchtete Stunde so unvermuthet es übereilte; es erhielt alle Farben, stotterte: es wisse nichts davon, es müßte es doch selbst am besten wissen. Aber es schlotterte so verdächtig, daß die Mutter immer mehr Verdacht faßte und immer heftiger auf Bäbi eindrang.

Zu diesem Examen kam noch der Vater, wußte sich gar nicht zu fassen vor Zorn, nahm die Tochter bei den Zöpfen und schüttelte sie, bis sie d'r Tusiggottswillen bat, er solle doch aufhören, sie wolle ja Alles bekennen. Sie bekannte, daß sie schwanger sei, durfte aber nicht sagen, daß sie nicht einmal wisse, wie der Kerl heiße, sondern gab in ihrer Herzensangst, unter der Eltern Drängen und Fäusten, einen Andern an, einen Bauernsohn aus der Nähe, der freilich auch bei ihr gewesen war, aber erst, seitdem sie die Näherinn verlassen hatte.

Die Eltern setzten ein bischen lugg und wollten wissen, was er dazu sage, und warum er noch nicht gekommen sei, es ihnen anzusagen. Da mußte Bäbi bekennen, daß es ihm noch nichts gesagt, weil er seit einiger Zeit, es wisse nicht warum, nicht gekommen sei. Nun ging's wieder über Bäbi los, daß es so lange gewartet, bis sie in aller Leute Mäuler seien, und wenn die Alte nicht gewesen wäre, die wußte, daß es Stücki geben könnte, wenn man zu unerchant mache, so hätte es der Alte fast todt geschlagen. Nun mußte Bäbi auf der Stelle fort, dem Burschen das Kind anzukünden. Es hielt den Vater fast auf den Knieen an, daß er es doch übernehmen und zuerst mit des Burschen Vater reden solle; aber der Alte wollte nicht: selber tha, selber ha, sagte er; das sei ihr Lebenlang in ihrer Familie nicht der Brauch gewesen, daß der Alte King syg gäh akünte. Wenn es nicht mit dem Burschen zurückkomme,

so lasse er es nicht lebendig aus den Fingern, gab er ihm als väterliche Herzstärkung mit auf den Weg.

Man kann denken, wie es Bäbi zu Muth war, und viel gemacht war es von ihm, daß es wirklich hinging und mit dem Burschen zu reden suchte.

Aber es ging den Weg wie den Todesweg, und er war es auch. Es lauerte dem Burschen auf, als er vom Essen herauskam, den Rossen über Nacht zu geben. Es sagte ihm: es sei öppis angers mit ihm und er werde es wohl z'Kilche führen wollen.

Der Bursche war noch nicht von den Ausgespitzten, von den Altburschen einer, sondern von denen, welche oft Suppen auszuessen haben, welche Andere eingebrockt. Er erschrack gewaltig, suchte Ausreden und fand keine, meinte: Bäbi werde sich wohl irren, werde nicht schwanger sein, es solle sich besinnen, ob es nicht einen Andern wüßte. Er könnte kaum glauben, daß es von ihm sei, es hätte noch Andere mehr gehabt. Je zaghafter der Bursch redete, desto mehr Muth faßte Bäbi, und wer weiß, ob es denselben nicht zuletzt noch überredet hätte, mit ihm zu den Eltern zu gehen, wenn nicht dessen Vater, der dem Gespräche hinten im Hausgange schon lange zugehört hatte, um die Ecke herumgekommen wäre und sich darein gemischt hätte. Der war ein Abgefeimter; er redete nur leis'li, aber er zog die Mundwinkel gar bedenklich ein und zwitzerte mit den Augen, wie ein Kauz am Tage.

Was heyt er guts mit enangere, fragte der Fuchs; es werd öppe nüt appartigs sy, und Bäbi brauche da nit am Bysluft stah, es soll it Stube yche cho, sie werde öppe nüt heimlichs mit enangere ha? Der Junge merkte, daß er am Alten eine Stütze hatte, und klagte, wie Bäbi ihm da unschuldig etwas anmuthe.

Heſt g'meint, Bäbeli, ſagte er ſanft, du welliſt üs fah wie d'Müs i re Falle; loh du is umme rühyig. Lue, du biſch ſchwanger g'ſi, eh du hei cho biſch; me weiß, was dir für nes Lebe g'führt heyt u wie dir da ume g'heyt ſyt, u wie eigelig dir g'ſi ſyt u wie dir erſt beſt gut gnu g'ſi iſch. Nei, Bäbeli, wenn nüt angers witt, ſo chaſt ume hey u i leu dyne Alte gute Abe wünſche u ſi ſölle dä e ſchöne Troſtel z'weg mache u e neue Wagle, es duecht mi, du werdiſch ſe bal bruche.

So ließ er das Mädchen ſtehen, und wie lange das daſtund in der Finſterniß und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, ſah Niemand. Es war rathlos, es durfte nicht heim, und ſchauerliche Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Aber es war ſo matt und müde, ſo zerſchlagen, daß es keinen Muth fand zu irgend etwas in ſeinem kranken Herzen. Es dünkten ihm die Eltern ſo hart; es dachte, ſo könnte es doch mit einem Kinde nie umgehen; aber es fiel ihm nicht ein, zu klagen, daß ſie an Allem Schuld ſeien, daß ſie es zu der Näherinn gethan, daß ſie ihm nichts verboten, als ein unehelich Kind, und das hätte es ja auch nicht gewollt. Aber endlich kam ihm eine Ausrede in Sinn, die ihm Muth machte zum Heimgehen: der Burſche hätte nichts dagegen gehabt und wäre mitgekommen, aber da ſei ſein Alter dazu gekommen und hätte ihn aufgereiſet und wüſt gethan über ſie Alle und ihns fortgejagt, ſo daß dann der Burſche auch hätte wüſt thun müſſen, aus Furcht vor dem Alten.

Das war ein glücklicher Blitzableiter, eine Lüge, die gar glücklich ſchien, Bäbi Schlägen entzog, aber ſchauerliche Folgen hatte, wie es oft geſchieht, wenn der Menſch ſeine Rettung nicht im Anſchließen an Gott ſucht, ſondern im Gegentheil, im Verläugnen, Verlaſſen deſſelben.

Seine Alten waren noch auf und empfingen das allein heimkommende Kind unsauber. Als sie aber die Ausrede hörten, wie dort der Vater sich hineingemischt, die Sache hintertrieben, allerlei Schmüzworte habe fallen lassen, da wandte sich der elterliche Zorn gegen diesen. Der bäurische Stolz erwachte gegen den Nachbar; allerlei Vorsätze und Reden: was der für einer sei, und wie man es ihm weisen wolle und sollte es 1000 Pfd. kosten, rollten über einander, und Bäbi blieb verschont. Und als es den glücklichen Erfolg sah, wurde es immer kecker, that immer mehr an die Sache, log immer mehr Reden des Alten, log immer fester, wie es selbst getrost den Ausgang erwarte, und wie es sieben Eide auf einander thun wollte, daß es den rechten angegeben. Das arme Bäbi hoffte, die gewaltigen Reden seines Vaters, mit denen er am nächsten Morgen den Nachbar begrüßen wollte, werden eine Heirath erzwingen, und da stellte es sich so keck, damit der Vater um so kecker Morgens sei. Aber der Nachbar ließ sich nicht erschrecken, und seinen Sohn hatte er tüchtig eingeschult, was er zu antworten hätte, daß Käsjoggi unverrichteter Sache abziehen mußte; aber erst, nachdem sie sich gegenseitig persönlich alle Schande gesagt hatten.

Nun war der Handel ein persönlicher geworden zwischen den Alten; jeder wollte gewinnen, um dem Dolder zu zeigen, daß man nicht der Leider sei. Bäbi und der Beklagte waren nur zwei Schwinger, die einen Handel ausmachen sollten, auf welchen Andere gewettet. Die Alten fragten nicht mehr nach Recht oder Unrecht, sondern Käsjoggi, der brave, ehrliche Mann, sagte zu seiner Tochter: Es solle bim Dolder luege, daß es chech syg, sust drähe er ihm den Hals umme. Die Alte sagte dann freilich: falsch fluchen solle es nicht; aber wenn

es nicht den rechten angegeben, so solle es sehen, wie es ihm gehe. Es sei schon eine grausame Schande, ein unehlich Kind zu haben; aber wenn der Bursch ane kneue müsse, so mache es doch noch weniger, und sie könnten es ihm eher verzeihen. Dann ärgerte sich wohl eine Schwester noch an ihm, daß es den angegeben; es hätte wohl denken können, er thue wüst; es werd doch nit öppe so nes Leyds sy, daß es nit meh als eine hät a z' gäh gha. So eilte Bäbi seiner Niederkunft zu, die nicht so ganz überort eintraf, daß sie dem Handel ein Ende gemacht hätte. Es fehlte nicht sechs Wochen, und bei den ersten Kindern könne sich man dessen nicht viel achten, sagt man; die kämen, wann sie wollten, und nicht, wann sie sollten.

Bäbi hoffte zu sterben in derselben, hoffte, daß das Kind sterben möchte; denn wie es sonst ein Ende nehmen solle, begriff es nicht; es fühlte immer mehr, wie gewaltig fürchterlich die Last wurde, welche es mit der Lüge sich aufgeladen. Und fürchterlicher kann wohl keine Last drücken und ziehen, als die, welche man weder Kraft hat zu tragen noch abzuwerfen.

Aber Bäbi starb nicht; das Kind starb nicht. Das arme Kind wurde Johannes getauft; weil Niemand es lieb hatte, sollte es doch Gott lieb haben. Bäbi ging auch zur Kirche; was es da gedacht hatte, hat es Niemand gesagt. Lange soll es auf dem Kirchhofe gestanden sein.

Nun wurde der Handel fortgesetzt, und kam, da die eigentlich Streitenden, die beiden Alten, Geld hatten, in die Hände der Agenten und Advokaten, und wurde ein fettes Fressen für sie. Zwei Jahre wurde gefochten mit dilatorischen Einreden, mit Pliken, Reliken und Dupliken, ehe man in dem so einfachen Handel

zur Eiderkennung kam. In diesen zwei Jahren gingen mehrere hundert Franken auf, und machten auch ein Theilchen von den 100,000 Franken aus, welche das Land seit der neuen Weise, die Paternitätsgeschäfte zu führen, den Rechtsgelehrten mehr bezahlt, als früher. 100,000 Franken ist noch sehr wenig gesagt.

Als Bäbi in den Eid erkannt wurde, war's ihm, als ob eine kalte Hand das Herz ihm zusammendrücke; aber es machte zu dem Schmerz ein steinern Gesicht.

Los, was d'r Pfarrer seyt, sagte ihm sein Vater, als es zum ersten Mal in die Unterweisung ging; falsch fluche sotsch m'r nit; aber wed nit chechs bisch, su schlah nih dr Bei abe nangere. Bäbi war chechs in der Unterweisung; der Pfarrer mochte noch so lieblich, noch so ernst ihm zusprechen, es blieb chechs; — es trank allemal, ehe es hinging, einen halben oder einen ganzen Schoppen Brönz. Der Pfarrer sagte nachher, er habe noch selten eins so chechs gesehen; nur hätten seine hohen Roßhaarspitzen ihm zuweilen gezittert.

Der Pfarrer nahm sie noch einmal beide mit einander; da schien ihm Bäbi checher, als der Bursche. Warum? Bäbi wußte bestimmt, daß der Bursche log, wenn er sagte, er hätte nie mit ihm zu thun gehabt; der Bursche aber wußte nicht bestimmt, ob Bäbi recht oder lätz hatte. Bäbi's Mutter gruselte es doch ab dem Eide. Noch Niemand in der Familie hätte einen gethan, sagte sie. Sie versuchte daher vor demselben noch einen Handstreich. Johannesli sei dem Beklagten wie aus den Augen geschnitten, behauptete die ganze Familie, obgleich der eine dunkle, der andere heitere Augen, der eine eine hohe, der andere eine flache Nase, der eine einen weiten, aufgeworfenen, der andere einen zusammengekniffenen Mund hatte. Sie besinne sich noch

gar wohl, wie vor 18 Jahren der Kerli ausgesehen habe; er sei uf und ähnlich d'r Johannesli gewesen; dä sig de bim Dolder akurat wie us im use g'schnitte. Sie nahm ihn daher einmal auf den Arm und wanderte dem andern Hause zu. Dort traf sie die Bäurinn am Kabisb'schütte, und sagte: sie habe doch einmal ihrem Großking zeigen wollen, wo sein Aetti daheim sei. Die Bäurinn sagte: da könnte sie ihn noch weit tragen, ehe sie ihm das Heimeth seines Aetti's zeigen könne. Die Alte meinte aber: sie glaube, sie sei nicht weit dr vo; si söll doch ume d'Nase uf ha, we si dörf, und das King a luege; sie wüst de scho, wo es daheime syg. Die Andere sah auf und sagte: mi müst doch bling sy, we me well glaube, e settigi Kräge chöm us ihrer Familie. Nun sagten sich die beiden Weiber wüst, daß zentum Alles still stund, und zuletzt die Bäurinn die Alte und ihr Kind zu b'schütten anfing statt des Kabis.

Die Alte mußte b'schüttet heim; und als sie heimkam, sagte sie Bäbi: wes de nit schweri; su schrysti si ihm Züpfe us; dene müsse es gezeigt sein, was sie für Leute seien, und sollte es Hab und Gut kosten.

Was in Bäbi vorging, ehe der Tag der Eidesleistung anbrach, weiß man nicht.

Aber als der Tag anbrach, da stund es blaß und zitternd auf. Die Mutter sagte ihm: sie hätte nicht geglaubt, daß es so ein Leids sei; es solle sich nur nicht fürchten; sie werden es im Schloß ja nicht fressen. Es söll das näh, es werd ihm schon bessern. Es war ein Glas Vorschuß. Der Vater gab ihm fünf Batzen, es solle einen Schoppen Rothen trinken; es werde ihm weniger g'schmucht und checher schweren, wenn es recht hätte. Aber es soll im nit z'Herrgets si und jetzt no absta'h; es hätt's de früher sölle säge.

Bäbi ging den Weg alleine; mit welchem Herzen, mit welchen Gedanken, weiß man nicht. Bei einer Krämerinn trank es noch einen halben Schoppen Bäziwasser, oder vielleicht mehr, und ging dann in's Schloß. Der Beklagte war von seinem Vater begleitet; der redete für ihn. Ob die auch getrunken hatten, weiß man nicht; sie kamen wenigstens aus dem Wirthshause. Man mußte Bäbi das Brönz anriechen; aber dessen achtete sich Niemand. Es war heute der Tag angesetzt für dieses Geschäft, und dieses Geschäft mußte also abgethan sein. Wer hätte es verschieben wollen, um kostenfällig zu werden?

Der Bursche zitterte, als er niederkniete; aber Bäbi nicht. Mit stierem Blick hatte es der ganzen Verhandlung zugehört, fast als ob sie ihn's nichts anginge. Es plätschte mehr auf die Kniee, als daß es niederfiel, und sagte mit wunderlich klingender Stimme das Vorgesprochene nach. Auch nicht mit einem Blick sah es auf den Burschen, der vielleicht dem Eid Einhalt gethan hätte, wenn sein Vater nicht da gewesen wäre.

Als es fertig war und aufstand, konnte es fast nicht, schwankte, als es die Treppe hinunterging. Es kam lange nicht heim. Leute wollten es an einem Bache haben stehen sehen, die Hände ringend; wollen es jammern gehört haben. Aber es kam doch heim, wo schon Alles voll Frohlockens war, weil sie bereits vernommen, wie chechs Bäbi gewesen sei; es hätte sieben Fingere nangere tha, wes nöthig gsi wär. Sie hatten ihm ein Kaffee z'weg und Anken zum Brot gestellt, und riethen ab, wie sie es jetzt denen weisen wollten, und Bäbi sollte erzählen, was sie für Gesichter gemacht hätten.

Aber Bäbi mochte nicht erzählen, mochte nicht essen, hatte seinen Johannesli auf den Knieen, küßte und drückte ihn, und dann fuhr es wieder von ihm weg,

wie wenn es sich an etwas gestochen hätte. So viel erzählte noch der Schuhmacher, der eben auf der Stör war. Dann sah Bäbi kein Fremder mehr. Aber nach drei Tagen ging der Alte ganz verstört mit schwarzem Halstuch zum Pfarrer, zu fragen: Wann man Bäbi beerdigen könne; es sei gestorben.

Der Pfarrer frug nach seiner Krankheit. Es grusams Fieber sei es plötzlich angekommen, und dann habe es einen Blutsturz bekommen. Das erfuhr der Pfarrer.

Die Leute aber munkelten allerlei, und einige wollten, daß der Pfarrer es untersuchen lasse, wie es gestorben sei, ehe er es auf den Kirchhof begraben lasse.

Der aber wollte nicht. Er sagte, man solle doch Bäbi jetzt ruhig lassen; es sei ja lange geplagt genug gewesen.

Die Eltern Bäbi's waren eine Zeit lang, wie verscheut, und nicht gerne ließen sie sich am Tage auf einer Straße blicken. Aber lange ging es nicht, bis die Alte sich wieder aufließ.

Sie seien ihr Leben lang g'fellig g'si, sagte sie, und sie hätten zu allem dem Segen gehabt. Nur an dem Bäbi hätten sie grusamen Verdruß gehabt; sie wüßte gar nicht, womit sie das verdienet hätten; aber es müß halt o ne jeder Mönsch öppis ha. Es sei aber doch no gut gange, daß es z'erst heyg chönne schwere, ehe es gestorben sei; da hätten sie es dene Doldere du no chönne weise!

Länger trieb Marei sein Spiel, und sein Meister ward immer verblendeter an ihm. Wenn Marei vor Tage aufstund und absichtlich im Hause Lärm machte, so sagte der Meister zu seiner Frau: Wir haben doch die brävste Magd; unter hunderten ist nicht eine so.

Los, wie sie g'wirbet, und es ist noch nicht Tag. Wenn du so gewesen wärest, wir hätten es weiter gebracht. Die Meisterinn begehrte dann auf, schalt Marei eine Augendienerinn und lachte dazu unterm Deckbett. Sie wußte wohl, daß Marei Sachen lagerte, Eier bei Seite that, und Milch und was sie erwischen konnte; daß sie heimliche Audienzen gab, und daß am Morgen ein Eiertätsch und ein Brönz im Gaden z'weg war. Es war auch recht rührend, anzuhören, wie Marei mit einem Ankelbälli unter der Scheube dem begegnenden Alten erzählte: wie ihres Nachbars Jungfere doch eine sei; es wolle sich lebendig lassen zerschreißen, wenn die nicht flöke und stehle. Einmal, es vermöchte nicht mit einem solchen Löhnli so daher zu kommen, wie sie. Aber wenn es von Ostern bis Martistag blutt laufen müßte, es wollte lieber, als für einen Kreuzer veruntreuen. Der Alte schmunzelte dann wieder über seine getreue Magd, und branzte mit seiner Alten: wenn die furt gehe, so sei sie alleine Schuld; sie gebe ihr ja kein gut Wort, und es sei nichts recht, was sie mache. Und die Alte trieb den Alten mit bösen Worten zum Hause hinaus, und winkte dann der getreuen Magd, und beide führten sich lustig zu Gemüthe, was die getreue Magd gemauset hatte. Aber die Alte führte sich die Sachen nur zu tapfer zu Gemüthe; denn ehe man es sich versah, schlug sie ein Schlagfluß, und todt war sie.

Der Alte that nicht nöthlich; Marei that nicht nöthlich. Der Alte brachte zum Ankleiden seiner Frau ein Hemde hervor, an welchem kein Stück war, mit welchem man an einem Daumen einen Umlauf hätte verbinden können. Das thue es sauft, meinte er; hoffärtig sein, trage jetzt nichts mehr ab. Eine Nach-

bäurinn wollte das aber nicht leiden. Das arme Eiseli müßte sich ja schämen, am jüngsten Tage aufzuerstehen in einem solchen Hudel, vor Gott dem Vater und allen den Leuten, Mannenvolk und Weibervolk. Aber sie hätte umsonst gejammert, wenn sie nicht hinzugesetzt: in diesem Hudel habe Eiseli sicher keine Ruhe im Grabe, sondern werde in demselben so oft erscheinen, bis man ihm ein besseres Hemd in's Grab gegeben. Das überzeugte endlich, und der Alte brachte ein besseres her. Doch nahm er kaum eins von einem ganzen halben Dutzend; und hätte er es im Versehen gethan und später bemerkt, so hätte er vielleicht Eiseli nicht Ruhe im Grabe gelassen. Und wer will dieses dem alten, ländlichen Geizgräper verübeln? Lief doch jüngst ein alter, hoher Magistrat Gefahr, ausgegraben und mit einem ungeraden, schlechten Hemde angethan zu werden, weil der Abwart ihm unglücklicherweise ein schönes von einem halben Dutzend in's Grab gegeben hatte, und der lachende Erbe meinte: das sei eine schändliche Verschwendung, daß der Verstorbene im Grabe ein besseres Hemd trage, als er, der Lebendige unter den Lebendigen.

Nun erst glaubte sich Marei oben auf, und guggete dem Alten untere so zärtlich, als sein Gesicht vermochte. Es wollte des Alten Frau und Bäurinn werden, und hatte gute Aussicht dazu. Dem Alten that die Zärtlichkeit gar wohl; und Alles, was er umsonst haben konnte, hielt er für erlaubt; und wurde Marei seine Frau, so ersparte er den Lohn. Aber schützig war er nicht, und pressirte nicht mit dem Verkünden.

Aber närr'sch that er mit Marei, wie es alte Wittwer nur zu oft ankömmt, wenn sie einer alten Frau losgeworden sind. O, wenn so ein alter Wittwer wüßte, was für ein Loos ihm wartet bei einer jungen,

glustigen Magd oder einer muntern Wittwe; er würde seine Augen richten auf ein kühles Plätzchen an der Seite seiner Alten, statt geile Augen jedem geilen Geschöpfe zuzuwenden.

Marei war eine schlaue Dirne, und sorgte für Figge und Mühle. Sie nahm unterdessen, so viel sie konnte, damit sie ihr Schäfchen im Trocknen hätte, wenn den Alten eine andere Laune anwandeln sollte. Sie nahm aus Schränken und Gaden, aus Keller und aus den Hosensäcken des Alten. Sie versorgte die meisten der gestohlenen Sachen außer dem Hause bei guten Freunden. Solche gute Freunde findet man allenthalben, wo es ein altes, kinderloses Ehepaar, einen alten Wittwer oder einen halbblinden Pfarrer zu rupfen giebt. Da ist's, als ob man es ordentlich für eine Sünde hielte, wenn man nichts von dieser Rupfete bekäme, nicht zu ihr wenigstens die Hand böte. Marei stahl z. B. dem Alten Mehl und Erdäpfel; in einem andern Hause machte man daraus Erdäpfelkuchen, und sandte aus nachbürlicher Freundschaft dem Alten auch einige. Der lebte nun gar herrlich daran, lobte die Gutmeineheit der Leute; er ahnete nicht, daß er seine Erdäpfel, sein Mehl esse, und die Anderen lachten sich Kröpfe an den Hals ob der Freude des Alten an seinen Erdäpfelkuchen.

In Winkeln ließ Marei manchen Fünfunddreißiger fliegen für Brönz und Lebkuchen, womit es eine ganze Gesellschaft bewirthete; und wenn das Brönz zündete in seinem Gehirn, so erzählte es Dinge von seinem Treiben mit dem Alten, Züge aus ihrem Stillleben, daß jedem züchtigen Menschen blau vor den Augen wurde. Von dem Allem merkte der Alte nichts; es wäre unbegreiflich gewesen, wie verblendet der schlaue Fuchs auf einmal war, wenn man nicht wüßte, daß

eben diese Verblendung die Krankheit ist, welcher alte Wittwer unterworfen sind. Aber der Alte hatte Verwandte, welche erben wollten, welche nicht wollten, daß er heirathe und daß der Kukuk ihm Eier lege in sein warmes Nest zum Ausbrüten.

Sie wollten sich einschleichen mit Schmeicheln und Geschenken. Aber Marei wußte sich gar schlau zwischen sie und ihren Alten zu stellen, und wußte den natürlichen Widerwillen, den jeder Geizhals gegen lachende Erben hat, gar klug zu mächtiger Flamme anzublasen, daß sie sicher schien vor ihnen. Aber wenn ein Bauernhof auf dem Spiele steht, so giebt man nicht so schnell lugg. Sie spürten Marei nach, und Marei war so aufrichtig, besonders wenn es Brönz getrunken hatte, daß sie bald Alles wußten, was sie wollten, und ihre Fallen stellen konnten. Marei verließ sich darauf, daß es gehe, wie gewöhnlich, daß Alle mit ihm im Bunde gegen den Alten seien, daß, wenn Alle um ihr Treiben wüßten, es denn doch der Alte nicht vernehme. Denn dessen hat man tausend Beispiele, daß ganze Dorfschaften um das Treiben von Weibern und Töchtern, Knechten und Mägden ꝛc. wissen, aber keine Silbe vernimmt der Betheiligte. Erst wenn die Sache an den Tag gekommen, das Unglück geschehen ist, gehen den Leuten die Mäuler auf; dann laufen Alle herbei und wollen Alles gewußt und Alles gedacht haben.

Marei hatte dabei die Verwandten vergessen, die erben wollten, die einen Vortheil hatten beim Reden zu rechter Zeit.

Die nun, wohl wissend, daß der Alte ihnen nichts glaube, bestachen eine Nachbarsfrau, daß sie demselben unter dem Schein zärtlicher Theilnahme einen Floh hinter's Ohr setze, ihn aufmerksam mache nach und nach

auf Marei's Schliche und ihm Rath gebe, wie er darüber kommen könne. Sie machte ihre Sache meisterlich und hatte den Alten bald im Garne, hatte ihn bald überredet, daß er einmal, von einem Märit heimkommend, sein Geld wohl zähle, sich betrunken stelle, zärtlich thue und dann das Weitere gut beobachte. Er that also und fand, daß ihm drei Brabänter gestohlen wurden. Nun fing er einen hölliſchen Lärm an; es war, als ob ihm Jemand ein Aſchentuch vom Kopf genommen. Sein Geld war ihm doch lieber als das Marei. Er lief zuerſt zur Nachbürinn, ihr zu danken, und dann zum Landjäger, die Sache anzuzeigen. Er war nicht zufrieden, der Diebinn die Gelegenheit zum Stehlen zu rauben und ſie aus dem Hauſe zu ſchaffen, er wollte noch alles Geſtohlene wieder erhalten. Ein guter Freund rieth ihm davon ab und winkte ihm, was bei einer nähern Unterſuchung vielleicht zur Sprache kommen könnte. Allein was läßt ein Geizhals Alles über ſich ergehen für einen Kreuzer, geſchweige denn um der Hoffnung willen, hundertfachen Kreuzerwerth wieder zu erhalten?

Marei wurde eingezogen, ſeine Sachen ihm unterſucht, und da fanden ſich in einem Troge unzählbare geſtohlene Sachen aller Art; aber Marei erzählte bei der Unterſuchung auch Dinge, bei denen der Richter und ſein Schreiber blinzen mußten. Und ſie ſparten das Fragen nicht, um an dem Vernehmen nicht verkürzt zu werden, um am Abend im Leiſt recht viel Luſtiges auftiſchen zu können.

Doch das machte dem Alten nichts, und gerne wäre er noch den Hehlern zu Leibe gegangen, die Marei angab; allein die Gerechtigkeit wollte ihre kurzen Arme nicht bis zu dieſen ausſtrecken.

*

Marei kam in's Zuchthaus, und mit den schönsten Zeugnissen über seine Buße, Zerknirschung, Besserung wieder heraus. Doch kurios war's, daß der Fuhrmann, der es heimführte, ihm unterwegs zwei Mal Brönz zahlte; man wußte nicht für was.

Es mußte bei seinen Eltern sein und taunen gehen, um 6 Krz. oder 2 Bz. Sein Wesen war etwas zimperliger geworden; aber seine Gelüste nach Brönz und Buben vermochte es je länger je weniger zu verbergen. Wenn das Neuni kam, so war es meist das Erste bei der Flasche, und wenn es dunkelte, so war es das Letzte, das um Stall und Futtergang, wo das Mannenvolk handthierte, herumstrich. Dieß Letztere gefällt aber selten einer Meisterfrau, darum brauchten es die Leute auch nur in der höchsten Noth; es kam daher gar armselig daher und that dann immer wüster, wenn es zur Seltenheit zu einem Genusse kam.

Endlich gelang es ihm wieder, bei einem Wittwer in Dienst zu kommen, bei einem Menschen, der jedem Roman wohl anstehen würde. Dieser war ein durch und durch verhärteter Bösewicht und fähig zu jeder That; und mit einem wunderbaren Gemisch von Frechheit und Schlauheit bewahrte er sich vor dem kurzen Arm der Gerechtigkeit unberührt. Ein Weib war ihm gestorben, vom zweiten lebte er getrennt; was er mit ihnen trieb, was er mit seiner Nachbaren Weibern trieb, trieb mit den Weibern, denen er Statt und Platz in seinem Hause gab, will ich nicht erzählen. Aber er war auch einer von denen, welche fast jede andere Nacht auf das Marodiren ausgehen und Felder, Baumgärten und die Umgebungeu der Häuser plündern, und meist wohlbeladen kehrte er heim. Wohl oft ist er gesehen, aber nie ergriffen worden, was auch gefährlich wäre; denn wie

der Mann sich bewehrt, weiß Niemand. In das Gemach, worin er seinen Raub aufbewahrt, hat noch kein anderes Auge gesehen, als das seine. Sein Thun kennen alle Leute, und doch macht demselben Niemand ein Ende.

Dieser nahm Marei zu sich, er scheute das Zuchthaus nicht, und Marei scheute, trotz seiner Besserung, des Mannes Ruf nicht. Sie paßten, wie es schien, für einander, denn sie rühmten einander gegenseitig, und Marei fing an, sich mehr aufzulassen mit Kleidern und hoffährtigem Wesen, fing an zu thun, als ob es da daheim und Alles sein wäre, was des Meisters war. Viele wollten bemerken, daß es des Abends nicht mehr recht wisse, was es mache, und wie stumm es in der Küche und um's Haus herumhürsche. Doch wußte Niemand, was es treibe des Tages über im Hause, denn dieses Haus stand an eines Waldes Rand, wie ein schmutziges Geheimniß; selten betrat es Jemand. Bei großen Anlässen, bei Brecheten, Waschen, wo Weiber zusammen geboten wurden, wollten diese immer bemerken, daß Marei oft läng Stück nicht wisse, was es mache oder rede. Bei solchen Anlässen konnte ihm sein Wittwer das Brönz am wenigsten nachrechnen oder zumödelen, und da borgete es demselben auch nicht.

Einst, in einer finstern Sturmnacht, hörten die Nachbaren einen gräßlichen Schrei dringen durch Thüren und Wände; sie horchten auf, und noch einer, noch viel schauerlicher, drang ihnen durch Mark und Bein. Die Männer öffneten die Läufterli und die Weiber stunden schaudernd mitten in der Stube, und durften, bebend vor einem neuen Schrei, nicht mehr den Athem ziehen. Aber kein Schrei ertönte mehr, stille blieb es draußen, nur der Wind brauste durch das Thal. Je stiller es

aber ward, desto mehr nahm die Angst zu vor der gehörten Stimme und das Bangen, was sie gewesen, was sie bedeuten möchte. Aber ein Mann zündete seine Laterne an und sagte: das sei nichts Uebernatürliches, bedeute kein kommendes, sondern ein geschehenes Unglück. Er hätte heute das Marei für das Wöschen z'weg machen gesehen, und Niemand wisse, was da geschehen sei; dorther sei der Ton gekommen. Man müsse gehen und zusehen, wahrscheinlich sei der Alte wieder auf seiner Marode. Er ging und noch zwei mit ihm; aber die Weiber zitterten, als diese gingen, daß die Fenster klirrten. Drüben fanden sie die Thüre offen, fanden Niemand in der Küche; stille war's darin, nur brodelte im Hintergrunde das Wasser in dem in den Boden eingegrabenen Kessel, und düster glühte das Feuer durch den Dampf.

Sie zündeten behutsam durch die Küche hin, sie zündeten bis zum Kessel, und aus dem Kessel ragte ihnen ein Kopf entgegen — es war Marei's Kopf, das gesotten im Kessel schwamm, in den es betrunken gestürzt, ohne Kraft und Besonnenheit, sich wieder hinauszuhelfen. Mit seinem Wehgeschrei, das ihm keine Hülfe brachte, hatte das unglückliche Mädchen sein unglücklich Leben geendet.

Das Lisabeth führte in seinem Schachen zu seinem Wollenrüsten ein wüstes Leben und erhielt dafür einen wüsten Lohn.

Jedem Preis, um mit diesem Preis zu einem Manne zu gelangen, nichts sehnlicher wünschend, als schwanger zu werden, weil es glaubte, das sei der einzige unfehlbare Weg zum Mannen, ward es nicht, was es wollte, sondern krank und zwar wüst krank. Es dokterte hie und da, es trank in die Tränker hinein Branntwein;

während es den Leib salbete, versalbete es sich mit Branntwein, bis sein Hals zu einer Hölle ward, die mit teuflischem Feuer es peinigte. Es mußte in's äußere Krankenhaus gebracht werden, und litt dort schwer und lang. In seinem aufgedunsenen Körper saß gar mancher alter, böser Rest, und gar tiefe Wurzeln hatte das neue Uebel geschlagen, der guten Säfte waren gar wenige mehr, und der an Branntwein gewöhnte Körper fiel durch Entbehrung desselben zusammen, ward unendlich matt und wollte gar nicht arbeiten helfen dem Arzt. Wenn dieser meinte, er hätte an einem Orte gewehrt, so brach das Feuer an einem andern Orte wieder aus. Endlich wurde Lisabeth geheilt entlassen, aber nicht gebessert. Und die Heilung war eine solche, wie sie bei dieser Krankheit möglich ist in diesem Körper. Man sieht nichts mehr einige Zeit davon, aber deren Folgen wird man früher oder später scharf fühlen müssen.

Lisabeth kam heim und redete mit so seltsamer Stimme und sah so jämmerlich aus, daß seine Bekannten fast nicht glauben konnten, daß dasselbe das alte Lisabeth sei. Aber es war das alte Lisabeth und sein alter Wandel, es, ein gebranntes Kind, fürchtete das Feuer nicht; auf alte Kinder paßt dieses Sprüchwort nicht immer, junge Kinder sind viel klüger. Und kurioser Weise gelang ihm jetzt, was es früher umsonst gesucht hatte; es fand einen Mann, und zwar einen halbbatzigen Gürtler, oder, vornehm gesagt, einen Silberarbeiter, einen ländlichen Goldschmid. Derselbe fabrizirte Uhrschlüssel, Fingerringe, Häfte, Schnallen, kreuz- oder herzförmig, nahm dazu Silber, so viel er hatte, und füllte den Mangel mit etwas Anderm aus. Er putzte auch Göllerketteli aus, und hätte gerne welche gemacht, wenn er genugsam Kredit gehabt hätte. Er war ein

kleiner, schmächtiger, schmutziger Kerl, mit einem Gesicht, das mit dem Leder aus einer hundertjährigen Postkutsche überzogen schien. In einer mäßigen Drucke hatte alle seine Waare Platz, und an den Märkten konnte er sie auf einem zweischuhigen Tischchen so schön auslegen, daß kein Stück das andere sehen konnte, geschweige denn berührte. Auf allen Märkten zog er herum, stund majestätisch an seinem Tischchen, verborgen hinter einer mächtigen, mit Silber beschlagenen Pfeife, und trotzig hing an der Seite des Kopfes, Sommer und Winter, seine klebrige Pelzkappe. Und wenn er drei Batzen gelöst hatte, so pflanzte er sich hinter einen Teller, worin für einen halben Batzen Suppe war, hinter ein batziges Bein und ein batziges Baggeli, und streckte seine kurzen Beine so trotzig und kühn um sich her, als ob er des türkischen Kaisers Tochtermann sei. Diese quasi Mannsperson wollte ein Weib, das ihm die Drucke trage, zwischen durch damit hausire, und ihm zuweilen eins von seinen zweien Hemdern wasche. Lisabeth hatte schon lange ein Auge auf diese Mannsperson gehabt, der eine schöne Rolle spielte im Schachen. Man denke sich das Glück, auf alle Märkte zu können, zwischen durch zu bausiren, und über Alles noch die Hoffnung, es bis zu einem Charabänkli und bis an's Ordinäri zu bringen! Es wollte lange nicht gelingen, den Schachen-Schmetterling zu fangen; und was für Künste, für besondere Schickungen nöthig waren, bis der kühne Gürtler in Lisabeth's Falle war, und noch dazu ohne Schwangerschaft, will ich nicht erzählen. Das war nun Anfangs ein Leben voller Glück, ein fortwährend Wandern durch Dick und Dünn, ein fortwährend Genießen von Dick und Dünn. Lisabeth ließ sich ordentlich z'weg an Fleisch und Kleidern.

Niemand konnte begreifen, wie die Gürtlerei das abtragen möge; aber Lisabeth trieb neben der Gürtlerei nun auf den Märkten, während der Gürtler hinter seinem Tischchen stund und hinter seinem batzigen Wein saß, noch einen andern Handel, um den der Gürtler wohl wußte, den er sich aber wohl gefallen ließ, weil dann Lisabeth später auch zu ihm saß, und Geld brachte zu allerlei, bis sie sturm heim konnten. Es war manchmal merkwürdig, zu sehen, wie sie zusammen heim taumelten, und bald die Druke, bald das Eine von ihnen im Kothe lag.

Doch gingen sie nicht immer zusammen. Zuweilen hatte Lisabeth noch Bestellungen hier und dort auf einem Tausch. Friedlich schieden sie sich da, wo die Wege sich trennten; und manchmal wartete der Gürtler geduldig seinem Weibe da, wo die Wege wieder zusammenliefen. Mitten in dieses Schlaraffenleben hinein trat ihnen etwas Unerwartetes, Verwünschtes. Lisabeth wurde schwanger. Was früher die Lisabeth am höchsten gewünscht hatte, das war ihr jetzt am meisten zuwider; jetzt waren ihr Kinder gräßliche Schleifströge für ihr Herumlaufen. Aber so geht es oft im Menschenleben: was heute der Mensch wünscht, kömmt heute nicht, wohl aber morgen, wenn es der Mensch über alle Berge wünscht. Gott wird wohl wissen, warum es also geht.

Lisabeth bündelte so lange herum als möglich, und trank, um die Beschwerden dieses Lebens zu vergessen, etwas mehr als sonst. Endlich gebar sie einen Sohn, und meinte, es müsse gestorben sein. Aber schon nach acht Tagen saß sie am Kindbettischmaus, wo es hoch herging, und dem Gürtler ein Hut hoch oben auf dem Kopfe saß, statt der Pelzkappe. Da war ein Rühmen und ein Rufen nach frischem Wein! Aber ob die Kindbetti

bezahlt ist, weiß ich nicht. Nach drei Wochen war die Mutter an einem Märit von früh bis spät, und das Kind konnte zu Hause liegen im Koth und schreien zum Ersticken; das schor Niemand. Eine Nachbarsfrau hatte den Auftrag, Mittags, wenn sie von einem Brecheten heim kam, nach ihm zu sehen und ihm zu trinken zu geben. Das werde nicht Alles zwänge; es hätte auch manchmal allein sein müssen; seine Mutter hätte es auch so gemacht. Es wolle dann etwas früher heim komme, als sonst, um es zu säugen. Aber Lisabeth kam nicht früher, und was half dann dem Kind die mit Branntwein geschwängerte Milch. Und das Kind lag nicht nur einmal so, sondern oft. Zuweilen nahm es wohl die Mutter, putzte es heraus mit Allem, was sie hatte; aber es zu waschen, kam ihr selten in Sinn. Mit demselben stund sie vor alle Häuser, und lief mit ihm herum, so weit sie kommen konnte, und alle Leute sollten rühmen, wie das ein Kind sei, voll Schönheit und Klugheit, wie wenigstens seit dem Uebergang keins mehr erschienen sei vor ihren Augen. Das Kind war aber plump, gelb, hatte böse Ausschläge; und ehe es reden oder laufen konnte, war ein zweites da. Mit diesem machte Lisabeth es, wie mit dem ersten, ließ es liegen, wenn sie laufen wollte, aß und trank, was ihr gut dünkte, und nicht, was dem Kind gut war. Ja, sie ersinneten ein neues Mittel, um des Nachts ruhig schlafen zu können, ungeweckt von Kindsgeschrei; sie gaben den Kindern Abends einen Löffel Branntwein; das sei b'sunderbar gut für's Schlafen, meinten sie. Aber je weniger man sich mit den Kindern abgeben mag, je mehr man sie vernachlässigt, desto weniger kommen sie Einem aus den Händen, desto weniger Trost und Freude hat man von ihnen. Es zahlt sich das Meiste auf Erden; wer

seiner Bäume am fleißigsten wartet, der erntet auch reichlich von ihnen; aber nichts zahlt sich reichlicher, als fleißiges Warten, als treues Mühen um die Kinder; nichts rächt sich gräßlicher, als ihre Vernachlässigung; nichts schlägt furchtbarer, als die Selbstsucht einer Mutter, welche die aufopfernde Liebe verläugnet. Aber daß die Kinder das Thun gottloser Eltern mit verkrüppelter Seele, mit verkrüppeltem Leibe zahlen müssen, ist eins von den Räthseln Gottes, dessen Lösung über des Menschen Sinnen geht. Aber nicht wahr, lieber Vater, für diese Kinder hast du einen eigenen Himmel, in welchem es noch einmal so schön ist, als in irgend einem andern, und für solche Eltern eine Hölle, wo es noch einmal so heiß ist, als in irgend einer andern?

Das zweite Kind war offenbar ein taubstummes; und ehe sie sich's versahen, kam dazu ein drittes, und eins nach dem andern, bis auf sechs, und eines immer elender, als das andere: stumm, mit beständigem Ausschlag, bösen Köpfen, Krätze u. s. w. behaftet, unreinlich Tag und Nacht, kraftlos und stumpf. Und zu allem diesem ordinäri Unglück noch außerordentliche. Elisabeth trug einmal ein Kind im Schachen herum, und nahm wahrscheinlich zu viel Brönz zu sich, fiel auf dem Heimwege um, litt selbst keinen Schaden, aber das Kind brach das Bein zweimal. Das Kind, auf das die trunkene Mutter gefallen war, litt fürchterlich, litt lange und wird an seinem verkrüppelten Bein sein Leben lang leiden müssen. Andere Kinder verbrannten sich, aber sterben konnte keins; alle blieben am Leben, blieben lebendige Zeugen der Ruchlosigkeit der Eltern. Allemal, wenn Kinder begraben wurden, klagte die Lisabeth: wenn es recht zuginge, so müßten ihr auch welche sterben; aber ihr verrecke nie eins. Es werde sie eine

Dolders M . . . verhexet haben, daß keins sterben könne.

Man kann sich das Elend dieser Leute gar nicht vorstellen. Der Verdienst nahm immer mehr ab; denn Lisabeth mußte immer mehr zu Hause sein, fand immer weniger Liebhaber. Der Gürtler vermochte immer weniger, etwas in sein Handwerk zu setzen. Die Drucke wurde immer kleiner. Auf dem Tischli wurden die Lücken immer größer, der Verkauf also immer geringer. Denn doch wurden die Märkte nach wie vor besucht, wollte man sich da an Essen und Trinken nichts abbrechen; es mußte hausirt sein, und keinen Tag wollte man den Branntwein missen; die Guttere mußte fort und fort auf dem Arbeitstische stehen. Je weniger man verdiente, desto größer wurden die Bedürfnisse. Der liebe Gott vermehrte von Tag zu Tag den Druck; er wollte die Eiterbeule ihnen ausdrücken; allein sie ließen Alles, nur ihre Laster nicht. Sie schliefen auf einem verhudelten Laubsack; die Kinder unter Hudeln auf dem Ofen. Sie hatten in der ganzen Haushaltung nicht ein gutes Hemde mehr, keine guten Strümpfe mehr, keinen ordentlichen Hausrath keiner Art; aber sie ließen das Laufen und Trinken nicht, und jeder aufgebrachte Kreuzer wurde daran verwendet, und nicht zur Milderung des häuslichen Elendes. Die unglücklichen Kinder erhielten immer weniger zu essen; an ihrem Munde wollten die Eltern für ihr Gelüsten ersparen. Wenn das saubere Paar an einem Markte breit im Wirthshause saß und da auftragen ließ, saßen die armen sechs Kinder zu Hause bei kalten Erdäpfeln oder einer Wassersuppe, oder bei gar nichts; denn die Mutter hatte oft das Herz, den Kindern zu sagen: sie könnten es sauft machen, bis sie heim käme; sie wollte ihnen dann etwas mitbringen. Und

mehrere von den unglücklichen Kindern konnten nicht einmal betteln; sie waren ja stumm, konnten ihre von der Mutter zerdrückten Beine nicht brauchen.

Man stelle sich an kalten Wintertagen die sechs hungrigen, halb gekleideten, von ihren Eltern verlassenen Kinder vor; Kinder, mit allen Gebrechen behaftet; welch Jammer unter ihnen sein mußte, welch Jammergeschrei aus der Hütte ertönen mußte! So hart die Leute auch im Schachen waren, es hatte doch manche Frau Mitleid mit den verlassenen Würmern und brachte ihnen zu essen, und Thränen kamen ihr in die Augen, wenn die Armen an die gebrachte Kachel schossen, wie Schweine an den Trog, in den man ihnen das Fressen schüttelt. Manche Frau wollte Lisabeth Vorstellungen machen; aber Lisabeth sagte ihr wüst: das gehe sie nichts an; es seien ihre King, und sie könnte mit ihnen machen, was sie wolle; es gehe Niemere nüt a'h. (Man sieht, die Frau hatte die neuesten liberalen oder vielmehr radikalen Grundsätze gut los.) Man wußte nicht, welche Kinder elender waren, die stummen und Krüppel, oder die, welche reden und gehen konnten. Die letzten konnten freilich betteln gehen; aber dafür sollten sie auch Alles machen, sollten Holz schaffen und Essen herzutragen, sollten mit ihren ausgemergelten Leibchen der schwersten Arbeit sich unterziehen, für welche die Eltern zu faul waren, und kamen nie eine Nacht in ein Bett, nur unter Hudeln auf den harten Ofen.

Was viele Menschen leiden müssen, kennen viele Menschen nicht, können noch viel weniger in einen solchen Zustand sich hineindenken. O, wer hineinblicken könnte in eines solchen armen Kindes arme Seele, er würde blutige Thränen weinen über den Jammer, der da aufgeschichtet liegt; sein Herz würde ihm sagen, ob

man das Recht hätte, so arme Kinder aus unmenschlichen Händen zu erlösen.

Gott drückte immer schwerer auf sie; er wollte, daß sie unter dem Drucke sich beugten vor ihm, daß sie aufschauten zu ihm. Aber ihre Augen waren verquollen; sie konnten nicht mehr zu Gott aufsehen; sie konnten nur sehen in ihr Elend hinein, in ihre Flasche. Sie fühlten den Druck, sie schimpften über die ganze Welt; aber daß Gott den Druck zu ihrer Bekehrung geordnet, kam ihnen nicht in Sinn. Sie gehörten zu den Leuten, die so in den Schmutz des Lebens versunken sind, daß Gott aus ihrem Leben durchaus verschwunden ist; die ihn weder fühlen, noch an ihn denken; die durchaus nichts mehr auf ihn beziehen. Sie sind aber auch nicht eigentliche Ungläubige, wie man von einer Sau sagen wird, daß sie ein Atheist, ein Gotteslängner sei.

Sie gingen nur zur Kirche, wenn sie taufen ließen, und hatten bei der Taufe keine anderen Gefühle, als diejenigen, welche Einer hat, der hungrig ist und bald an einen wohlbesetzten Tisch sich setzen will. Sie freuten sich auf Geschenke und Einbünde der Gevatterleute; denn die Einbünde dienten ihnen einige Wochen lang zu reichlichen Branntweingenüssen. Wie Gott auch drücken mochte, sie sahen nicht zu ihm auf, sie schrieen nur lauter auf und glaubten sich mehr erlaubt. Der Druck lastete besonders auf der dicken Lisabeth. Ihr lastervoller Körper begann mehr und mehr ein eigentliches Siechenhaus zu werden. Ihre Bresten alle will ich nicht nennen; sie sind zu ekelhaft; nur von einem muß ich reden. Ihre Beine schwollen ihr auf, und wurden ihr so schwer, wie Mühlsteine, daß ihr jedes Laufen die größte Pein verursachte, und doch mußte gelaufen sein.

Ihre Brust quoll zusammen, und der Athem wußte

fast nicht mehr, wo aus. Wenn sie eine schnelle Bewegung machte, wenn sie einige hundert Schritte ging, so mußte sie den Athem schnaufen, wie einen Gufenknopf, mußte stille stehen und schnupen, daß man es fast eine Viertelstunde weit hörte; und doch mußte gelaufen sein.

Wenn sie Branntwein trank, so war es ihr bald, als ob man den Zapfen, statt in die Flasche, in den Hals ihr stoße, bald, als ob sie hundert Nadelspitzen mitgeschluckt hätte; dann kam der Husten hastig aus der Brust herauf, schüttelte das dicke Mensch zusammen, wie der Wind eine Bohnenstaude, und trieb ihm die Augen aus dem Kopfe, daß jedes Lüftchen sie ihm wegwehen zu können schien; und doch mußte getrunken sein.

Auf seinem Laubsacke hatte es keinen Athem mehr des Nachts, und mußte aufsitzen, mußte unter's Fenster gehen, mußte jammern und wimmern ganze Nächte durch. Es behauptete, das komme von den Erdäpfeln her, die es nicht erleiden möge, aß keine Erdäpfel mehr; etwas Anderes mußte erbettelt, gestohlen oder gekauft sein; aber die fürchterlichen Spangen über der Brust wollten nicht weichen. Es wollte nicht weiter werden drinnen in der geheimnißvollen Höhle, wo das geheimnißvolle Uhrwerk in gemessenen Schlägen pocht. Sie hatte fürchterliche Leiden, und zu den Leiden immer die gleichen Gelüsten, welche die Leiden auf unnennbare Weise steigerten. Es war, als ob alle Leiden, welche die armen Kinder ob ihrer mütterlichen Untreue gelitten, nun vervielfacht in ihrem Körper sich abgelagert hätten, und da Rache übten an der gottlosen Mutter.

Kein Gelüsten nahm ab; aber jede Befriedigung brachte immer unerträglichere Leiden, Leiden, daß Sterben dagegen wie Hochzeitsfreuden gewesen wäre. Und

doch wollte Lisabeth nicht sterben, und sagte allen Leuten wüst, die ihm davon redeten. Und doch lernte Lisabeth nicht beten und fluchte mit den Leuten, so weit es sein Husten erlaubte, als sie es mahnten, den Pfarrer holen zu lassen. Es könne es machen ohne den schwarzen D., der könne ihm doch nichts machen mit seinem G'stürm, von dem man nicht wisse, was Gyx oder Gax sei.

Und so lebt die Elisabeth heut noch in jenem Schachen, kann nicht leben kann nicht sterben. Sie kann nicht mehr gehen vom Hause weg. Aber wenn ihr bei einer Hütte ein aufgedunsen hustend Weib seht, das alle Viertelstunde einen Schritt macht, wenn ihr um dasselbe sechs Kinder kriechen seht, die eher Würmern als Menschen gleichen, wenn ihr hinter den glaslosen Fenstern eine schwarzgelbe Mumie seht, die mit Hammer und Zange etwas fichtet, und es euch scheint als kriechen die sechs Würmer heran witternd Todtenfleisch, als Verkündiger des nahenden Todes für das dicke Weib und den gelben Mann, da steht still und schaut euch den Jammer an, denn da seht ihr die dicke geile Lisabeth, ihren üppigen Gürtler und ihre sechs armen, armen Würmchen; betet für sie, betet für die armen Würmchen, daß Gott sie bald erlöse und hinaufnehme in seinen schönen Himmel.

Während ich diese sämmtlichen Nachrichten sammelte, hatte der Kaffe manchmal auf- und abgeschlagen und manchen Stock französischen Runkelrübenzucker hatte ich für extra süßen holländischen verkauft. Manchmal hatte ich meinen alten Häftlimacher besucht und immer größere Erbauung an ihm gefunden. Ich lernte Land und Leute ganz anders kennen, als es mir sonst vorkam. Wie ganz anders kömmt einem wohl ein junger glatter

Leib vor, wenn man ihn von außen im Vorbeigehen ansieht, als wenn man die Haut aufschneidet und das Innere des Leibes bloß legt, ja wie ganz anders würde einem mancher Mensch erscheinen, wenn man ihm nur einen Strumpf abziehen würde, geschweige denn etwas mehreres. So ungefähr geht es auch mit Land und Leuten. Hinter der Oberfläche, die man im Vorbeireisen ansieht, kömmt meist etwas ganz Unerwartetes zum Vorschein, wenn man hinter dieselbe zu schauen vermag.

Aber wenn ich zu dem Häftlimacher kam, so war immer meine erste Frage nach Liseli; das Mädchen hatte ich, bestochen durch sein hübsches munteres Wesen, ordentlich lieb gewonnen. Ja wahrhaftig, ich hätte mich in das Mädchen verlieben können aus reinem Mitleid trotz seinen Schwächen, wenn ich demselben näher gekommen wäre.

Einige Zeit durch vernahm ich eben nichts merkwürdiges von ihr, es ging in ihrem Hause immer gleich zu. Streit am Morgen, Streit am Abend, jedes nahm was es konnte, jedes that was es wollte. Lange war es mit ihrem Knecht im Geschrei, mit eben dem Burschen, mit welchem es an jenem Abend gemeinsam gespielt hatte. Der hatte aber geglaubt, er habe das Recht zu nehmen, so gut als die Andern; die Brüder waren ihm darüber gekommen und bewiesen ihm mit tüchtigen Schlägen sein Unrecht und jagten ihn fort, und Liesi ließ ihn auch fahren. Später redete man ihr allerlei nach, man wollte es an Tanzsonntagen auf verdächtige Weise angetroffen haben, an Markttagen sollte es in offener Gaststube diesem oder jenem auf den Knien gesessen, ihn ungescheut gemünschelt haben, auf dem Heimweg an einem Hag liegen geblieben sein.

Reiche Bauern und bedeutender Verkehr lockten einen sogenannten Geschäftsmann, in dieser Gegend sich zu setzen. Es wissen vielleicht nicht alle Leute, was man unter Geschäftsmann versteht. Ein Geschäftsmann ist ein Kummerz'hülf für alle Leute die sich nicht selbst zu helfen wissen. Sie schreiben den Leuten, sie suchen ihnen Geld, sie treiben ihnen Geld ein, sie vertreten sie vor dem Richter, wenn der ihnen wohl will und sie annimmt, was er laut Gesetz eigentlich nicht müßte oder nicht sollte, ich weiß nicht welches von beiden. Sie machen ferner die Leute aufmerksam, wenn ihnen das kleinste Unrecht geschieht, oder wenn vor 77 Jahren ihrem Großvater eins geschehen ist und blasen den glimmenden Funken zu hellen Flammen an, bis ein lustiger Prozeß in vollem Gange ist. Diese Leute haben aber keine Patente keiner Art. Wenn daher Unterschriften nöthig sind, zu Einlegung von Schriften ꝛc. oder eigentliche Erscheinungen vor Gerichten, so tritt ein Fürsprech für sie ein. Diese Geschäftsmänner sind eigentlich für die Fürspreche, was die sogenannten Treibauf für die Stadtmetzger oder Tannhuser Lari für die Roßweltsche. Und wie die Treibauf von den Landmetzgern gehaßt werden, so werden die Geschäftsmänner von den Agenten gehaßt, und nicht mit Ungrund. Denn sie brauchen keine Patente, also keine Examen; keine Gesetze schränken sie ein oder bestimmen ihre Sporteln, sie leben daher wie die Vögel im Hirse. Und wenn sie das Kegeln gut verstehen, das Razzären zu 10 Bz. den Einsatz nicht scheuen, nebenbei mit den Karten gut umzugehen wissen, andere dabei tüchtig trunken machen, selbst nüchtern bleiben dabei und einen oder zwei gute hintersetzte Schlufene an der Hand haben, die das Geld nicht genau nachzuzählen, so steht ein

solcher Geschäftsmann sich herrlich und wird bald zu vornehm, eine Stunde weit zu Fuß zu gehen.

Der Geschäftsmann, der in Liseli's Nähe sich setzte, war ein in irgend einer Stadt mißrathenes Subjekt, das dort nicht mehr fortkommen konnte, eine Portion Verschmitztheit besaß, und vom Land nicht mehr wußte, als daß auf demselben reiche Bauern und hübsche Meitscheni seien. Er zweifelte keinen Augenblick, wenn er auf dem Lande sich zeige, so würden die reichen Bauern ihm zuströmen wie Krebse einer Rinderleber, und Meitscheni würden sich ihm anhängen ganze Steinkräten voll; denn er bildete sich nicht wenig ein auf sein Reden und sein Gesicht und seinen etwas abgebürsteten grünen Rock. Doch ward er nie mit sich einig, ob die mäusegraue Anglaise ihm nicht noch besser stehe.

Aber das Ding wollte nicht gehen, wie er sich gedacht. Er wußte nicht, wie mit den Bauern anknüpfen, sein Pralatzgen in den Wirthshäusern zog Niemand ihm zu. Mit den Meitschene ging es ihm eben so. Neben jedem hübschen Meitschi stund ein handfester Baurenbursche, und da mein Geschäftsmann eben nicht handfest und kein Liebhaber von Schlägen war, so mußte er g'lustig in einer Ecke stehen, und zusehen, wie die andern sich lustig machten. Des Nachts durfte er noch viel weniger den hübschen Mädchen nach, und wenn er es auch versuchte, so kam er nie bis zu einem Gaden, er lief schreckensvoll vor jedem Zaunstecken, der nur den kleinsten Katzenbuckel machte.

In seinen Nöthen sah er Liseli verlassen stehen. Das kernhafte Mädchen gefiel ihm, das floh ihn nicht, Niemand machte es ihm streitig. Im Gegentheil, alle hatten Freude daran, die beiden an einander zu wagen, denn darin besteht gar oft die Rache der Landleute

gegen Geschäftsmänner ꝛc. die sich unter sie setzen, daß sie ihnen etwas wurmstichiges anhängen. Das Geschäftsmännchen war gränzenloser Freude voll mit einer so hübschen Baurentochter zusammen gerathen zu sein. Liseli gefiel er auch, denn er sparte den Wein nicht. Sie zottelten zusammen heim, und als am Morgen das Männchen das große Baurenwesen sah, da dachte er, wie Liseli eine gute Parthie sei, wie er da im Stöckli vielleicht umsonst z'Hus sein könne; und als er hörte, daß der Vater Vorgesetzter sei, so dachte er, der könne ihm am besten Arbeit und Kunden verschaffen. Er hielt daher nicht lange hinter dem Berge, sondern rückte alsobald mit seinem Antrage hervor. Das war dem Meitschi mehr als recht. Einen Mann hätte es schon lange gerne gehabt; zudem ward ihm das Arbeiten mehr und mehr zuwider, so gerne es dasselbe früher getrieben hatte. Aber starke Getränke erschlaffen nach und nach den Leib, eine gewisse Trägheit durchrieselt denselben, man mag, man kann fast nicht mehr arbeiten, und je mehr man trinkt, je länger man es treibt, um so weniger. Nicht umsonst giebt Gott dem Landmann so reichlich Erdäpfel und Milch zu seiner harten Arbeit.

Es hätte einen Bauer zwar auch genommen, aber so ein Geschäftsmann war ihm zehnmal anständiger. Bei dem konnte es die Herrenfrau machen, hatte höchstens das Bett zu machen und den Kaffe, und höchstens an einem Strumpf mit den Nadeln herum zu bohren. Es sagte daher mit allen Freuden — Ja, und der Vater sagte nicht — Nein. Er war Liseli nicht ungern los, er hatte auch nicht ungern einen Geschäftsmann zum Tochtermann, mußte der ihm doch umsonst machen, was er anderwärts bezahlen mußte.

Das Männchen war wie im Himmel. Eine schöne, eine reiche Frau, Kunden voll auf — mußte aber auch so etwas ein Menschenkind, das bis dahin nichts gehabt hatte als leere Hoffnungen und eine Hutte voll Hochmuth, nicht fast verrückt machen? Er marschierte auch am dritten Tag heim wie ein Güggel, grüßte nur den zehnten Menschen und wußte vor lauter Stolz nicht, sollte er danken, wenn ihn Jemand grüßte.

Liseli nahm sich in Acht, seine Schwachheit zu früh merken zu lassen. Wenn sie mit einander ausgiengen, das Hochzeit anzugeben oder Verwandte zu besuchen ꝛc. und einkehrten, so trank es mäßig vor seines Bräutigams Augen, begnügte sich mit einem Schoppen oder einer Halbe, aber daß es sich nebenbei einen Schoppen oder Halbe extra kommen ließ hinter seinem Rücken, und die Halbe im dunklen Gang den Hals hinuntergoß, das sagte es nicht: oder daß es einen halben Schoppen Branntwein noch geschwind zu sich nahm, wenn er bereits aus dem Wirthshause war, das merkte er auch nicht.

An der Hochzeit ging es lustig zu, und, wie man sagt, waren beide so zugerichtet, daß keins den Zustand des andern merkte, eine merkwürdige Vorbedeutung an einem Hochzeitstage.

Lustig ging es zu in der ersten Zeit. Sie hatten immer etwas Gutes in des Vaters Stöckli, wo sie wohnten, um dasselbe sich durch den Morgen oder Abends zu Gemüthe zu führen. Und wenn der Mann fort war, so hieß er sein Weib ihm bis zum nächsten Wirthshaus entgegen kommen, und dieses ließ es sich nicht zwei Mal sagen, und machte daß es noch vor dem Manne dort war, um zuerst einen guten Grund zu legen mit Branntwein oder Rothem, beide davon ihm gleich gut.

Aber allmälig erleidete das dem Geschäftsmanne. Er dachte sich immer deutlicher, daß er das Geld verdiene und es nicht billig sei, daß das Weib von allem habe, was er genieße, daß es ihm noch einmal so viel b'schießen möge, wenn er allein esse und trinke ohne Weib. Er begehrte nichts mehr zu Hause zu haben, aber er ging durch den Morgen in die benachbarte Pinte. Er hieß seine Frau nicht mehr ihm entgegen kommen, er selbst aber kam immer später heim, denn das Spielen gefiel ihm immer besser. Er führte seine Frau immer seltener mit sich an Märkte oder an Sonntagen hie und dort aus in ein Bad oder eine Tanzete. Aber Liſi ließ das sich nicht anfechten. Es schaffte daheim sich etwas an und gab dem Manne auch nichts davon. Und wenn der Mann fortblieb, so nahm es zu Hause einen Schluck desto mehr, und gar wohl war es ihm, wenn es etwas g'stürm in's Bett konnte. Man schlafe noch einmal so wohl, meinte es, da wecke einen nicht e niederi Fleuge, und wenn es schon ein wenig donnere und blitze, so werde man davon nichts g'wahr und brauche sich nicht zu fürchten.

Und wenn der Mann es nicht mehr mitnahm, so ging es auf eigene Faust, ging hie und dort z'Abesitz oder hatte etwas im Dorfe zu verrichten, und nahm im Vorbeigang einen halbmäßigen Schluck zu sich. Ja es ging auch weiter fort auf irgend einen Märit oder sonst auf irgend etwas. Und wenn es irgend einen gefälligen Gumi (Musterreuter) antraf, der es führen wollte in seinem eleganten Chaischen, so machte es diesem zu lieb anderhalb Tage aus anderhalb Stunden, und blieb eine Nacht außer dem Hause. Wahrscheinlich hütete sie dem Gumi aus Dankbarkeit das Chaischen, während derselbe Geschäfte machte.

Liseli focht ganz ungeniert mit ihres Mannes Geld, was sein sei, sei auch ihre, meinte sie, und von aufschreiben oder Rechnung geben hätte sie nie gehört. Es nahm so viel als es ankam, und brauchte nicht alles für sich. Es war noch immer das gutherzige Liseli, das Jedermann helfen wollte. Jetzt konnte es nicht mehr von des Vaters Naturprodukten austheilen, darum theilte es von des Mannes Geld aus.

Dem Mann war das nicht recht, er mukelte manchmal: Es fehle ihm wieder Geld, er könne gar nicht begreifen, wo alles hinkomme; wie viel er auch verdiene, es sei immer nichts da. Einmal hatte er eine wohlgezählte Summe für Jemand anders eingenommen, und als er sie abliefern wollte, fehlte wieder. Da wurde das Männchen gewaltig zornig, es wußte wohl daß Niemand anders als seine Frau sich daran vergriffen. Auf dem Heimweg entschloß er sich, ein Exempel zu statuiren. Er kam heim wie auf Stelzen und strengte sich zu tiefer Baßstimme an, und gurgelte auf wunderliche Weise die Frage hervor: Hast du mir von dem Geld in dem und dem Sack gestohlen? Seine Frau verstund die wunderliche Stimme gar nicht und mußte ihn mehrmals fragen. Da fing der Mensch an dreinzuschlagen. Anfangs meinte Liseli das Männchen sei besonders guter Laune, und wolle es etwas kräftiger tätscheln als er's sonst im Brauche habe. Als das Männchen aber statt mit der Hand, mit welcher es nichts ausrichtete, mit der Faust drein schlug, so merkte Liseli daß es Ernst sei, flammte nun auch auf, hob ihn mit beiden Händen hoch auf, schlug ihn auf's Bett und walkte ihn dort durch bis er mit den zärtlichsten Namen um Vergebung flehte. Liseli war nicht unerbittlich: Gell du Dolders Schnuderbubli dir ha'ḃ nis zeigt, wer

Meister ist; so sagte es, und nachdem es das gesagt hatte, war es wieder die zärtlichste der Gattinnen. Das Männchen versuchte diese Kur niemals mehr. Aber er steckte, wenn er fortging, den Schlüssel zu sich, und wenn Liseli deßwegen mit ihm aufbegehrte, so sagte er, es sei im Vergeß geschehen. Nun Liseli machte kurzen Prozeß, es ließ einen eigenen machen; es ließe sich nicht b'vogten, sagte es, und b'sunderbar von einem nicht, der nie so viel von seinen Eltern erben werde, daß man einer Laus das Fü . . e damit salben könnte.

Das Weibchen war auch Mutter geworden und hatte seine Kinder gar grausam lieb. Anfangs war es ihm immer unglücklich mit ihnen gegangen; es konnte, so lieb es sie hatte, so gerne es Kinder bekam, doch nie gehörig Sorge zu ihnen tragen. Was man ihm auch sagen mochte, es that alles was ihm einfiel, es war durchaus nicht Meister irgend einer Lust. Kam ihm dann eins zu früh oder starb ihm sonst, so hintersinnete es sich fast, schlug sich den Kopf an die Wände, jammerte sich fast die Seele aus dem Leib, schrie, wenn es der Leiche des Kindes folgte, daß das ganze Dorf zusammen lief, fiel am Grabe fast zusammen, mußte mit Gewalt davon und in die Kirche gerissen werden. Und dabei war kein absichtlicher Spektakel, sondern alles kam von Herzen, aber daß es dann deßwegen ein andermal vorsichtiger gewesen wäre, selb nicht. Endlich brachte es Kinder mit dem Leben davon und hatte eine gar unaussprechliche Freude an ihnen. Es war fast als ob es sich ändern und wirklich eine treue Mutter werden wollte. Es lief nicht mehr so oft vom Hause weg und ließ die Kinder alleine. Ehedem konnte nichts im Dorfe vorgehen, keine Hochzeit, kein Leichenbegängniß, wenn es nicht seine Nase über die Kirchhofmauer gestreckt hätte.

Jetzt konnten hundert Hochzeiten gefeiert werden, und die Hochzeitleute in einem Dutzend Kutschen angefahren kommen, es versetzte keinen Schritt dafür, geschweige denn, daß es eine Stunde weit durch Dick und Dünn geloffen wäre; die Lust zu solchen Dingen war ihm über der Liebe zu seinen Kindern rein vergangen.

Aber es narrte mit ihnen wie man es mit jungen Katzen treibt, sie waren sein Spielzeug, seine Kurzweil, sie anzuziehen, sie zu füttern war seine Herzenslust. Sie hätten den ganzen Tag essen sollen, und wenn sie nicht essen mochten, so putzte es sie auf, konnte zehnmal probieren, was ihnen am besten stehe, und wenn es dann glaubte, es gar gut gemacht zu haben, so ging es zu einer Nachbarin, die ihm die Kinder rühmen mußte, und wer ihm sie rühmte, dem hätte es das Herz aus dem Leibe gegeben. Aber das Brönz konnte es sich nicht abgewöhnen, kamen doch dasselbe und die Liebe zu seinen Kindern in keinen Widerstreit. Es konnte ein halbes Dutzend Gläschen trinken und dabei gar herzig die Kinder hätscheln und putzen. Und wenn es sie im Bette hatte, wie Langeweile hätte es nicht haben müssen, wenn es dieselbe nicht mit einem Gläschen nach dem andern vertrieben hätte. Sein Mann war selten zu Hause, war meist auf Geschäftsreisen, kam selten vor Mitternacht heim, der hatte also keine Muße, Liseli die Langezeit zu vertreiben oder es der üblen Gewohnheit zu entwöhnen. Zudem hatte er weder Kraft noch Verstand dazu. Und wenn einer auch Alles gehabt hätte: Muße, Kraft und Verstand, wo soll einer die Frechheit und das Gesicht hernehmen, seiner Frau, die daheim sitzt, das Brönz abzustellen, während er selbst in allen Wirthshäusern herumläuft, sich halb voll Wein säuft, wenn er ihn bezahlen muß,

und ganz voll, wenn er schmarozen kann. Ich meine nicht, daß Geschäftsmänner nicht freche Gesichter machen können; doch so ein freches glaube ich wahrhaftig nicht. So nahm Liseli eins des Abends und trug den sturmen Kopf zu Bette. Die Leute, unter denen es den sturmen Kopf nicht herumtrug, meinten, es hätte sich gebessert; meinten, sie hätten nicht geglaubt, daß es noch so gut ausschlagen würde.

So viel erfuhr ich nach und nach von meinem Häftlimacher, der tiefer sah und mehr wußte als die andern Leute. Ich muß bekennen, ich hätte Liseli seine Sünde nicht angesehen; etwas stark roth war es wohl, dabei aber noch gar wetters appetitlich und sah recht stattlich aus.

Einmal war wieder ein heißer Nachmittag gewesen und aus demselben war ein schwüler Abend geworden, Gewitterwolken, schwarz und schaurig, bäumten sich am Himmel auf und drohten übers Land herein. Sie stockten immer gewaltiger auf, sie hoben sich von den Gipfeln unserer Berge empor in den Himmel hinauf, neue Berge, die Gottes Hauch unter den Augen der Menschen bildete. Kein Lüftchen kühlte des Menschen Wange, kein grünes Blatt bewegte sich am grünen Baume. Ich hatte viele Geschäfte gemacht am gleichen Orte, wo ich vor manchem Jahre hergekommen war, als ich die 5 Mädchen traf, wohin ich jetzt wieder wollte. Ich pressirte nicht mit der Abreise. Ich wollte die Brämen vermeiden, die Hitze vorbei lassen und wo möglich das Gewitter, das alle Augenblicke losbrechen zu wollen schien.

Aber die Hitze wollte nicht vorbei, das Gewitter nicht losbrechen, es war, als wenn es Jemand erwarte da oben an den Flühnen. Gar ängstlich ist ein solch

lautlos Drohen, und je länger es dauert, um so banger klopft des Menschen Herz. Endlich mußte es sein; ich konnte nicht länger warten; ich nahm das Herz in beide Hände, und fuhr bei schon dunkelnder Nacht dem schwarzen Wolkenberge entgegen.

Da war es, als ob der wilde Geist im schwarzen Berge nur auf mich gewartet hätte, um des Windes Gewalt, der Blitze feurige Kraft, des Donners gewaltige Brust zu entfesseln.

Kaum einige Scheibenschüsse weit war ich gefahren mit bereits triefendem Pferde, als Windesseufzer in den Bäumen rauschten, als ein dumpfes, fernes Grollen hörbar wurde, und einzelne Blitze über die schwarze Wolkenwand zuckten, wie Adjutanten sausend reiten vor des Heeres Fronte, wenn die Schlacht beginnen soll. Und langsam hob der gewaltige Berg sein dunkel gezacktes Haupt immer höher über die Fluhwand, und schien es tiefer und tiefer mir entgegen zu neigen. Immer ängstlicher rauschte der Wind; immer näher grollte der Donner; immer grasser zuckten die Blitze durch die Finsterniß der werdenden Nacht. Und ich war allein auf einsamem Berge in schaurigem Tannenwalde, und konnte nicht eilen auf dem steinigen, steilen Wege, durfte nicht schärmen unter den gefährlichen Bäumen. Das bebende Herz mußte ich zusammenfassen, und geduldig warten, was der Herr über mich verhänge. Aber schaurig ist's einsam auf ödem, steinigem Berge, wenn über dem sündigen Haupte, wie glühende Schwerter, des Herrn Blitze sich kreuzen.

Ich mußte aussteigen, mußte das zitternde Pferd am Zügel führen, mußte gegen den Sturm hinan, den Berg hinauf. Der schwarze Wolkenberg senkte immer tiefer sich, kam immer näher; der gewaltige Aufruhr

in seinem Schooße brach immer fürchterlicher los. Nun schien derselbe über mir einzubrechen, schien mit tausend Armen mich zu umfassen, mich vernichten zu wollen in seiner schrecklichen Umarmung. Das Feuer rollte über mir, vor und hinter mir am Boden. Tannen splitterten; Tannen loderten auf am Wege. Wasserbäche stürzen über mir zusammen und den Berg ab auf mich zu. Ununterbrochen brüllte der Donner, wie in wilder Schlachten wilder Mitte der hundertfache Kanonendonner nie verhallt. Ich wurde betäubt, die gränzenlosen Schrecken übermannten mich, und halb bewußtlos und resignirt mein Ende erwartend, ließ ich vom Pferde mich ziehen. Den Berg kam ich hinauf; aber aus dem Schooße des wetternden Berges war ich nicht; der war gar tief und groß. Schon war ich bald den Berg hinab, als es lichter um mich zu werden schien, die Blitze weniger blendend wurden, einzelne Donnerschläge wieder unterschieden werden konnten. Es war mir, als steige ich, wunderbar behütet, aus dem Krater eines feuerspeienden Berges heraus und begrüße das Leben wieder. Ich war stille gestanden und schöpfte tief auf Athem. Da blendete mich ein gelber Blitz gar fürchterlich, und ein Donner schmetterte durch das Thal, wie ich keinen noch gehört. Mein Pferd riß mich fast in den Abgrund.

Als ich wieder aufschauen konnte, flammte vor mir im Thale ein Haus auf; ein rother Gluthstrom stieg auf durch die schwarze Nacht, blutig den Himmel färbend. Nun ward's auf einmal wie lebendig um mich her. Feuerhörner wimmerten ängstlich von den Bergen; gewaltige Stimmen riefen von Hof zu Hof die Helfenden zusammen; eilende Gestalten tauchten auf und verschwanden eben so schnell wieder. Bald zeigten auf fernen Berghöhen schnell eilende Lichter sich, die leuchtenden

Rundellen, und das schaurige Rasseln der Feuerspritzen war vernehmbar, und manch Zorneswort vernahm ich, weil ich mit meinem langsam sich bewegenden Fuhrwerke die Eile der Eilenden hemmte. Es ward immer heller um mich; ich vernahm schon das Prasseln des Holzes, das Krachen einstürzender Balken, das Geräusch der Löschenden, die Stimmen der Gebietenden, sah vom Brande Eilende mit geretteten Dingen. Auf der Straße war das Drängen groß. Niemand wollte Platz mir machen; ich war Allen im Wege. Da erkannte mich eines Krämers Sohn, und bat mich, in eine Matte seitwärts zu fahren; dort wolle er mir schon zu meinem Pferde sehen. Ich gehorchte. Ich ging hinauf zur Brandstätte, und sah nun, daß nicht das eigentliche Haus, sondern nur das Stöcklein brannte, daß man das Haus werde retten können. Ich sah aber dort, daß man immer noch mit dem Löschen des nicht zu rettenden Stöckleins beschäftigt war, während man alle Hände für das Haus hätte brauchen sollen.

Ich wunderte mich darüber, aber nicht lange. Ich sah einen alten Mann die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, hörte ihn bitten und weinen, daß man doch d'r Tusiggottswille sys Liseli und ihre Kinder suchen solle; vielleicht lebten sie noch. Es war Liseli's Vater, der an die Unmöglichkeit, daß sie noch leben könnten, nicht glauben wollte.

Liseli war wieder allein gewesen diesen Abend, und hatte sich wahrscheinlich früh und sturm in's Bett gelegt. Das Gewitter weckte es nicht; was es weckte, wußte man nicht. In der ersten Angst waren die Hausbewohner in die Ställe gestürzt, dort das Vieh zu retten; denn sie glaubten das Feuer im Hause. Dem Ersten, der sich dem ganz in Flammen stehenden, hölzernen Stöcklein

zuwandte, begegnete Liseli, wie es ängstlich nach seinen Kindern rief, ihn fragte: wo man sie hingetragen habe? Als er ihm sagte: das wisse er nicht, es habe seine Kinder Niemand gesehen, — da habe Liseli einen gräßlichen Schrei ausgestoßen und sei in's Feuer zurückgesprungen — und nicht mehr herausgekommen. Niemand konnte ihm nach, so oft man es nachher, aber vielleicht zu spät, versuchte.

Liseli war sturm erwacht, konnte nicht denken, nicht sich fassen, folgte dem ersten Trieb, und rettete, als es das Stöcklein brennen sah, sich aus dem Feuer. Draußen dachte es an seine Kinder; aber sturm erkannte es erst zu spät, daß es sie im Feuer vergessen in seiner Stürmi. Da brannte die Mutterliebe den Heldenmuth an, der freudig geht in den Tod, und Liseli stürzte sich in die Flammen zu seinen Kindern; aber retten konnte es sie nicht, konnte nur mit ihnen sterben. Gott nahm es aus seinem Jammer, und ersparte ihm den Jammer um seine verbrannten Kinder, die eine nüchterne Mutter gerettet hätte.

Als man endlich dem Feuer Meister geworden, das Häuschen zugänglich gemacht hatte, fand man drei Leichen, fand mitten im Stübchen Liseli, die Kinder beide an seine verbrannte Brust drückend.

Lautlos, tief ergriffen, betrachteten die Menschen die drei Leichen. Was manche Mutter, die vielleicht auch sturm zu Bette geht, was mancher Mann, der nicht heim geht, wenn der Herr am Himmel donnert, dachte, weiß ich nicht. Kein hartes Wort fiel über Liseli; sein Tod hatte die Menschen gesühnt; und manches Herz betete für ihns, daß Gott seiner armen Seele gnädig sein möge.

Endlich kam der Mann und Vater heim. Er hatte den Herrn am Himmel donnern hören, hatte dessen laute Stimme gehört, wie er pflichtvergessene Hausväter heim rief zu Weib und Kind; aber er hatte bei den Karten im Gewinn gesessen, da fragte er wenig nach dem Herrn im Himmel, nach Weib und Kind. Er spielte noch fort, als die Feuerhörner ängstlich bliesen um Hülfe.

Er brachte vier gewonnene Fünfunddreißiger heim, und fand daheim Weib und Kinder verbrannt, die keinen Vater gehabt hatten, der sie aus dem Feuer trug.

Von ihm ab wendete voll Abscheu sich jedes Auge; und wenn der Herr diesen in's Feuer würfe, ich trüge ihn nicht heraus, dachten die geschwärzten Männer, die an die langen Feuerhaken gelehnt, Liseli und ihre Kinder betrachteten, die Augen voll Wasser. Und daß sein Weib und sein Kind nicht so verlassen sterben sollen jämmerlich, das gelobte seinem Gott manch verirrter Mann.

Ergriffen stund ich an der Leiche; da nahm mich Jemand bei der Hand. Es war mein alter Häftlimacher.

Wir opferten Liseli eine stumme Thräne, später seinem Andenken noch manches Wort, und daß sein Andenken Müttern und Vätern zum rettenden Engel werden möchte, ward unser Wunsch.

Bitzius, Albert

Die

Wassernoth im Emmenthal

am 13. August 1837.

Von

Jeremias Gotthelf.

1838.

Bei C. Langlois in Burgdorf.

Vorwort.

Es gab eine Zeit, wo man ob den Werken Gottes Gott vergaß, wo die dem menschlichen Verstande sich erschließende Herrlichkeit der Natur die Majestät des Schöpfers (sich) verdunkelte. Diese Zeit geht vorbei. Aber noch weilt bei Vielen der Glaube: das Anschauen der Natur führe von Gott ab, Gott rede nur in seinem geschriebenen Worte zu uns; für seine Stimme, die tagtäglich durch die Welten zu uns redet, haben diese keine Ohren, daß Gott zu seinen Kindern rede in Sonnenschein und Sturm, daß er im Sichtbaren darstelle das Unsichtbare, daß die ganze Natur uns eine Gleichnißrede sei, die der Christ zu deuten habe, thäte jedem Noth zu erkennen. Zu Förderung dieser Kenntniß ein Scherflein beizutragen, versuchte die nachstehende Darstellung der Unterschriebene. Wer zu deuten weiß, was der Herr ihm schickt, verliert nimmer das Vertrauen, und alle Dinge müssen zur Seligkeit ihm dienen. Fände in dieser Wahrheit Trost ein Unglücklicher; würde sie den rechten Weg einem Irrenden erleuchten, offenbar machen einem Murrenden die Liebe des Vaters, zur Anschauung des Unsichtbaren einen Menschen führen, dessen fünf Sinne seine einzigen Wahrnehmungsquellen waren, dann hätte der Verfasser seinen Zweck erreicht; andere Ansprüche macht er nicht. Zu treuer Dar-

stellung des Ereignisses waren Andere berufener als er; aber da Alle schwiegen, versuchte er die Darstellung auf seine Weise. Wenn er dazu höhere Beamtete nicht um Erlaubniß frug, so mögen gnädige Herren es ihm verzeihen. Was er sah und hörte, stellte er dar in möglichster Treue. Wer solche Ereignisse erlebte, weiß, wie mit verschiedenen Augen die Menschen sehen, wie verschieden sie die Farben auftragen auf das Gesehene; es wird später der Entscheid unmöglich: wer recht gesehen und recht erzählt, und nur das läßt sich ausscheiden, was offenbare Merkmale der Täuschung oder der Lüge an sich trägt. Dieß die Ursache, wenn Jemand einen Irrthum zu erkennen glaubt; wissentlich hat der Verfasser keinen hineingebracht. Das Ereigniß an sich war so groß, daß der Mensch umsonst seine Kraft anstrengt, es würdig darzustellen, daß er ein Thor sein müßte, wenn er in seiner Beschränktheit ausschmücken wollte, was der Herr mit flammenden Blitzen in's Gedächtniß geschrieben den Bewohnern des Emmenthals.

Jeremias Gotthelf.

Das Jahr 1837 wird vielen Menschen unvergeßlich bleiben, die nicht ihren Träumen oder ihren Sünden allein leben, die einen offenen Sinn haben für die Stimme Gottes, welche zu uns redet in Schnee und Sonne, bei heiterem Himmel und im Dunkel der Gewitternacht.

Es war ein merkwürdiges Jahr, aber ein banges angstvolles für Tausende; wohl ihnen, wenn diese Angst jetzt ihre Frucht trägt — ein gläubiges Vertrauen.

Der Winter, welcher bereits im Oktober 1836 angefangen, den 1. November 11 Grad Kälte gebracht hatte, wollte nie aufhören, der Frühling nie kommen. Am Ostersonntag den 26. Merz fuhren viele Herren lustig Schlitten, lustig gings auch von Biel nach Solothurn, wo sonst mancher Winter keine Bahn bringt. Während es lustig ging auf den breiten Straßen, konnte auch manch arm Mütterchen nicht an den auferstandenen Herrn denken. Es hatte kein Holz mehr, die zitternden Glieder zu wärmen, die Kälte drang ihm durch die gebrechlichen Kleider bis an's Herz hinan. Es mußte hinaus in den schneeichten kalten Wald, einige Reiser zu suchen, oder mußte den schlotternden Körper zusammendrücken in eine Ecke, in den eigenen Gliedern noch irgendwo nach einem Restchen Wärme spürend. Wenn diese frierenden Mütterchen den Zehnten gehabt hätten von dem an selbem Tage zum Ueberfluß getrunk'nen Wein, wie glücklich hätten sie am Abend ihre erwärmten Herzen in's Bett gelegt.

Aber auch mancher Bauer drückte sich in die engste Ecke seiner Stube, um das Brüllen der hungrigen Kühe an der leeren Krippe nicht zu hören, um nicht hinaus zu sehen in die Hofstatt, wo der Schnee so dicht in den Bäumen hieng, so hoch am Boden lag, kein Gräschen sich regte. Er hätte gerne geschlafen, um nicht an seine Bühne denken zu müssen, auf der kein Heu mehr war, durch die der Wind so schaurig pfiff; doch Sorgen sind Wächter, die nicht schlafen lassen.

Am ersten Apriltage wehten Frühlingslüfte durch's Land, und frohe Hoffnungen schwellten alle Herzen; aber alle Hoffnungen wurden in den April geschickt. Schnee wehte wieder durch alle Lande, legte in Deutschland mannshoch sich, er lagerte sich ordentlich, als ob er übersömmern wollte im erstaunten Lande.

Zum eigentlichen Schneemonat ward der April, selten leuchtete die Sonne, und: ob sie warm sei? erfuhr man nicht; Gras sah man nicht, kein Lebenszeichen gaben die Bäume.

Die Noth ward groß im Lande. Heizen sollte man die Stuben, und hatte kein Holz; füttern sollte man das Vieh, und hatte kein Futter. Es war Jammer zu Berg und Thal; in den Stuben seufzte, in den Ställen brüllte es tief und nöthlich.

Mancher Bauer machte sich so oft und so weit er konnte in Weid und Wald hinaus, und wenn er wieder heim mußte, so wollte seine zögernden Füße nicht vorwärts, wollten gar nicht auf den Platz, wo ihm, wie er genau wußte, das hungrige Muhen seiner Kühe wieder in's Ohr dringen, im Herzen wiedertönen würde. Des Nachts wußte er nicht auf welche Seite sich legen, damit er nicht höre, wie es seufze und stöhne draußen in den Ställen. Endlich übermannte das Elend sein Herz, er stieß seine schnarchende Frau an und sagte: Frau, du mußt morgen zeitlich auf, mußt mir zMorge machen, ich muß in die Dörfer hinab, muß um Heu aus, ich kann's my Armi Thüri nümme usg'stah. Dann stund er auf, machte nicht einmal Licht, zählte seine Fünfunddreißiger im Gänterli, und rechnete mühselig nach: ob es wohl ein oder zwei Klafter erleiden möge? Hatte er das ausgerechnet und sich wieder in's Bett gelegt, so kam es ihm erst vor, wie das wieder einen Strich durch seine Rechnung mache, daß er keinen neuen Wagen könne machen lassen, daß ein dritter oder vierter Zins ihm auflaufe, und statt des Schlafes kam eine neue Trübseligkeit über ihn. Am Morgen zog er seufzend die Ueberstrümpfe an, die Frau band ihm das Halstuch um, ermahnend: er solle doch zeitlich heim kommen, sie hätte nicht Zeit zu füttern, und die Magd gebe gar unerchant yche.

Er wanderte, er zog von Dorf zu Dorf, er fragte von Haus zu Haus, nicht nach dem Preise des Heu's, sondern bloß nach Heu, und glücklich pries er sich, wenn er welches fand. Freilich that es ihm weh, 20 bis 25 Kronen zahlen zu müssen für ein Klafter, und vielleicht am Ende für was — für Esparsettenstorzen; aber es war doch etwas Freßbares, es war besser, als Tannennadeln, die auch an Orten zu 3 Fr. per Centner verkauft worden sein sollen.

Wenn er endlich seinen matten Pferden das Füderchen lud, wie sprang er jedem Heuhalm nach, den der neckische Wind ihm entführen wollte; und wenn mit dem Füderchen die Pferde matt das Land auf sich schleppten, wie schwermüthig und beladen zottelte er hinter dem Gespann her!

Hat Niemand wohl hinter einem der Hunderten von Fudern, die für so viele, viele tausend Franken Heu in's Emmenthal führten, einem Fuhrmann in's Gesicht geschaut? In demselben hat er in großer Schrift lesen können ohne Brille, was in dem armen Manne vorging, wie er rechnete und rechnete: wie lange er an diesem Heu füttern könne? War er mit der trostlosen Rechnung fertig, so sah er auf zum Himmel: ob nicht bald die Sonne kommen wolle warm über den Schnee. Und wann dann der alte eisige Wind ihm das Wasser aus den Augen peitschte, sah Niemand, wie schmerzlich seine Gedanken sich hinwandten zu seinem leeren Gänterli, in welchem keine Fünfunddreißiger mehr waren. Aber wie der arme Mann später, nachdem dieses Heu zu Ende war, das Stroh aus den Strohsäcken, das Stroh vom Dach, wo man Strohdächer hatte, fütterte, das sah selten Jemand, denn das that er im Verborgenen. Wenn aber der Mann mit nassen Augen in finsterm Stalle den letzten Strohsack leerte, so rieb manche Kuh den ungeschlachten Kopf dem armen Manne am schmutzigen Zwilchkleid ab, und leckte erst seine rauhen Hände, ehe sie hungrig in's zerknitterte Stroh biß; es war fast, als ob die gute Kuh den Schmerz ihres Ernährers mehr fühlte, als den eigenen Hunger.

Freilich gab es auch Leute, die nicht Heu kauften, nicht Mitleid hatten mit ihrem Vieh, und zwar nicht aus

Geiz, sondern aus — Stolz und Hochmuth. Der Aetti habe auch nie Heu gekauft, sagten sie, und sie wollten lieber ihr Vieh verhungern lassen, als daß man ihnen nachrede, daß sie einmal auf ihrem Hofe nicht Futter genug für ihr Vieh gemacht hätten. Ja, sie wollten nicht einmal Vieh verkaufen, damit man ihnen nicht entweder Geld- oder Futternoth vorwerfe, damit es nicht heiße: sie hätten nur so und so viel Stück zu überwintern vermögen. Sie fürchteten, das thäte ihren Ehren Abbruch; aber wie zwanzig Kühe, die Tag und Nacht von einem Knubel herab brüllen, was sie in die Haut zu bringen vermögen, einen Bauer verbrüllen können fast bis in's Länderbiet hinein, fast bis in's Aargau hinab, daran dachten sie nicht. Es gab welche, deren Pferde des Morgens nicht mehr aufstehen konnten, die mit Fuß und Gabel das Aelteste aufjagten, es zum Stall austrieben, um es dem Hungertode preiszugeben.

Da wehten am ersten Maitage wieder Frühlingslüfte; es grünte in den Matten, laut jauchzten die Menschen, und gierig graste das ausgetriebene Vieh das Wenige, was es fand.

Karst und Pflug wurden eiligst gerüstet, die Kuttlein an die Ofenstange gehängt, die Winterstrümpfe in den Spycher, aus den Dörfern schwärmte es aus, wie aus dem Stock die Bienen, und am heißen dritten Maitag glaubte man Alles gewonnen. Aber ein Gewitter verzehrte die vorräthige Wärme und — der Winter war wieder da.

Man jammerte in allen Hütten, auf allen Höfen, ganz besonders aber die Küher. Viele wußten kein Futter mehr zu kaufen, mußten fort aus den Ställen, und Schnee verfinsterte noch die Luft, lag weiß über die Ebenen und klaftertief auf den Bergen. Manchen Küher trieb die Angst auf seine Alp, er hoffte es droben besser anzutreffen, als es von unten das Ansehen hätte, hoffte aufzuziehen, und Anfangs mit dem Heu nachhelfen zu können, das er auf dem Berge gemacht und im Staffel gelassen hatte. Aber was fand er? Schnee fast mannstief, und wenn er mit Lebensgefahr zum Staffel sich durchgearbeitet hatte, — kein Heu mehr! So konnte er nicht auf den Berg, konnte aber auch nicht bleiben unten im Lande. Da

wuchs manchem Küher der Gram über den Kopf, und das Sterben wäre ihm lieber gewesen, als das Leben.

Und wenn sie wegfahren mußten aus ihren Winterquartieren im Schneegestöber, die hungrigen Kühe, wenn sie am Wege ein mager Gräschen abraufen wollten, das Maul voll Schnee kriegten, auf den Bergen der Schnee höher und höher sich zu thürmen schin, und sie auf diese Berge zu mußten in Gottesnamen: da sah man manchen harten Kühersmann die Augen wischen, ja manchen hörte man schluchzen, und zwar weit.

Wie es anfangs auf den Bergen gegangen, wie Tannkris das Köstlichste war, was man den Kühen, die dazu noch fast erfroren, bieten konnte, will ich nicht erzählen. Und wenn ich's erzählte, so würde sich Niemand darüber verwundern, schneite es doch auch unten im Lande noch den 19. Mai.

Da grub sich tiefer und tiefer grimmig Zagen bei den Menschen ein. Man hörte wieder rollen durch's Volk Weissagungen über den nahenden Untergang der Welt. Alle drei, vier Jahre wird der Untergang der Welt ganz bestimmt vorausgesagt, und eine Menge Leute glauben daran, nehmen es aber ziemlich kaltblütig, und bereiten sich nach ihrer Weise darauf vor.

Vor sechs, sieben Jahren sollte der Merkur die Erde zerstören; da wurde man in einem gewissen Schachen räthig: mit dem Erdäpfelsetzen zu warten, bis der gefährliche Tag vorüber sei. Es wäre doch gar zu ärgerlich, meinten sie, wenn sie die Mühe umsonst haben sollten. Der Seiler-Daniel aber sagte zu seiner Frau: Lisi, wir haben noch zwei Hammli (Schinken) in der Heli, koche die doch, heute eins, und morgen wieder eins, es wäre gar zu schade, wenn die übrig bleiben sollten, und wir nichts davon hätten. Aber die früheren Untergänge der Welt stellte man sich plötzlich schnell vor, und auch fürchterlich, aber wie viel gräßlicher der jetzt drohende langsame peinvolle Untergang in Kälte und Hunger?

Wenn Andere auch an den Untergang der Welt nicht dachten, so begannen sie doch zu zagen: der liebe Gott möchte sie vergessen haben. Sie erkannten, daß alle

Großhansen im Lande und alle Großmäuler Alles machen könnten, nur die Hauptsache nicht.

Sie konnten mit all ihrem Witz keine Wärme machen, kein g'schlacht Wetter zum Erdäpfelsetzen; auf alle ihre Machtsprüche kam kein Frühlingszeichen, zeigten sich keine sömmerlichen Spuren. Sie begannen zu glauben, der liebe Gott wolle seine Sonne erkalten, wolle sie erlöschen lassen.

Mensch! wie wäre dir, wenn einst an einem Morgen keine Sonne aufstiege am Himmelsbogen, wenn es finster bliebe über der Erde? Wie wäre es dir um's Herz? Schauer um Schauer, immer todeskälter, würden es fassen; wenn deine Uhr schlüge Stunde um Stunde, Morgenstunden, Tagesstunden, Abendstunden, und die Finsterniß wollte nicht weichen, schwarze Nacht bliebe unter dem Himmel. Was hülfen da alle Lichter und Laternen? Der Mensch könnte sie nicht einmal anzünden vor Grauen und Beben. Den Jammer, das Entsetzen auf Erden, wenn einmal an einem Morgen die Sonne ausbleibt, kann Keiner sich denken. Am fürchterlichsten wird das Entsetzen dann die armen Sünder schütteln, in deren Herzen auch keine Sonne scheint. O wie wird dann klein werden, was groß war, und groß, was so klein und armüthig schien! In so manches Herz scheint Gottes Sonne nicht, scheint das Licht der Welt nicht hinein, das kam die Menschen zu erleuchten. Lichter und Laternen von allen Sorten zünden die armen Schächer an in ihren Herzen, lassen Irrlichter flunkern darin herum; aber der trübe Dämmerschein erleuchtet den Graus, den Moder, die Todtengebeine nicht, und der Geblendete, der nur in sein Laternchen sieht, brüstet sich noch mit demselben und den flunkernden Irrlichtern, rühmt sich, daß er sein trüb und verblendend Laternchen nicht gegen die Sonne tausche und ihr strahlend Licht. Der Arme wird mit Entsetzen inne werden, was für ein Unterschied es sei zwischen einer Laterne und der Sonne, wenn die Sonne seinen Augen erlöscht am Himmelsbogen. Es begann der arme Menschenwurm mit Gott zu hadern; die Ungeduld des vergebenen Wartens verwandelte sich in Bitterkeit, fast in Verzweiflung.

Die Menschen dachten nicht daran, daß Gott ihnen auch einmal werde zeigen wollen, was Warten, was vergebens Warten sei, wie bitter es sei, jeden Hoffnungsschimmer in eine Täuschung sich verflüchtigen zu sehen. Und wie lange lassen die Menschen Gott warten auf das Bezahlen ihrer Gelübde, bis sie reimen ihre That mit dem Wort, bis sie erwidern seine Liebe? Ist nicht eben darin auch groß seine Liebe, daß er Euch einmal so recht zeigte, wie angsthaft schon das Warten sei auf seine Sonnenblicke, damit Ihr fühlen möchtet zur rechten Zeit, wie gräßlich einst ein vergeblich Warten auf seine Liebesblicke sein würde. In diesem Wartenlassen war also nicht der Zorn Gottes, sondern die Liebe des Vaters; er wußte wohl, daß, wenn es Zeit sei, seine Kraft in Tagen vermöge, wozu der Mensch Wochen nöthig glaubt. Und als die Zeit da war, den 24. Mai, winkte er, und die Sonne brannte auf die Erde nieder, die düstere Wolkendecke fiel, der Schnee schmolz, und in den Feldern und auf den Wiesen ward ein Leben mächtig, das der Mensch nie gesehen hatte. Die Nächte schienen mit Himmelsgewalt ausgerüstet, und an's Wunderbare gränzt, um wie viel einzelne Pflanzen ausschossen in einer Nacht. Mit dem Beginn des Brachmonats kränzten sich die Bäume mit ihrem Blüthenschmuck, üppig und prächtig; aber wie die große Welt die Jugend gerne um die Früchte des Alters bringt, so blühen die Bäume wohl schön in der Sommerhitze und den majestätischen Gewittern, aber die Blüthen verwelken bald, und die Frucht bildet sich nicht oder fällt im Werden ab, weil ihr die Nahrung fehlt.

Wie die Kühe sich freuten über das duftige Gras, wie die Menschen jubelten über die Wärme, über den Schweiß, der ihnen von der Stirne rann, konnte jeder sehen und hören, der Luft schöpfte im freien Lande. Die trübe Zeit war vorüber, eine herrliche war eingekehrt, und Gottes Pracht und Macht wurden alle Morgen neu. Aber die trübe Zeit, der gräßliche Futtermangel, entstanden durch fünf trock'ne Sommer, wird hundertfältig Früchte tragen, und besonders den Emmenthalern. Am Ende ist denn doch Gott der beste Prediger, der gewaltigste Lehrer in allen Dingen; er macht in wenig Zeit den Menschen

begreiflich, wozu Menschen lange lange Zeit umsonst gebraucht. Er lehrt und predigt über alle Dinge, auch über weltliche, er ist's, der den Bauern im Emmenthal gepredigt hat, wie gut der Klee sei, und wie vortheilhaft die Esparsette auf ihren Grienbüggeln in allen Jahren, besonders in den trock'nen. Was sie Niemanden geglaubt, das glaubten sie endlich ihrem Gott, da er es ihnen handgreiflich zeigte an den hämpfeligen Rippen ihrer armen Kühe. Und wie das Sechszehnerjahr Erdäpfelpflanzen lehrte (dieses Jahr besonders, und nicht das Branntenweinbrennen, wie ein unweiser Mann behaupten will, hat den vermehrten, so vortheilhaften Erdäpfelbau hervorgerufen), so werden diese Jahre Futter pflanzen lehren im Emmenthal, bis die Milch bachweis fließt. Es war Wetter, wie nur Gott es machen konnte; das schnellgewachsene Heu wurde prächtig eingebracht, und auch das Korn kam gut in die Scheuern.

Die große Hitze bei der feuchten Erde mußte starke Gewitter erzeugen; besonders gewitterhaft ging der erste Hundstag vorüber, der ein Vorbild sein soll für alle übrigen Hundstage. In der That witterte es auch die folgenden Tage gewaltig. Den 20. Juli entlud sich ein Gewitter über die Ecke zwischen Heimiswyl und Ruegsau, wie sie in dieser Gegend seit Jahren selten waren. Nicht von mächtigen Donnerschlägen will ich reden, in denen die Erde erbebte mit Allem, was sie trug, sondern von den Wasserströmen, die sich über die Mannenberg-, Rachisberg-, Allmisberghöhen ergossen, und zu beiden Seiten in die Thäler stürzten. Was die Wasser auf den Bergen fanden, brachten sie zu Thale nieder, rissen Erdlawinen los, versandeten den Fuß der Berge und schwellten den Ruegsaubach, der sonst so bescheiden um die Füße der Ruegsauer sich windet, zu einer selten gesehenen Höhe. Er trug Holz, wälzte Felsenstücke, grub sich neue Läufe, ergoß sich über Matten, ließ zappelnde Fische zurück auf denselben, machte Straßen unfahrbar, und wollte mit aller Gewalt dem Wirthe zu Ruegsau in den Keller, um ihm Fuhren in's Welschland zu ersparen, oder vielleicht dessen Wein dem durstigen Schachen zuzuführen. Der Wirth stund alle Leibesnoth aus, den ungebetenen Gast, der weder

Geld noch Silber, sondern nur Sand und Kieselsteine mit sich führte, vom Keller abzuhalten. Während das halbe Dorf Theil nahm an diesem Kampfe für den Wein und gegen das Wasser, denn das ganze Dorf war dabei betheiligt, versuchte das Wasser heimtückisch einen andern Streich. Vor einem Spycher stund ein Fäßchen mit ungelösch'tem Kalch, bis dorthin spülte das Wasser sich unbemerkt, schlich dem Fäßchen an die Füße. Da fieng es an zu zischen und zu brausen in demselben, und noch eine Viertelstunde, so hätten die Leute mit Feuer zu thun und das Wasser im Keller freier Hand gehabt, aber ein kluger Mann, der seine Augen gerne in allen Ecken hat, sah den Rauch und rief zur nöthigen Hülfe.

Auf der andern Seite der Ecke, Heimiswyl zu, strömten die Wasser, was sehr merkwürdig ist, wieder feindselig besonders auf einen Keller los, und zwar auf den, oder vielmehr die Keller des Lochbachbades. Die Wasser in ihrer Bosheit und ihrer fanatischen Wuth gegen die Keller dachten nicht daran, daß den Fundamenten des dortigen Hinterhauses so unsanfte Berührungen unangenehm sein möchten. Sie stürzten sich mit fürchterlicher Gewalt dem Hause den Kellern zu, nicht nur als ob kein Wein im Keller, sondern kein Stein auf dem andern bleiben sollte. Da war kein Wirth, der dem Wasser unschädliche Bahnen anwies, keine Dorfschaft, die um den Wein besorgt, ihm mannlich zur Seite stund; aber beide ersetzte eine kuraschirte Hausfrau, die den Muth nicht verlor, dem Wasser sich entgegen stemmte, so gut es sich thun ließ, und Schuld ist, daß der Schaden nicht größer wurde, als er ward.

Dieses Gewitter schädigte Einzelne bedeutend, ängstigte viele Leute, gab Stoff zu mancher Rede, aber daran dachte man nicht, daß es nur ein ganz kleiner Vorbote eines Riesengewitters sei, mit dem der Schoos der Wolken schwanger ging.

Es blieb heiß und den vierten August war ein stark Gewitter. Da schien auf einmal der Sommer zu schwinden, der Herbst einzukehren; und auf wunderbare Weise theilten sie den Tag unter sich. Der Morgen war herbst-

lich, man glaubte der Kühe Läuten, der Hunde Jagdgebell hören zu müssen, dann ward der Abend wieder sömmerlich und von des Donners Stimme hallten alle Berge wieder. Ganze Nebelheere hatten der Schweiz sich zugezogen, waren über die Berge gestiegen, hatten in die Thäler sich gestürzt und lagerten sich grau und wüst über den Thalgründen und an den Thalwänden. Von allen Seiten waren sie hergekommen, als ob alle Mächte der ehemaligen sogenannten heiligen Allianz, die rings uns umgürten, vereint in ihren Ländern alle Dünste und alles die Luft Trübende zusammengeblasen und fortgeblasen hätten über ihre Gränzen weg über unsere Berge herein, daß es sich da ablagere und niederschlage zu Graus und Schrecken der armen arglosen Schweizer. Wirklich berichten Astronomen, daß in Deutschland und besonders im Norden desselben, wo die pfiffigen Preußen wohnen, die witzigen Berliner, die unsern Herrgott Morgens und Abends mitleidig bedauern, weil er nicht Witze zu machen verstehe wie sie, die Atmosphäre nie so lauter und durchsichtig gewesen sei als in jenen Tagen des Augusts, wo am Morgen Nebelmassen, am Abend Wolkenmassen schwarz und schwer den Schweizern, mit denen jeder unverschämte Bälli sein Bubenwerk treiben zu können meint, über die Köpfe hingen, den Gesichtskreis trübend, das Athmen erschwerend.

Diese Massen waren nicht arglose Wölkchen, die auf sanfter Winde leichten Fittigen reisen von Land zu Land und rosenroth in der Abendröthe Schein lächeln übers Land herein; diese Massen bargen Verderben in ihrem Schoose und entluden sich unter Blitz und Donner gewaltig und zerstörend.

Zuerst schienen sie nur Spaß treiben zu wollen, etwas groben freilich, so wie man ihn um den Schwarzwald herum gewohnt ist und an der Donau rauhem Strande und an der Oder superfeinem Sande. Sie jagten die Kühe auf dem Leberberge in die Sennhütten, und erschreckten die L...nauer, ihnen ihre Herzkäfer, mächtige Schweine, durchs Dorf schwemmend.

Dann zogen sie, wie Anno 1798 die Franzosen, vom blauen Berge weg das Land hinauf der Hauptstadt

zu, trüb und feucht. Sie wetterten zwei Tage über der Hauptstadt, daß ein Theil der Hauptstädter zu zagen begann, der andere sich erboste, daß es so laut hergehe im Lande ohne obrigkeitliche Bewilligung. Und rathlos zwischen beiden Theilen stund verblüfft ein Direktor — oder Präsident, mit seinen zwei müßigen Sekretärs, und wußte nicht recht, sollte er erschrecken oder sich erbosen; er drehte mühselig und vorsichtig in steifer Cravatte den Kopf nach beiden Seiten, um zu erforschen was am räthlichsten sei. Aber die Blitze zuckten feurigen Schlangen gleich, der Donner schmetterte seinen Schlachtenruf, die Winde brausten ihr Loblied, sie frugen nichts nach Landjägerkommandanten, nichts nach Polizeidirektoren, sie zuckten, schmetterten und brausten als die Herren des Landes, deren Ruf und Schelten alles unterthan.

Bäume brachen, Häuser krachten, Thürme wankten, bleich verstummte das Menschenkind] und barg seinen Schrecken in des Hauses sichersten Winkel. Und als die zornigen Wolken den Herrleins und den Fräuleins gezeigt hatten, wer Meister sei im Lande, wälzten sie sich, jeden Tag von neuen Dünsten schwerer, durch neue Nebelmassen gewaltiger, noch weiter das Land hinauf. Aber zu reich gesättigt vermochten sie sich nicht zu schwingen über der hohen Berge hohe Firnen, dem trocknen Italien und dem weiten Meere zu. Schon an den Voralpen blieben sie hängen, tobend und wild, und sprühten mit gewaltigen Wassergüssen um sich. Die Truber, die Schangnauer, Marbacher, die Escholzmatter wurden tüchtig eingeweicht, die Röthenbacher glaubten argen Schreck erlebt zu haben. Menschenleben gingen verloren, Land wurde verwüstet. Die zwei wilden Schwestern, von ungleichen Müttern geboren, die zornmüthige Emme und die freche Ilfis stürzten in rasender Umarmung brüllend und aufbegehrend das Land hinab, entsetzten die Zollhausbrücke und überall ward ihnen zu enge im weiten Bette. Bebend stand der Mensch am allgewaltigen Strome. Er fühlte die Gränzen seiner Macht, fühlte, daß nicht er es sei, der die Wasserströme brausen lasse über die Erde, und sie wieder zügle mit kühner mächtiger Hand. So wild und aufgebracht hatte man die Emme lange nie gesehen. Unzählbare Tan-

nen und viel ander Holz schwamm auf ihrem grauen Rücken und erschütterte die Brücken; aber dießmal ward ihrer Gewalt ein baldig Ziel gesetzt und der grauende Morgen fand sie bereits ohnmächtig geworden.

Am Morgen des 13. Augusts erhob sich die Sonne bleich über ihrem lieben Ländchen. Der Mensch glaubte, der Schreck von gestern, als sie so schnell von dem wilden Heere überzogen ward, weile noch auf ihren blassen Wangen. Der arme Mensch dachte nicht, daß das Grauen vor dem auf der lieben Sonne Antlitz war, dessen Zeugin sie sein sollte an selbigem Tage. Es war der Tag des Herrn und von Thal zu Thal klangen feierlich die Glocken, sie klangen über alle Ecken in alle Gräben hinein und stiegen dann in immer weicheren Klängen zum Himmel auf. Und von allen Ecken und aus allen Gräben strömte die andächtige Menge dem Hause des Herrn zu. Dort stimmte in feierlichen Klängen die Orgel feierlich der Menschen Seelen, es redete tief aus dem Herzen herauf der Pfarrer tief in die Herzen hinein; und aus manchem Herzen stiegen gen Himmel Wölkchen christlichen Weihrauchs — das Sehnen, daß der Herr einziehen möge in sein himmlisches Jerusalem — in des frommen Beters geheiligtes Herz. Vom hohen Himmel herab hörte das wüste Wolkenheer das feierliche Klingen, das sehnsüchtige Beten. Es ward ihm weh im frommen Lande. Es wollte dem Lande wieder zu, wo wohl die Glocken feierlich läuten, wo wohl viel die Menschen beten, wo aber in den Herzen wenig Sehnen nach dem Himmel ist, sondern das Sehnen nach Liebes-Genuß und des Leibes Behagen. Und auf des Windes Flügeln durch Windessausen wurde allen Nebelschaaren und allen Wolkenheeren entboten, sich zu erheben aus den Thälern, sich loszureißen von allen Höhen der Hohnegg zu, um dort zu grauenvoller Masse geballt durchzubrechen in das Thuner Thal, und von diesem lüsternen Städchen weg einen lichtern Weg zu finden aus dem frömmern Land ins sinnlichere Land. Sie gehorchten dem Ruf. Schaar um Schaar, Heer um Heer wälzte dem Sammelplatz sich zu. Von Minute zu Minute wurde dichter und grauenvoller der ungeheure dunkle Wolkenknäuel, der an die Wände der Hohnegg sich legte

und deren Gipfel zu beugen suchte zu leichterem Durchgang für die schwer beladene Wolkenmasse. Aber der alte Bernerberg wankte nicht, beugte sich nicht, wie ungeheuer der Andrang auch war, wie klug ein kleines Beugen auch scheinen mochte. Als die Wolkenheere in tausend Stimmen heulend, tausendmal fürchterlicher als tausend Hunnenheere heranstürmten, lag schweigend der Berg da in trotziger Majestät und sperrte kühn den Weg nach alter Schweizerweise, die den Feind hineinließ ins Land, aber nicht wieder hinaus. Da hob höher und höher der Knäuel sich, aber durch die eigene Schwere immer wieder niedergedrückt, ergrimmte er zu fürchterlicher Wuth und schleuderte aus seinem feurigen Schooße zwanzig züngelnde Blitzesstrahlen auf des Berges Gipfel nieder und mit des gewaltigsten Donners Getose versuchte er zu erschüttern des Berges Grund und Seiten.

Aber der alte Bernerberg wankte nicht, umtoset von den grimmigsten Wettern, beugte sein kühnes Haupt nicht vor den zornerglühten Blitzesstrahlen. Unten im Thale stund lautlos die bleiche Menge rings um die Häuser, im Hause hatte Niemand Ruhe mehr; vor dem Hause stund neben dem blassen Mann das bebende Weib, und schauten hinauf in den gräßlichen Wolkenkampf an des Berges Firne. Schwarz und immer schwärzer wie ein ungeheures Leichentuch mit feurigen Blitzen durchwirkt, senkte sich das Wolkenheer über die dunkel werdende Erde und auch durch das Thal hinab fing es an zu blitzen und zu donnern. Ein langer Wolkenschweif, die Nachhut des großen Heeres, dehnte sich das lange Thal hinab, und am trotzigen Berge zurückgeprallte Wolkenmassen eilten blitzend und donnernd, geschlagenen Heeressäulen gleich, über die Häupter der Zitternden. Schwer seufzte der Mann aus tiefer Brust; ein „das walt Gott“ nach dem andern betete in dem bebenden Herzen das bebende Weib. Da zerriß im wüthenden Kampfe der ungeheure Wolkenschoos, losgelassen wurden die Wassermassen in ihren luftigen Kammern, Wassermeere stürzten über die trotzigen Berge her; was dem Feuer nicht gelang, sollte nun im grimmen Verein mit den Wassern versucht werden. Es brüllte in hundertfachem Wiederhall der Donner, tausend Lawinen don-

nerten aus den zerrissenen Seiten der Berge nieder ins Thal; aber wie kleiner Kinder Gewimmer verhallt in der mächtigen Stimme des Mannes, so kam plötzlich aus den Klüften der Hohenegg und der Schyneggschwand über der Donner und der Lawinen Schall eine andere Stimme, wie Trompetengeschmetter über Flötengelispel. Waren es Seufzer versinkender Berge? War es das Aechzen zusammengedrückter Thäler? Oder war es des Herrn selbsteigene Stimme, die dem Donner und den Lawinen gebot? Lautlos, bleich, versteinert stund die Menge, sie kannte den Mund nicht, der so donnernd wie tausend Donner sprach durchs Thal hinab.

Aber in einsamer Bergeshütte sank auf die Knie ein uralter weißbärtiger Greis, und hob die sonst so kräftigen Hände zitternd und betend zum Himmel auf: „Herrgott, erbarme dich unser! betete er. Die Emmenschlange ist losgebrochen, gebrochen durch die steinernen Wände, wohin du sie gebannt tief in der Berge Schoos seit Anno 64. Sie stürzt riesenhaft durch den Röthenbach ihrer alten Emme zu, vom grünen Zwerglein geleitet. Ach Herrgott, erbarme dich unser!“ Er allein da oben hatte die Sage von der Emmenschlange noch nicht vergessen, wie nämlich der zu besonderer Größe anschwellenden Emme eine ungeheure Schlange voran sich winde, auf ihrer Stirne ein grün Zwerglein tragend, welches mit mächtigem Tannenbaum ihren Lauf regiere; wie Schlange und Zwerglein nur von Unschuldigen gesehen würden, von dem sündigen erwachsenen Geschlecht aber nichts als Fluß und Tannenbaum. Diese Schlange soll von Gott gefangen gehalten werden in mächtiger Berge tiefem Bauche, bis in ungeheuren Ungewittern gespaltene Bergwände ihren Kerker öffnen; dann bricht sie los, jauchzend wie eine ganze Hölle, und bahnt den Wassern den Weg durch die Thäler nieder. Es war die Emmenschlange, deren Stimme den Donner überwand und der Lawinen Tosen. Grau und grausig aufgeschwollen durch hundert abgeleckte Bergwände stürzte sie aus den Bergesklüften unter dem schwarzen Leichentuche hervor, und in grimmem Spiele tanzten auf ihrer Stirne hundertjährige Tannenbäume und hundertcentnerige Felsenstücke, moosicht und ergraut. In den

freundlichen Boden, wo die Oberei liegt, stürzte sie sich grausenvoll, Wälder mit sich tragend, Matten verschlingend, und suchte sich da ihre ersten Opfer. Bei der dortigen Sägemühle spielte auf hohem Trämelhaufen ein liebliches Mädchen, als die Wasser einbrachen hinter dem Schallenberg hervor. Um Hülfe rief es den Vater, auf der Säge sich zu sichern rief ihm derselbe zu vom gegenüberstehenden Hause. Es gehorchte dem Vater, da wurde rasch die Säge entwurzelt und fortgespühlt wie ein klein Drucklein. Das arme Mädchen hob zum Vater die Hände auf, aber der arme Vater konnte nicht helfen, konnte es nur versinken sehen ins wilde Fluthengrab. Aber als ob die Sägeträmel dem Kinde hätten treu bleiben wollen, faßten sie es in ihre Mitte, wölbten ihm ein Todtenkämmerlein und thürmten sich unterhalb Röthenbach zu einem gewaltigen Grabmahle über ihm auf. Sie wollten nicht, daß die Schlange es entführe dem heimischen Boden, sie hüteten es in ihren treuen Armen bis nach Wochen die Eltern es fanden, und es bringen konnten an den Ort der Ruhe, wo sein arm zerschellt Leibchen ein kühles Plätzlein fand, gesichert vor den bösen Fliegen, die es im Tode nicht ruhig ließen, aber auch sein Kämmerlein den Suchenden verriethen.

Einen armen Köhler jagten die Wasser in seine Hütte, zertrümmerten ihm diese Hütte und wollten ihn weiß waschen den schwarzen armen Mann, bis er weiß zum Tode geworden wäre; aber auf einen Trämel, der ihm durch die Hütte fuhr, setzte er sich, und ritt nun ein halsbrechend Rennen mit tausend Tannen, bis er Boden unter seinen Füßen fühlte und an dem Berge hinauf sich retten konnte. Der arme Mann weiß nichts mehr zu sagen von seiner Todesangst und Todesnoth, aber daß der Bach ihm seine Effekten weggenommen, aufs wenigste 81 Bz. werth und darunter zwei Paar Schuhe, von denen die einen ganz neue Absätze gehabt, das vergißt er nicht zu erzählen und wird es auch im Tode nicht vergessen. Die Kühe in der Riedmatt hatten am Morgen ihre Meisterleute ungern gehen sehen an die Kindstaufe in der Grabenmatt, hatten ihre Häupter bedenklich ihnen nachgeschüttelt; als nun der Donner brüllte und die Wasser brausten, da retteten

sie sich in eine Hütte und schauten von da wehmüthig übers Wasser nach der Grabenmatt: ob der Meister nicht kommen wolle ihnen zu Rath und Hülfe. Als die Wasser die Hütte zerstießen, da riefen sie gar wehlich nach dem Meister, und vom Wasser fortgerissen, wandten sie ihre stattlichen Häupter immer noch dem erwarteten Meister entgegen, doch umsonst. Es wußtens die Kühe, wie tief ihr Elend dem Meister ins Herz schnitt, der eine der geretteten aber schwer verletzten Kühe nicht zu schlachten vermochte, weil sie ihm zu lieb war. Während in der Weid die Kühe verloren gingen, stunden im Hause die zurückgebliebene Magd und ein Knabe Todesnoth aus. Auf den Brückstock hatten sie sich gerettet und der Knabe das Fragenbuch, in dem er in der Stube gelernt hatte, mitgenommen. Auf dem Brückstock lernte derselbe nun fort und fort in Todesangst und Todesschweiß bis die Noth vorüber war im Fragenbuch. Das war ein heißes Lernen! Der Knabe nennt es Beten — und wird dasselbe eben so wenig vergessen als der Köhler seine alten Schuhe mit den neuen Absätzen.

Die tiefe Fluth wurde dem Bach zu enge immer mehr, er riß die Ufer immer weiter auseinander zur Rechten und zur Linken, stieg hoch hinauf zu beiden Seiten, warf schwere Steine in hohe Matten, bespühlte den Fuß des höher gelegenen Dorfes Röthenbach und gewaltige Tannen bäumten hoch sich auf, den Menschen, die sie nicht erreichen konnten, wenigstens zu drohen. Unterhalb dem Dorfe zerriß er die dortige Sägemühle und stürzte sich nun das liebliche Thälchen hinab.

Um ihre Hütten stunden dort schon lange die armen Bewohner schauernd in dem Feuer des Himmels, welches das Thal erfüllte, die Menschen blendete, Menschen und Hütten zu verzehren drohte. Da drang das furchtbare Tosen zu ihnen heran, ihm nach alsobald stürzte schwarz die ungeheure Fluth, hoch auf ganze Bäume werfend, radweis schwere Trämel überschlagend vor sich her. Ein Stück des Bodens, der sie vom Bache trennte, nach dem andern verschwand. Die Fluth wühlte sich um ihre Füße, untergrub des Hauses Seiten, warf Tannen durch die Fenster, erschütterte mit Trämeln den ganzen Bau, alles

in wenig Augenblicken. Da wards den armen Leuten, als ob die Tage der Sündfluth wiederkehrten; es floh wer fliehen konnte nach allen Seiten der hohen Bergwand oder hohen Bäumen zu.

Mütter ergriffen ihre Kinder, Söhne trugen ihre Väter, arme Wittwen führten ihre Ziegen, Andere flohen in Angst mit dem, was ihren Händen am nächsten lag, mit einem Hausgeräth oder gar mit einem Stück Holz oder Laden.

Aber wer steht dort unter der Thür der Hütte, die im Wasser wankt, wankend und blaß, winkend mit den Händen, da ihr Jammergeschrei im Rollen des Donners, im Toben der Fluth, im Krachen der fortgerissenen Holzmasse ungehört verhallt? Eine arme Kindbetterin ists, die vor einer Stunde ein Kind geboren, aufgeschreckt worden ist aus ihrer ohnmächtigen Schwäche durch das Brüllen der Wogen, und das Kind im Fürtuch tragend bis an des Hauses Schwelle sich schleppte, aber die Kraft nicht hatte, durch die sie umringenden Wasser sich zu wagen mit dem wimmernden Kindlein. Schon glaubte sie zu fühlen, wie der Tod kalt ans Herz ihr trete, vor den Augen flimmerte es ihr, auf den Wellen getragen wähnte sie sich; da zeigte Gott einem wackern Manne das arme winkende Weib. Der zauderte nicht, folgte dem Winke, setzte das eigene Leben ein und rettete kühn die Mutter und ihr Kind. Wohl, es gibt noch getreue Schweizerherzen!

Mitten zwischen Röthenbach und Eggiwyl stunden zwei Häuser mitten im Thale nicht weit von des Baches flacher gewordenen Ufern, im Tennli nannte man die beiden Häuschen, von denen das eine ein Schulhaus war, das andere ein Krämer bewohnte mit Weib und Kindern, von denen zwei die Gabe der Sprache entbehren. Die Wasser hatten des Krämers Haus umringt, ehe er fliehen konnte mit seinen Kindern, seiner Kuh. Durch die Fenster der untern Stube schlugen gewaltige Tannenbäume, er flüchtete sich mit den Seinen in die Kammern hinauf. Aber nun erst sahen sie recht die Größe ihrer Noth, die Wuth der Fluth, die unaussprechliche Gewalt, mit welcher die größten Bäume wie Wurfgeschütze hoch aufgeschleudert

wurden und ihrem Häuschen zu, wie sie an den Fenstern vorbeifuhren und sogar das Dach über den obern Fenstern beschädigten. Sie sahen das oberhalb leerstehende Schulhaus aufrecht gegen sie schwimmen und an der westlichen Ecke des Daches sich feststellen; es schien ein Schirm von Gott gesandt, Holz stauchte davor sich auf, ein immer sicherer werdendes Bollwerk. Da betäubte die Hoffenden ein fürchterliches Krachen, eine Woge hatte das Schulhaus fortgerissen, mit ihm das schützende Holz. Aufs neue donnerten die Tannen, Sturmblöcken gleich, an das schutzlose Häuschen; aufs neue gruben die Wellen dem Häuschen das Grab; es senkte sich mehr und mehr, und mit lebendigen Augen mußten die Armen immer näher schauen ins grause Grab hinab, das ihnen die wüthenden Fluthen tiefer und immer tiefer gruben. Sie ertrugen den Anblick nicht, er war fürchterlicher als ein sterbliches Herz ertragen mochte. In der obern Ecke der Kammer knieten sie nieder, die Eltern die Kinder umschlingend, die Eltern von den Kindern umschlungen; dort weinten sie und beteten und bebten und kalter Schweiß bedeckte die Betenden. Und die Kinder jammerten den Eltern um Hülfe und die Stummen liebkosten und drängten sich an die elterlichen Herzen, als ob sie in denselben sich bergen möchten, und die Eltern hatten keinen Trost den armen Kindern als Beten und Weinen, und daß sie alle miteinander untergehen, in der gleichen Welle begraben werden möchten. Ueber drei fürchterliche Stunden harrten sie aus betend und weinend, litten jede Minute die Todespein, litten 180 Male die Schrecken des Todes, und die Herzen schmolzen nicht, ihre Augen brachen nicht in dieser gräßlichen Noth! Der Herr hörte das Beten. Das entsetzte, untergrabene und halbeingefallene Häuschen blieb stehen, und die armen Kinder mußten nicht trinken aus den trüben Wassern. Der Mann mit seinen Kindern wird sein Lebtag an seinen Herrn im Himmel denken, den mächtigen Retter in so großer Noth, sonst verdiente er, daß der Herr auch seiner nicht mehr gedächte in einer andern Noth.

Von da bis zur Mündung in die Emme liegt noch manches schöne fruchtbare Heimwesen, liegen Mühle und

Säge und gerade oberhalb der Mündung Eggiwyl. Dieses Thälchen herunter brauste die wüthende Fluth durch Ströme aus jeder Bergesrinne immer höher anschwellend, in ganzer Thalbreite, zerstörte die Säge, nahm im wohlbesorgten Leimegut ein Scheuerchen mit zwei Kühen weg, und stürzte nun auf Eggiwyl zu. Auch hier hatten die wilden Wetter getobt auf unerhörte Weise, und als nun von oben her das Schnauben und Brüllen der Wasser den Donner überstimmte und die Blitze immer feuriger zuckten, da ergriff alle der heilige Schrecken des jüngsten Tages. Sie glaubten der Posaune Ruf zu hören, sie gedachten ihrer Sündenschuld, ihre Knie wankten, trugen sie kaum auf den nächsten Hügel, kaum vermochten sie zu beten, nicht um ein gnädiges Gericht, sondern um des Vaters Erbarmen. Unten im Dorfe hatte des Sagers Familie vor dem strömenden Regen sich in die Stube geflüchtet, nur der alte Vater war noch draußen geblieben zu sehen, was da kommen werde. Seiner alten Frau war nicht wohl in der Stube ohne Aetti, der nicht mehr flink auf den Beinen war, sie wollte ihn holen unten im Baumgarten, wo der Alte auf seinen Krückenstock gelehnt in die Wetter schaute. Da brachen plötzlich die Wasser ein, erfaßten die beiden alten Leute und trugen sie der brüllenden Emme zu. Der alte Mann wurde an einen Baum geschwemmt und kaum hielt er sich an demselben fest, so sah er sein altes Fraueli bei sich vorbei treiben, bittend die Hände aufheben, glaubte zu hören wie sie „ach Gott“ sagte — und er konnte nicht helfen, konnte seinem alten Fraueli nicht helfen, das seinetwegen in den Wassern schwamm, mußte es in den Fluthen begraben sehen, während er selbst gerettet wurde. Hat der Mann wohl die Lösung der Fügung gefunden: warum der liebe Gott sein Fraueli zu sich genommen, ihn selbst noch auf Erden gelassen hat?

Das Dorf Eggiwyl war bis hinauf zum Pfarrhaus überfluthet, die Mühle beschädigt, aber besonders die Säge dem Fluthendrange ausgesetzt, wo des alten Sagers Sohn mit Weib und Kind in der Stube war. Sie retteten sich mit schwerer Noth hinauf auf das Futter, aber als sie die Häupter ihrer Lieben zählten, fehlte ihnen ein

theures Haupt, ein rosenrothes dreijähriges Mädchen. Sie suchten es so gut sie konnten, glaubten es endlich in den Fluthen vergraben und jammerten laut um den Liebling. Den Jammer hörte endlich ein tüchtiger Mann, der von dem Wasser überfallen, auf einem Baume geborgen saß. Der Drang zu retten stieg ihm zu Herzen und er vom Baume, über wankende Trämel weg durch die schäumende Fluth und sprang durch ein Fenster in die Stube, in welcher Stühle schwammen und Tische. Er suchte da das Kind und fand es nicht. Er rief, aber kein Stimmchen antwortete ihm. Er suchte endlich im Nebenstübchen. Da fand er das Kindlein erstarrt, bis an den Hals in Schlamm und Sand eingemauert, das Köpfchen in den Unrath gesenkt, zwischen zwei Betten, wohin es die Eltern so oft getragen hatten, wenn ihm die Schlafnoth angekommen war, und wo es jetzt Rettung gesucht haben mochte in seiner Wassernoth. Der unerschrockene Mann machte sachte das Kindlein los, trug es den gleichen Todesweg zurück, ohne daß der Fuß ihm bebte oder stärker das Herz ihm klopfte. Erst als er das Kindlein legte in der Mutter Schoos und dem Vater die stille Freude aus den Augen glühte („als der Vater ihm um den Hals fiel", pflegt man sonst in solchen Fällen zu schreiben, aber ein Eggiwyler nimmt wohl den andern bei dem Hals, aber daß ein Eggiwyler dem andern um den Hals gefallen sei aus Zärtlichkeit, weiß man sich seit Mannsdenken nicht zu erinnern), da klopfte dem mächtigen Manne doch stärker das Herz und trieb ihm die Röthe ins Gesicht. Ein inneres Etwas sagte ihm: der himmlische Vater hätte gesehen, was er gethan, und das werde ihm wohl kommen an jenem Tage, dessen Einbrechen sie heute erwartet, der jeden erreichen wird zu der Stunde, die der Vater festgesetzt hat.

Das Mädchen kam wieder zu sich, blühte noch in selber Nacht einem Röschen gleich und verlangte dringend zu Großmütti ins Bett — ach das arme Kindlein wußte nicht, wie naß und kalt dem Großmütti gebettet worden war.

Der Zusammenfluß der Emme und des diesmal mächtigern Röthenbachs war fürchterlich, der ganze Thalgrund

ward angefüllt mit wüthenden Wassern, bedeckt mit Holz und Häusern, zwischen denen eine Kuh oder ein Pferd seinen betäubten Kopf nach Rettung emporhob. Wie die tausend und tausend Stücke Holz, ganze Tannen mit ihren Wurzeln, ästige Bäume, 100 Fuß lange Bautannen, Trämel von 3′ im Durchmesser, die Schwellen- und Brückenhölzer, die Hausdächer, die Spälten alle den Weg fanden im engen Bette der Emme durch das dichte Schachengestrüpp, das meist an beiden Seiten des Flusses sich hinzieht, könnte niemand begreifen, wenn man nicht bedächte, welche ungeheure Gewalt die Holzmasse riß durch Dick und Dünn, eine Gewalt, entstanden eben durch die unnennbare nachdringende Holzmenge und die furchtbare Wassermasse, geschwängert mit fetter Erde und darum doppelt so schwer und doppelt so gewaltig.

Keine Tentsche schützten das Land, hie und da brach auch kein Schachen mit seinem Unterholz den Zug des Stromes, darum wankte in der Holzmatt das dortige Krämerhaus im Wasserstrome; darum überschüttete er das schöne Dippoldswyl, riß dem reichen Zimmezeier ein Scheuerchen um und zahlte ihn dafür mit Sand und Steinen aus. Untenher wendet sich die Emme von der rechten Thalseite auf die linke in kurzer Beugung. Wenige Schritte untenher der Beugung ohne Schutz fast in gerader Richtung mit der Emme obern Lauf, stunden zwei Häuser, von denen eins wieder ein Schulhaus war. Hier nun stürzte die Emme, krumme Wege hassend, gerade fort, zertrümmerte das eine Haus, jagte durch das Schulhaus Trämel als ob es Kanonenkugeln seien, und ergoß sich über das fruchtbare Horbengut, mehr als 1200 Korn Garben mit sich schwemmend.

Der andere Theil der Emme stürzte sich unter der schönen Horbenbrücke durch, wo kein Joch den Wasserstrom hemmte, das Anhäufen des Holzes erleichterte. Und doch war es der halben Emme zu eng unter dem weiten Bogen, sie wühlte sich um die Brücke herum, würde in kurzer Zeit den Brückenkopf weggerissen, die Brücke in die Wellen gestürzt haben, wenn nicht jede irdische Gewalt ihr Ende fände und also auch der Emme Macht und Gewalt. Sie rührte bei der Eschau Säge das Holz unter-

einander und strömte durch Stall und Stuben, sie erbarmte sich des schönen Ramseigutes nicht, wurde erst recht wild als der noch nicht abgebrochene mittlere Satz der unglücklich angefangenen Bubeneibrücke ihren Lauf hemmte, und überströmte dort fürchterlich.

Wie es den armen Leuten allen durch alle die Schächen nieder in all den schlechten ärmlichen Häuschen ward, als der gestrige Schreck in dreifachem Maaße wieder kam, als der Strom so plötzlich sie überfluthete, Leben und Habe gefährdend, und Niemand wußte, wohin sich sicher retten, welches Ende der Vater da oben der Noth gesetzt, das kann ich nicht beschreiben. Ginge Einer aber von Häuschen zu Häuschen, er würde Vieles vernehmen und in jedem Häuschen Neues, Rührendes und Schönes, Heldenmuth von Mann und Weib, Gottesfurcht bei Jung und Alt; er würde hören von manchem Gewissen, das aufsprang im Donner der Fluthen, von manchem Glauben, dem die gewaltigen Wogen nicht nur des Hauses Thüre, sondern auch des Herzens Pforten sprengten zu offenem weitem Eingang. Aber das Alles so recht schön und treu zu erzählen wäre schwer.

Ich aber bin nicht gegangen von Häuschen zu Häuschen, sondern nur der Emme nach, sah wie furchtbar sie wider Schüpbach anrannte und wieder in der dortigen Beugung die Säge theilweise zerstörte, die Brücke zerriß, in immer wüthenderem Laufe den Emmenmattschachen überschwemmte, die dortige Straße durchbrach und die heute mattere schwesterliche Ilfis verächtlich bei Seite schiebend, der Zollbrücke zustürzte, um dort das gestern angefangene Werk zu vollenden.

Sie kam gerade noch zu rechter Zeit um den dortigen Arbeitern die Mühe des Abbrechens zu ersparen, und einer Schaar Neutäufer tückisch den Uebergang zu wehren, boshaft ihnen Wasser um die Füße wirbelnd zu abermaliger Taufe, trübes freilich, aber wie es zu ihrer Lehre paßt, nach welcher der D..bach-S.... bald ihr heiligster Heilige werden wird.

Mit gewaltigen Armen riß sie diese Brücke weg, trug sie spielend fort, als ob sie dieselbe bei der berühmt ge-

wordenen Wannenfluh aufführen wolle; doch zertrümmerte sie dieselbe obenher. Bei der Wannenfluh erbarmte sie sich Menschen und Vieh, spühlte die damals zu schmale Straße, auf der Menschen den Hals, Pferde die Beine gebrochen hätten, theilweis fort, und nahm den Rest von circa 20,000 — 30,000 Fr. Lehrgeld, welches der gute Stand Bern ihr zahlte, damit sie seine mit 2000 — 3000 Fr. besoldeten oder betaggeldeten Ingenieurs schwellen und straßen lehre, in Empfang.

Der theure Koth, den sie da verschluckt hatte, würgte sie, sie spie ihn zu beiden Seiten wieder aus, rechts, wo der sich alles einbildende X keine Schutzmauer nöthig gefunden hatte, über das Ramseigut, links über den Schnetzischachen, wo ihn die liebe Republik noch einmal bezahlen mußte, und wahrscheinlich wieder theuer. Dem aber frug die wüthende Emme nichts nach, wahrscheinlich eben so wenig als die, für welche der Staat das Lehrgeld bezahlt.

Wo keine Felsen ihr im Wege stunden, ging sie in nie gesehener Fülle über beide Ufer weg, trug die größten Tannen über die höchsten Tentsche und jagte sie mit rasender Gewalt durch die Schächen. Eben diese Wasserfülle hauptsächlich bewahrte die untere Gegend vor unendlichem Unglück, vor einem Durchbruch der Emme, einem Ergießen des Hauptstromes durch eingerissene Schwellen und Dämme ins freie Land hinaus. Wäre der erfolgt, dann wären Dörfer zu Grunde gegangen und viel mehr Menschenleben, indem man in Ebenen dem Wasser nicht entfliehen kann wie in Thälern, wo die zwei Seitenwände wenige hundert Schritte auseinander liegen. So ergoß die Emme nicht an einem Orte, sondern fast allenthalben und zu beiden Seiten ihren Ueberfluß, so entlud sie sich auch einer Masse Holz, die, im Strome geblieben, noch manche Brücke zerrissen hätte. Auf die armen obrigkeitlichen Schwellen und Arbeiten hatte es die Emme mit besonderer Bosheit abgesehen, wahrscheinlich weil die für den Staat Schwellenden sie frecherweise ein klein Mühlebächlein genannt hatten. Am Fuße von Lüzelflüh lag auch eine, die trotz allem Warnen auf neue Mode, d. h. auf Sand gebaut worden war; schon lange lag sie im trau-

rigsten Zustande, aber man sagte es nicht gerne, und zu klagen hielt der Respekt die untern Besitzer ab. Aber der verhöhnte Eggiwylfuhrmann kannte keinen Respekt, er zerstörte die letzten Reste dieser traurigen Schwelle und nahm eine Ecke Land mit sich. Zum rechten Einreißen hatte er keine Zeit, sonst hätte diese theure aber traurige Schwelle auch noch ein theures Ende genommen.

Auf der Brücke zu Lützelflüh stund eine bange Menge. Hier und obenher hatte man ein Anschwellen der bereits verlaufenen Emme nicht geahnet. Wohl sah man seit drei Uhr einen schwarzen Wolkensaum an den obern Bergen, sah Regen dort und Blitze und hörte hie und da einen dumpfen Donner; kleine Tropfen waren gefallen, ein schöner Regen strich gegen Abend übers Land und gelassen rüsteten die Männer ihre Tubakpfeifen um einem Schoppen nachzugehen. O wenn der Mensch wüßte in jeder Stunde, wie es andern Menschen wäre zur selben Stunde, dann wäre ihm selten mehr eine glückliche Stunde vergönnt!

Auf einmal erscholl der Emme Gebrüll in dem friedlichen, sonntäglichen Gelände. Man hörte sie, ehe sie kam, lief an die Ufer, auf die Brücke. Da kam sie, aber man sah sie nicht, sah anfangs kein Wasser, sah nur Holz, das sie vor sich her zu schieben schien, mit dem sie ihre freche Stirne gewappnet hatte zu desto wilderem Anlauf. Mit Entsetzen sah man sie wiederkommen, so schwarz und hölzern und brüllend, und immer höher stieg das Entsetzen, als man Hausgeräthe aller Art daher jagen sah: Bütten, Spinnräder, Tische, Züber, Stücke von Häusern, und diese Trümmer kein Ende nahmen und der Strom immer wilder und wilder brauste, immer höher und höher schwoll. Wo ein fühlend Herz war, das brach in Jammer aus über das entsetzliche Unglück, dessen Zeugen der Thäter selbst an ihren Augen vorbeiführte.

Dem wilden Strome war auch diese Brücke im Wege. Er stürmte mit hunderten von Tannen an deren Jöcher, schmetterte Trämel um Trämel nach, stemmte mit großen Haufen Holz sich an, schleuderte in wüthendem Grimme ganze Tannen über diese Haufen weg an die Brücke empor wie Schwefelhölzchen, brachte endlich das Dach einer

Brücke und verschlug damit die Bahn zwischen beiden Jöchern. Da krachte die Brücke und hochauf stürzten die Wasser mit jauchzendem Gebrülle. Ein jäher Klupf ergriff die auf der Brücke Weilenden, kaum trugen die zitternden Glieder sie auf sichern Grund; ein angstvoll Bangen klemmte die Herzen der Umstehenden zusammen, die Stimme stockte in des Menschen Brust. Der Nachbar faßte am Arme den Nachbar und nur ein einzelnes Jetzt, Jetzt! wurde hörbar unter der lautlosen Menge. Die Brücke wankte, bog sich, schien klaffen zu wollen fast mitten von einander, da zerschlug der Strom in seiner Wuth sein eigen Werk, schmetterte einen ungeheuren Baum mitten an das schwellende Dach. Nun borst statt der Brücke das Dach und verschwand unter der Brücke in den sich bäumenden Wellen. Es war der Durchgang wieder geöffnet, es ward wieder frei die Stimme in der Menschen Brust, und jede frei gewordene Brust brachte ein Gottlob zum Opfer dar. Es wußten diese Menschen, daß man das Aergste erwarten muß, wenn blinde Wuth sich selbst den Weg verlegt. Aber wo das Aergste droht, da hilft oft Gott; er gebeut, und die machtlose Wuth, die sinnlose Leidenschaft zerstört durch eigenes Beginnen die eigenen Zwecke.

Tobend wüthete die Emme das Thal hinunter, viele hundert Fuß breit, fast von einem Emmenrain zum andern, Hasle und dem Rüegsauschachen zu. Dort hatten die Winkel sich längst geleert, Männiglich auch ängstlich die dreifach gejochte Brücke verlassen, die mit ihren engen Zwischenräumen den Holzmassen den freien Durchgang wehrte. Hier, wie an allen obern Orten dachte kein Mensch an Maßnahmen zu Schirmung der Brücken, wie es doch in früheren Zeiten üblich war, und namentlich bei der Haslebrücke. Die gehemmte Emme bäumte Tanne auf Tanne, Trämel auf Trämel, bis weit oberhalb der Brücke thürmten sich die krachenden Holzhaufen. Zu beiden Seiten strömten nun die Wasser aus mit immer steigender Gewalt und suchten dem Strom eine ungehemmte Bahn. Noch einige Minuten und ihre Beginnen wäre auf der Hasle-Seite gelungen. Es harrten in den Schrecken des Todes die Kalchofenbewohner der einbrechenden Was-

serfluth, welche die ganze Oberburg-Ebene verwüstet, ein neues Bett sich gegraben hätte. Es flohen die Rüegsauer durch das steigende Wasser, und überall war ein Beten, daß die Brücke doch von einander gehen möchte. Und die Betenden erhielten den Beweis, daß Gott oft Gnade für Recht ergehen läßt. Die Brücke brach in zwei Theile, diese kreuzten sich majestätisch mitten auf der Emme, schwammen aufrecht einige hundert Schritte weit hinunter, pflanzten dort nicht weit von beiden Ufern sich auf, stellten das Bild zweier zerstörten Sägemühlen dar, und unglaubliche Holzmassen fingen sich an denselben. Mitten auf dem Grunde gegenüber Hasle, oder etwas unterhalb, lagerten sich ebenfalls furchtbare Holzstöße ab, schwellten die Emme wieder, die weiter oben einen Einbruch versuchte, aber zu rechter Zeit von versuchten Männern daran verhindert wurde.

Nachdem oberhalb Burgdorf holzsüchtige Jungens, angeführt von kühn im Wasser plätschernden gespregelten Schenkeln, den Muth gehabt hatten von der wilden Jungfrau eigenmächtig den Holz-Zehnten zu erheben, schnob diese um so empörter die Bürger Burgdorfs an. Diese vergaßen diesmal das Tändeln mit der Jungfrau, ja vergaßen fast einen Witz zu reißen und schirmten männlich und glücklich Brücken und Häuser. Nur hielten sie es nicht der Mühe werth für die lockere Schinderbrücke, die seit Menschengedenken eine lockere war, und wahrscheinlich in Ewigkeit eine lockere bleiben wird, damit man in der soliden Zeit nie vergesse, was locker für ein Wort gewesen, ihr Leben zu wagen.

Verächtlich eilte sie über die niedere Kirchbergerbrücke weg, die mit dem Bauche fast auf dem Grunde ruht; was nicht unter ihr durch mochte, sprang lustig über sie hin. Sie wußte, es wäre in Utzenstorf viel zu löschen und abzukühlen gewesen; auch kannte sie ihren alten Weg, auf dem sie in den Sechsziger Jahren mitten durchs Dorf gegangen und beim Spritzenhaus einen Mann ertränkt hatte, noch gar wohl; allein eigener Wogendrang trieb sie gerade aus, und nur ein klein Brücklein nahm sie weg. Den Bätterkindern goß sie eine gute Portion Wasser über ihr Büchsenpulver. Den Wyleren vertrieb sie

für einige Zeit die Lust zum Wässern, aber nicht zum Prozediren; den Herren von Roll zu Gerlafingen schonte sie, die waren ihr zu gute Kunden, um ihr Schwellen und Dämme verderben, dem Kanton das Holz verwässern zu helfen. (Es nimmt einem doch Wunder was die Solothurner für ein Gewissen haben. In ihrem Kanton erlauben sie keinem Berner an ihren Fyrtigen zu arbeiten, die den Berner doch nichts angehen; ungeniert ziehen sie aber an unserem und ihrem Sonntag mit ihren wüsten Banden Emme auf und ab durch unsern Kanton und ärgern alle Leute. Kömmt euch dann euer Glaube nicht nach in unsern Kanton, oder glaubt ihr, es gebe keinen Sonntag in unserem Kanton? Das könnte aber, nach der herrschenden Erbitterung zu schließen, ein baldiges trauriges Ende nehmen. Leute, laßt doch die Emme am Sonntag ruhig, stört sie nicht muthwillig, sonst zeigt sie euch wieder was sie am Sonntag kann, und läßt auch euch am Sonntag nicht ruhig.)

In Biberist hatte sie Lust, die Abweisssteine am dortigen Stutz, die seit Jahren da liegen, ohne daß sie Jemand aufgerichtet hätte, zurecht zu setzen. Wahrscheinlich fiel ihr ein, das Solothurner Blatt werde vielleicht einmal seine Nase nicht nur in andere Kantone stecken, sondern auch in den eigenen Kanton, und dort dahin, wo es Noth thäte; an den Biberiststutz z. B., darum eilte sie vorbei und brünstig in die Arme ihrer älteren Schwester. Auch diese hatte durch die Zull und Rothachen einen Theil der Wasser empfangen, die über die Gipfel der Berge eingebrochen, aber auf der West- und Südwestseite niedergestürzt waren. Vereint trugen beide Trümmer weit ins Aargau, bis in den Rhein hinunter. In Aarau wurde ein Brett der Schüpbachbrücke mit folgender Inschrift aufgefangen: Ich bendicht Dälenbach brugvogd zu der Zit Schüpach han im namen der zweien Uirteln dise brüg lasen bon 1652.

Nach einem unendlich langen Abend lagerte endlich die Nacht über der Erde sich. Wolken bedeckten den Himmel. Was dem Auge verhüllt ward, das kam mit dreifachem Grausen durch das Ohr zum Bewußtsein des Menschen. Da rissen die Wolken auseinander, und durch die Spalte

sah der Mond nieder auf die Wasserwüste; seine blassen Strahlen erleuchteten Streifen des schauerlichen Bildes.

Man sah Wogen spritzen, Tannen im Wasser sich bäumen riesigen Schlangen gleich, sah ganze Bäume ihre Aeste hervorrecken aus dem flimmernden Wellenschaum, man glaubte Krakken ihre ungeheuren Arme ausbreiten zu sehen in dem ungewohnten Wasser. Bald verhüllte der Mond sich wieder, ergraut darüber, was seine Strahlen enthüllten, und das ganze Bild versank in schwarze Nacht.

Da gingen die Menschen; die Einen ihren Häusern zu, Andere zur Labung und weil die angefüllte Brust noch der Rede bedürftig war, einem Schoppen nach, Wenige blieben zu wehren und zu wachen in der Nähe des Flusses, der in dem Maße, als seine Wuth schwand, an Heimtücke zunahm.

Wo Menschen sich fanden, da war bange Nachfrage nach den Uebelthaten, die der Fluß unten und oben im Lande ausgeübt. Wie auf Windesflügeln flog die Kunde den Fluß hinauf, den Fluß hinab; man wußte nicht woher sie kam, wußte nicht wer sie brachte; augenblicklich war sie in Aller Ohren, und jeder Mund sprach sie gläubig nach. Röthenbach, Eggiwyl, Schüpbach sollten zerstört, Eschau, Bubeneisägen weggenommen, ungezählte Menschenleben verloren gegangen sein; man nannte Viele und die Weise ihres Todes. Mit der Rüegsaubrücke seien nicht weniger als fünfzig Menschen dem Tode verfallen, mit dem Lochbachsteg ebenfalls Menschen dem Fluß zur Beute geworden, so lauteten die Nachrichten; und wie die Brücken zu Burgdorf, Kirchberg, Bätterkinden gebrochen worden, wußte man ganz genau. Zu Bestätigung des Unglaublichen, was anderwärts vorgegangen sein sollte, erzählte man sich das Unglaubliche, was man mit eigenen oder befreundeten Augen gesehen haben wollte. Auf der Brücke zu Lützelflüh erzählte man sich von Kühen und ihrem Gebrüll, von einem Kinde in der Wiege, von Männern auf einer Tanne, welche alle sichtbarlich unter der Brücke durchgefahren sein sollten. Man erzählte: auf dem Klapperplatz hätte die Emme eine Bäurin sammt Roß und Bernerwägeli fortgerissen, und diese Bäurin sei mit Roß und Wagen unter der Brücke durchgefahren, das Roß

noch eingespannt und lebendig vor auf, die Bäurin bolzgrad, munter und fett hinten auf dem Sitz, das Leitseil in der einen Hand, aber mit der andern hätte sie mit einem rothen Nastuch sich die Augen ausgewischt. Ja man erzählte: Auf einem aufrechtstehenden Kirschbaum sei Einer daher geschwommen gekommen, in seiner Angst hätte er immerfort gekirset, so stark er konnte; den eben voll gewordenen Kratten hätte er über die Brücke herein reichen wollen. Solches erzählte man auf Ort und Stelle. Niemand hatte es selbst gesehen, und doch wurde das Meiste geglaubt; nur das letzte Müsterlein wollte Vielen doch gar zu ung'hürig vorkommen.

Es ist eine merkwürdige Sache, wie bei allen großen Unglücksfällen an Ort und Stelle noch während denselben oder doch unmittelbar darauf Dinge erzählt werden, ob denen einem die Haare zu Berge stehen, lauter Lug sind, erzählt, geglaubt werden von Mann zu Mann, und woher sie kommen, wird nie ergründet. Es verzehrte einmal das Feuer ein ganz Städtlein. Um die Mitternachtstunde hatte der Blitz eingeschlagen, um fünf Uhr Morgens erzählte man sich an Ort und Stelle folgende Dinge: Ein einzig Kind sei verbrannt, man wisse nicht wo und wie; ein Weib sei erschlagen worden von einer zu einem Fenster herausgeworfenen Kommode; ein durch viele Brandwunden scheuslich zugerichtetes Weib hätte einen Mann dringend um den Tod gebeten, der habe unb'sinnt sein Sackmesser genommen und es dem Weibe in die Brust gestoßen; der Pfarrer sei ganz feurig seinem Hause entronnen; und in einem Wirthshause sei eine große Kammer ganz voll Handwerksbursche gewesen, die seien alle mit Haut und Haar verbrannt. Und von Allem diesem war keine einzige Silbe wahr.

So wie dieses geschieht, wird auch selten ein bedeutend Unglück sich ereignen, dessen Ankündigung man nicht durch besondere Zeichen will vernommen haben. Als am Abend der großen Wassernoth die Leute bei ihren Schoppen zusammensaßen, die Neuigkeiten alle verhandelt waren, und die Nacht mit ihrem geheimnißvollem Schauer näher und näher ihrer Mitte zurückte, sagte Einer: Man hätte es eigentlich wissen können, daß es etwas Furchtba-

res geben werde. Ein Holzhändler hätte ihm erzählt: er sei in den letzten Tagen auf den Bergen hinter Röthenbach gewesen, und hätte dort Kröten oder Frösche auf Tannschuplene angetroffen; und wenn diese Thiere in die Höhe sich flüchten, so sei dies ein untrüglich Zeichen, daß sie nicht mehr sicher auf der Erde seien, das fühlten sie lange voraus. Das komme ihm kurios vor, sagte ein Anderer, doch hätte auch er es bestimmt voraus gewußt, daß die Emme groß kommen werde, nur auf eine andere Art. Er habe nämlich letzthin um Mitternacht an der Emme Pfähle schlagen hören, auch in Ruederswyl habe man es deutlich vernommen, und das sei das gewisseste Zeichen von einer nahen außerordentlichen Wassergröße. Davon hatten die Meisten auch gehört, äußerten ihren Glauben an diese Vorbedeutung, aber auch ihre Neugierde: was eigentlich denn dieses Pfähleschlagen sei, und woher es rühren möge? Einer, dem man es ansah, daß sein Geldsäckeli bei weitem nicht so groß sei wie sein Durst, sagte: wenn man ihm einen Schoppen zahle, so wolle er verzählen, was das sei. Er hätte es oft von seiner Großmutter erzählen hören; die hätte aber auch mehr gewußt als andere Leute, und es allemal voraus sagen können, wann die Emme groß kommen werde. Des Handels wurde man bald einig, und folgendes vernahm man: Vor vielen tausend (hundert, wollte er wahrscheinlich sagen) Jahren ist das Schloß Brandis nicht da gestanden, wo das, welches im Uebergang verbrannt ist, sondern auf dem darüber liegenden Hügel ob dem Burgacker, von wo man weit hinaus sah ins Land und in viele Gräben hinein. Zur selben Zeit wohnte in dem Schlosse ein gar grausamer Zwingherr, der seine Leute ärger behandelte als das Vieh. Das ganze Jahr durch mußten seine Lehensleute, oder Leibeigenen für ihn bauen, jagen, pflügen, fischen, holzen u. s. w. Er war grausam reich und alles Land weit und breit gehörte ihm. Er saß ganze Tage auf hohem Thurme und schaute über all sein Land weg, wie seine Bäuerleins arbeiteten für ihn; und wenn er eins nicht emsig genug glaubte, so geißelte er es Abends im Schloßhofe mit eigener Hand oder sprengte flugs auf seinem fuchsrothen Hengst an ihns hin und schlug es daß

die Steine hätten schreien mögen. Nicht halb genug gab er ihnen dazu zu essen; sie mußten dann noch zu Hause den Weibern und Kindern wegessen, was diese mit Noth und Mühe für sich gepflanzet hatten. Selten einen Tag hatte ein Mann, um für sich zu arbeiten, und doch sind sie ihm das laut ihren alten Pergamentbriefen nicht schuldig gewesen.

Aber wenn Einer ein Wort nur redete von diesen Briefen oder daß ihm sonst etwas nicht recht sei, so warf ihn der Zwingherr ins Thurmloch und ließ ihn dort unter Kröten und Schlangen verrebeln. Man soll diese Gefangenen oft bis ins Thal hinab haben schreien und lamentiren hören. So hatten die armen Leute auch einen ganzen Winter nichts für sich arbeiten können, nicht einmal holzen, geschweige dann schwellen an der Emme; und doch sei die Schwelle ganz weg gewesen und schon im vergangenen Herbst hätte die Emme großes Unglück angerichtet und den Leuten alle ihre Erdäpfel verderbt (der nimmt, wie viele, die Erdäpfel auch als eine Naturnothwendigkeit an, die so wenig je hätten fehlen können als die Sonne). Das sei gerade obenher gewesen, wo jetzt die Farb und Bleiche sei.

Da hätte der Müller eines Abends gemerkt, daß der Flühluft (Föhn) komme über die Berge vom warmen Italien her und daß der Steigrad von oben bis unten sein schwarz Wegli bekommen hätte, das sicherste Vorzeichen hilben Wetters. Marei, habe er seiner Frau gesagt, morgen soll ich für den Herrn Steine führen von Oberburg, aber das darf ich nicht. Schon schmilzt der Schnee, grausam viel liegt in den Flühnen; wenn nicht geschwellt wird, so nimmt die Emme mir Haus und Mühle weg. Ich will aufs Schloß und es dem Herrn sagen, so viel Verstand wird er doch haben, daß er das begreift, ist die Mühle doch so viel sein als mein. Ulli, habe seine Frau gesagt, dahin gehe mir bei Leib und Sterben nicht; es ist besser, die Emme nehme dir die Mühle weg, als der Herr schlage dir den Gring ein. Mühlene gibt es noch viele, aber Kopf bekömmst du keinen andern mehr.

So disputirten sie die halbe Nacht mit einander, aber der Müller gab der Frau nicht nach. Am Morgen zeit-

lich machte er sich auf und betete noch in der Kirche zu Lüzelflüh zwei Vater unser; denn zur selben Zeit beteten nicht nur die Müller noch, sondern sogar die Wirthe. Der Müller war ein mächtiger Mann mit Achseln wie Tennsthore, aber doch wurden ihm die Beine schwer als er den Schloßberg aufging. Im Hofe bellten Hunde, Pferde wieherten; die Knechte waren gerüstet mit Spieß und Schwert und ein Bäuerlein stund unter ihnen. Der hatte Bericht gebracht, daß er zwei Bären gesehen hätte in der Nacht beim Mondschein, draußen auf der Egg, wo jetzt Neuegg, nicht weit von der Hölle, liegt. Der Herr war aufgefahren aus dem Bette, hatte Jagd befohlen, befohlen, so viel Bäuerleins zusammen zu treiben, als in der Eile möglich wäre; denn er lechzte nach Bärenstreit und Bärenfleisch, und an Bauernfleisch war ihm nicht viel gelegen.

Zugleich mit dem Müller kam er in den Hof, rasselnd mit Schwert und Sporen, fast sieben Schuh hoch und mit rothen Augenbraunen fast fingerslang. Mit seinen grauen Augen blitzte er durch den Schloßhof, und mit seiner Löwenstimme ließ er manches Donnerwetter erkrachen über die Knechte, die ihm zu langsam geschienen hatten in seiner Bärenbrunst.

Da trat ihm bescheiden der Müller ins Gesicht und bat drungelich: daß der hohe Herr ihn doch an diesem Tage möchte zu Hause lassen mit noch Einigen, um zu schwellen, der Flühluft gehe und der Steigrad habe ein schwarzes Wegli, breit fast wie der Schloßweg, und schon regne es warm von den Bergen her, und Schwelle sei keine mehr, wie der gnädige Herr wisse.

Mit dem eisernen Handschuh schlug der Ritter dem Müller aufs Maul, und befahl ihm statt Steine zu führen, die Bären treiben zu helfen. Der Müller wollte einreden demüthiglich, aber der Ritter, schon zu Roß, schlug ihn auf den Kopf mit der Eisenfaust, trieb ihn mit bäumendem Roß zum Thor hinaus, und voran durch den schmelzenden Schnee mußte der Müller dem Ritter. Mit altem Buchenlaub wischte der Müller sein blutend Gesicht ab, aber sein wuthblutendes Herz konnte er mit keinem Laub abwischen.

Die Bärenspur war bald gefunden, sie führte gerade in die Hölle. Die Schlucht ward umgangen, die Jäger verstellten sich, die Bäuerleins fingen an zu treiben; die Hunde blieben gekoppelt. Der Ritter wagte lieber Bauern als Hunde an die gefährliche Jagd. Die Bären hielten hart, wie kein Wild gerne ein trocknes Lager verläßt, wenn der Sturm beginnt. Endlich stürzten ganz nahe vor den Treibern Beide aus dem finstern Schlund und Beide schnurstraks auf den Ritter zu. Der stellte sich ihnen entgegen wie eine Mauer, und wehrte sich handlich mit Schwert und Spieß. Aber zwei wüthende Bären sind doch mehr als ein Ritter, der abgesessen vom Pferd, darhalten muß. Der Müller sah des Ritters Drangsal, und als ein biederer Schweizermann gedachte er nicht an das Vergangene, sondern nur, daß ein Mensch in Bärennoth sei; er sprang dem Ritter zu Hülfe und schnell waren die Bären gefällt.

Der Ritter saß wieder hoch zu Roß; auf Schlitten waren die Bären gelegt, die Bäuerleins zogen die Schlitten; der Müller zog mit an den Schlitten, und kein Wort des Dankes hatte ihm der Ritter gesagt. Sie hatten ein mühselig Ziehen; der mit warmem Winde gekommene Regen hatte nicht nur den Schnee geschmolzen, sondern auch den Boden aufgeweicht, und des Müllers Kraft war nöthig. Als sie diesseits Schaufelbühl hervor gegen die Hochwacht kamen, sahen sie wüthend die Emme und bereits eingebrochen durch den Farbschachen niederfluthen. Da ließ der Müller ungefragt seinen Schlitten fahren, stürzte durch den Wald ins Thal nieder, den nächsten Weg seiner Mühle zu. Aber schon fand er seine Mühle nicht mehr, fand oben an der Halde Weib und Kinder, aber der Säugling fehlte. Nachbarn hielten das verzweifelnde Weib, das in die Fluthen sich stürzen wollte, dem ertrunkenen Kinde nach. Lautlos mit gerungenen Händen stund der Müller an der Halde Rand über dem wilden Wasser. Da kam auf fuchsrothem Hengst der Ritter angesprengt und drang mit Toben und harten Reden auf den Müller ein, daß er unbefugt den Schlitten verlassen. Der aber hob seine geballten Fäuste zum Ritter auf und nannte ihn Kindesmörder und des Teufels leibhaftigen

Sohn. Da schmetterte des Ritters Streitart auf seinen Retter nieder, und rücklings mit gespaltenem Schädel stürzte dieser die Halde hinab in die wilde Fluth. Da hob die Müllerin ihre Hände zum Himmel auf und verfluchte den Ritter: daß er keine Ruhe im Grabe haben solle, sondern Emme auf und ab schwellen müsse in dunkler Nacht bei drohender Wassergröße, und stürzte sich dann ihrem Mann und ihrem Kinde nach in die Wellen. Lange noch sah die betäubte Menge blutige Kreise von des Müllers gespaltenem Schädel das Wasser nieder ziehen, und neben ihnen hoch aufgestreckt die fluchende Hand der Müllerin. Aber trotzig, würdig seines trotzigen Geschlechtes, ritt der Ritter heim, und trotzig gebehrdete er sich je einen Tag wie den andern. Aber eine unsichtbare Gewalt schien den mächtigen Leib zu verzehren, er fiel alle Tage sichtbarlich zusammen, und ehe das Jahr um war, und die Flühluft wieder kam von den Bergen her, ward der trotzige Freiherr von Brandis begraben zu Lützelflüh. Dort liegt er, tief in der Kirche Chor, sein Grabmal sieht man nicht. Aber wenn der Flühluft über die Berge weht, wenn der Steigrad den schwarzen Streifen zeigt, wenn heiße Dünste wettern wollen in den Bergen, so regt es sich und stöhnt in des Ritters Grabe. Er muß auf, muß fassen mit seiner knöchernen Hand die schwere Streitart, muß in seinem eisernen Gewande die Emme auf und ab, die rothen Augenbraunen flatternd im Nachtwinde. Wo er lockere Pfähle sieht, da muß er hämmern mit seiner Streitart, muß neue einschlagen, wo die Noth es will, der Mensch sie nicht gewahrt; muß durch sein Hämmern, das schauerlich wiederhallt an den Felsen durch die Nacht, die Anwohner warnen, zu wehren und zu wahren zu rechter Zeit der Emme Schwellen und ihr Eigenthum; und muß dann stehen da, wo er den Müller erschlagen, bis er wittert Morgenluft, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht, dann erst darf er wieder in seines Grabes Moder.

Die Familie schmerzte dieser Bann; um schwer Geld sollte ein kundig Mönchlein ihn lösen, denn der Glaube, daß mit Geld und Gewalt alles zu machen sei, hatte sie so trotzig gemacht. Der aber sprach nach langem For-

schen: Dieser Fluch löst sich nicht, bis die Emme zahm wird, bis sie keine Schwellen mehr braucht, bis kein Herr einen Müller drückt, bis kein Müller sich ob fremdem Mehl vergißt.

Da erschrack die Familie, verkaufte Haus und Hof und verließ das Land; sie wollte den grauenvollen Ahnherren nicht schwellen und hämmern hören von hohem Schloß in dunkler Nacht, an den Schwellen und Wehren ihrer Leibeigenen. Aber da bleiben mußte der Alte und schwellt fort und fort, denn wann wird wohl der Fluch sich lösen?

So sprach der Bursche, der unterdessen mehr als einen Schoppen getrunken hatte, aber viel weitläufiger, als es hier zu lesen ist. Seinen Zuhörern war mancher kalte Schauer über die Haut gelaufen, aber doch gar wohlig wars ihnen ums Herz geworden, und die Schoppen, die sie bezahlten, zählten sie nicht. Wenn nur der Bursche die ganze Nacht durch erzählt hätte, die ganze Nacht durch hätten sie Schoppen bezahlt ungezählt. Aber er endigte; die Thüre ging auf, und den alten Ritter glaubten sie unter derselben zu sehen, die rothen Augenbraunen flatternd im Nachtwinde; da ward ihnen gar schaurig zu Muth, und weit weg von der Thüre floh jeder. Doch es war nur ein Postillion, der zu der zurückgebliebenen Post sehen wollte.

Da eilten sie zu Hause, aber Manchem fröstelte es den Rücken auf bis er heim war und den Kopf auf dem Hauptkissen hatte. Der Schlaf fehlte Keinem, aber wohl Allen schwamm bald das Bett in der Emme, bald kam die Bäurin auf dem Wägeli dahergefahren, bald ein ungeheurer Tannenbaum; oder er jagte Bären, fühlte des Ritters Handschuh im Gesicht, oder gar dessen Streitart an seinem Schädel. Alle konnten schlafen in weichem Bette, keine Schuttstatt war ihr Bett, keinem war ein theures Haupt verloren gegangen, und wem kein Engel Gottes an der Haupteten wachte, dessen selbsteigene Schuld war es.

Am folgenden Morgen zeigte die Sonne ihr Antlitz nicht am Himmel, sie verbarg es hinter dichtem Wolkenschleier; sie wollte das Elend nicht sehen, welches der ge

strige Tag gebracht, nicht sehen den Jammer aller Art, der zu Tage trat in dem 13 — 14 Stunden langen Thale, welches die Wasserfluth durchtobt hatte. Dieses Thal, durch welches die Emme fließt, bis sie in die Aare sich mündet, also das eigentliche Emmenthal, ist eines der schönsten und lieblichsten im Schooße der Schweiz; und gar manches Kleinod des Landes erhebt sich auf den mäßigen Emmenhügeln und luegt freundlich übers Land, oder steht keck auf der Emme abgewonnenem Schachen oder Moosgrunde und erndtet in reicher Fülle da, wo ehedem die Emme Steine gesäet oder Wasser. Wer kennt nicht die üppige Wasservogtei im Solothurnergebiet mit ihren schönen Matten, fruchtbarem Ackerland und herrlichen Bächen; den schönen Kirchthürmen, stattlich und stolz über den finstern Strohdächern, der Dörfer kothigem Wesen, dem lustigen aufgeräumten Völkchen, das vor lauter Aufgeräumtheit nicht immer Alles sieht, was noch aufzuräumen wäre? An der Emme liegt Landshut, erniedrigt vom hohen Altisberg, wo es ehedem stund, auf niedern Felsen ins ebene Land, dem Ritterthum eine fünfhundertjährige Vorbedeutung. Auf dem jenseitigen Ufer erheben zwei Thürme sich aus der Bätterkinder reichem Dorfe. Der eine weiset nach dem Wirthshause mitten im Dorfe, wo bei beschränkter Aussicht es laut hergeht unter den vielen Leuten; der andere nach dem einsamen Kirchlein auf dem einsamen Hügel, dessen Bewohner stumm schlafen um das Kirchlein herum, ein weiter Himmel aber sich über ihnen ausdehnt und schöne Ebenen und die herrlichen Berge abdeckt in reicher Fülle.

An die Emme stößt der Utzenstörfer großes Gebiet und ihr in weitem Gefilde liegendes unendliches Dorf, in welchem der Fremdling Alles findet was er sucht (doch selten den rechten Weg), nicht nur Heu und Stroh, Eier und Tauben, sondern auch Gutes und Böses, den Sinn, das Herz zu schmücken und die Sucht nach eitelm Narrenwerk.

Auch Fraubrunnen läßt sein Moos bis an die Emme gehen, und die Emme hörte deutlich der Gügler Fluchtgeschrei, aber auch das unglückliche Treffen Anno 1798, wo die in Schußweite unbedeckt vor einem Walde hirnlos

aufgestellten Schweizer sich tapfer wehrten gegen die übermächtigen Franzosen, doch umsonst. Dort rannte ein hochgewachsenes Mädchen heldenmüthig drei Franzosen an und fand, Pardon verschmähend, den Tod. Dort lief aber auch ein arm Mannli über Hals und Kopf davon, und auf dem Moose über einen Maulwurfhügel stolpernd rief es fallend aus: Ach, meine armen Kinder! Es glaubte in seiner Herzensangst von einer Kugel zum Tode getroffen niedergeworfen zu sein.

Ueber die Emme hin auf Fraubrunnen nieder sieht das wohlbekannte Kirchberg, dessen Kirchthurm schön und schlank weit umher gesehen wird in der reichen Gemeinde, ein Finger Gottes, aufgehoben den reichen Magnaten zur Erinnerung: von wem der Segen komme in Feld und Haus.

Wo Burgdorf liegt, oberhalb Kirchberg, weiß jedes Kind im Lande. Der Demant des Thales, erhebt es sich auf seinen Hügeln, das alte von Bern hartbedrängte, bezwungene, das neue Bern hartbedrängende ihm übermächtig gewordene Burgdorf, Schloß und Kirche einander gegenüber verbunden durch die dazwischen liegende Stadt, beide die Hüter der Stadt; das Schloß mahnend an einen freien, die Kirche aufrufend zu einem frommen Sinn. Der fromme Sinn hat das Bürgerthum erhoben zu einem freien Sinn, der das Schloß, hoher Grafen hoher Sitz, in seine Hand gebracht. Freiheit und Frömmigkeit sind zwei Schwestern, die Wunderthun vereint; aber flieht die Frömmigkeit, besteht die Freiheit nicht, die holde Maid verwandelt sich in ein zottig grauenvoll Ungethüm. Ein Unfrommer ist ein Knecht, darum haßt er die Freiheit Anderer; in die Fesseln, in denen er liegt, will er die Andern schlingen. Möglich, daß er seine Sclaverei Freiheit heißt, daß er seinem Stroh Heu sagt, Schleiftrog seinem Schlitten. — Und was sollte die Burgdorfer hindern fromm zu sein? Hat nicht der Herr sie mit einem Garten umgürtet wie ein Eden, und in diesem Garten Menschenwerke aufrichten lassen, die Zeugniß reden, daß der Mensch nicht bloß aus Staub gebildet, für den Staub geboren, sondern zu einem höhern Leben bestimmt sei? Hat er sie nicht umgürtet mit einem freien Lande, und was hilft dem

Menschen frei sein, wenn er aus Staub für den Staub geboren ist? Was hilft frei werden dem Hund, dem das Fressen des Lebens Höchstes ist, und das Fressen aus des Herrn Hand das Komodste? Was hilft frei werden ihm, der als Hund geboren ist, als Hund leben soll, als Hund sterben wird? Freiheit ist der Hunde Elend, ein Herr ihnen Nothwendigkeit.

Wenn doch die Menschen alle die Augen aufthäten und in den Garten Gottes schauten, statt nur in Bücher, besonders in weltsche, es wurde Mancher mehr sehen, als er sieht.

Während in einem schönen zierlich ausgerundeten Emmenbecken mild und freundlich Oberburg und Hasle liegen, Oberburg mit seiner alterthümlichen Kirche auf Felsengrund, Hasle mit seiner leichtgebauten, auf nicht viel ertragendem Moosboden, strecken Heimiswyl und Ruegsau aus tiefen Gräben hervor, Heimiswyl seinen Thurm, Ruegsau sein Thürmchen, schicken ihre Bäche der Emme zu, und bewachen auf hohen Bergen von mächtigen Höfen weg aus den hier beginnenden glitzernden Emmenthalerhäusern, den appetitlichsten Bauernhäusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt, der Emme Grillen. Mit sonnigen Augen, den Fuß spühlend in der Emme Wellen sieht Lützelflüh, hinauf an die mächtigen Berge, woher die Emme kömmt, sieht nieder an den blauen Berg, wohin sie fließt, sieht frei und froh über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Ruederswyl, wo ein dunkler Berg frühe Schatten wirft, aber die Menschen nicht verfinstert, nur einen Vorhang zu ziehen sucht vor den Nesselgraben.

Nachdem der Rahnflüher goldenes Geländе die Emme in halbem Bogen umspannt, streckt der Klapperplatz an derselben lang sich hin, repräsentirt an derselben durch das Zollhaus, und jenseits liegt lustig auf sicherem Boden, und sicher vor der Abendsonnebrand das alte Lauperswyl aus prächtigen Kirchenfenstern weit hin funkelnd.

Durch den fruchtbaren Langnauerboden, wo g'wirbige Leute wohnen, hervor stürzt sich bei Emmenmatt die wilde Ilfis in die Emme, die dann bei Schüpbach noch freundliche Blicke in die schönen Signauermatten sendend

in's enge Eggiwylerthal hinauf sich beugt. Zwischen tannichten Hügeln oder Bergen strömend, bewässert sie manchen schönen Hof an der Berge Fuß; und wie gut vieles Land am Fuß der Berge ist, ahnet man nicht im unteren Lande, wissen es doch manchmal selbst die Besitzer nicht.

Heimelig steht im Winkel, wo der Röthenbach in die Emme sich mündet, Eggiwyl mit seinem kleinen Kirchlein am Thalrande. Ein schmal, aber liebliches Thälchen hat der Röthenbach sich ausgegraben, und von allen Bergen mußte jeder Regenguß die beste Erde schwemmen in dasselbe, während fetter Mergel an vielen Stellen in der Tiefe liegt. Schöne Heimwesen, Sägen, Mühlen lagen in dem schönen Grunde, doch nach Röthenbach zu auch ärmliche Häuschen, deren Bewohner aber dort an der Sonne behaglicher lebten, als viele Palastbewohner Schattseite. Das Thälchen schien so friedlich, daß weder Menschen noch Natur hier den Frieden stören, daß man Unfriede Aufruhr hier uns träumen zu können schien.

Dieses schöne Thal, das zu unterst in ein Becken sich mündet, worin vor grauen Jahren die Aare und die Emme ihre Gewässer, nach raschem Lauf vom Gebirge her, an der Sonne rasten ließen, das nach oben immer enger wird, in ungezählte Seitenthäler hineinsieht und in Klüften und Felsenspalten hoch an den Bergen ausläuft, wars, welches so traurigen Anblick darbot. Oben im Thale bebte der Mensch vor den Thaten der Wasser, der verwüstenden Gewalt der Natur; aber das Thal hinab trat aus der Menschheit heraus noch erschütterendes Elend zu Tage. Doch unmöglich ists, das graue grasse Bild jenes Montag Morgen auf irgend eine Weise lebendig andern Menschen vor die Augen zu zaubern, unmöglich, das lang gewundene Thal und die darin wimmelnden Menschen darzustellen in wahren Treuen. Der Anblick eines Schlachtfeldes, einer zerschossenen Stadt und Festung, ist furchtbar und mannigfach, aber es sind alles Zerstörungen von Menschenhänden.

In Allem diesem liegt nun etwas Kleinliches, Unzusammenhängendes, Zufälliges; aber wo ein Element tobte, von Oben angeregt, da ist in der Zerstörung eine großartige Einförmigkeit, ein Ungeheures, welches auszudrü-

cken alle Buchstaben zu klein sind. Wer einen Schauplatz gesehen, wo die Elemente ungezähmt wütheten, wird ihn nie vergessen, aber auch nie darstellen können.

Es möchte Jemand wähnen, gegen der großen Donau ungeheuren Ausbruch verschwinde der kleinen Emme kurzer Zornanfall. Er täuscht sich. Der Donau Anschwellen war Folge eines fatalen Stocken des Eises; der Emme Größe erzeugte ein schreckliches Gewitter, das mit Wasser und Feuer die Thäler erfüllte, die Festen der Erde erschütterte. Der Donau Fluthen waren unendlich größer, aber wilder war der Emme Strom. Menschen verschlang die Donau mehr als die Emme; aber fester als die Pesther ihre Häuser hat Gott seine Berge gebaut, die Zuflucht der Thalbewohner. Viel mehr Häuser begruben in Ungarn die Wellen, unendlich mehr Eigenthum ging verloren als bei uns; aber Ungarn ist ein weites Land und doch nur einen Theil des noch weitern Oestreich, da geht in der Masse der Einzelne verloren und ein großes Unglück wird klein in so weitem Lande. In einem kleinen Lande aber hat jede zerstörte Hütte Bedeutung, und die Gesammtheit sieht nicht nur den Schaden jedes Einzelnen, sondern fühlt auch dessen Schadniß. O es ist gar heimelig in kleinem Lande, wo das Weh des einen Theil das ganze Ländchen durchzittert. Im weiten Oestreich legen einige Landes-, einige Handelsfürsten Hunderttausende in Conventionsmünze zusammen; im kleinen Ländchen steuert der Bruder dem Bruder sein Scherflein, wie er es eben hat, in verdächtigem Luzernergeld oder in schlechten Neuenburger Batzen, und die schlechten Batzen heilen den Schaden besser als die Hunderttausende in Conventionsmünze. Und wenn ein armes Bäuerlein mehr geben würde als der Schultheiß oder der Landammann, was ja leicht möglich sein könnte, so wäre kein Metternich da, der das Bäuerlein des Hochmuths bezüchtigen, sondern vielleicht ein ehrlicher Schweizer, der dem Landamman oder Schultheiß Kargheit vorwerfen würde, denn man gibt hier eben nicht deßwegen Viel um der Größte zu sein, sondern um dem Bruder am beßten zu helfen.

Die alten treuen Hüter des Thales, die schützenden Berge, sahen traurig und düster in die Verwüstung nie-

der. Sie waren fest gestanden, die alten Berge, in der ganzen Wuth der Wasser, aber furchtbar waren ihre Seiten zerrissen, sichtbar Stunden weit waren ihre tiefen Wunden. Sie werden vernarben diese Wunden, aber die Narben werden den Nachkommen noch lange reden von der Noth am dreizehnten August 1837, wenn im Thale auch jede Spur desselben längst verschwunden ist. Freilich viel grausiger als die Berge sah am ersten Tage das Thal aus. Was in demselben abgelagert, was weggenommen worden, hatte es in eine lange Schutt- und Sandbank umgeschaffen, auf welcher Bäume zu tausenden herum und über einander lagen. Bald hatte der Strom das Thal mit Geröll und Steinen übergossen, bald Schlamm und Sand aufgehäuft bis hoch an die Bäume, an die Häuser hinauf, bald aber Land und Straßen verschlungen, einen tiefen breiten Abgrund gerissen in den schönen Boden.

Auf diesem Felde der Verwüstung schwankten zerstreut menschliche Wohnungen, untergraben hier oder dort, bald eine Seite, bald den Hinter- oder Vordertheil hinaushängend in den Bergstrom, umlagert von Holz, Schlamm oder Steinen. Eingeschlagen waren die Fenster und aus ihren leeren Fensterlöchern sahen sie einen an wie erblindete Menschen aus leeren Augenhöhlen; und aus solchen Fensterlöchern ragten ungeheure Tannen heraus, wie vor Zeit nach wilder Schlacht Speere aus Menschenaugen. Die reinliche Nettigkeit der Stuben war verschwunden, grauer Schlamm füllte sie an, klebte rings an den Wänden; aufgespühlt war der Boden, hie und da guckte ein Hausgeräthe, ein Bettstück aus der übelriechenden Masse, und verschüchterte Hühner stunden neugierig auf der Schwelle, drehten den Kopf bald links, bald rechts, und konnten gar nicht fassen, wo die Tischdrucke hingekommen und die Menschen, die sonst rings sie umsaßen. Hie und da sah man ein Haus, das Front gemacht hatte gegen den Strom, fast unversehrt stehen und glänzen mit wohlerhaltenen Fenstern. Eine Baumgruppe vor dem Hause hatte es gerettet, den Strom gebrochen, den Sturm der Tanne gewehrt. Die treuen Bäume sahen traurig und zerschlagen aus, denn gar mannlich hatten sie festgehalten

und gestritten, für die treue Hand, welche sie besorgt und gepflegt hatte in gesunden und kranken Tagen. Aber wie ein Held im Sturme des wildesten Kampfes mächtig und ungebeugt, wenn ringsum die Schwächern fallen, hielt oberhalb der Luchsmatt ein gewaltiger und schlanker Saarbaum einsam den tosenden Wogenschwall, ganzer Wälder Andrang, festen Fußes aus, und zeigte am folgenden Tage, wie hoch im Thale Tags zuvor die Wellen schlugen, und wird es noch den Enkeln erzählen, wenn er von seinen Wunden heil wird.

Keine Mühle klapperte mehr im Thale, keiner Säge Pochen hallte an den Bergen wieder, auf keinem Baume zwitscherte ein lustig Vögelein, die Stille des Grabes lag schauerlich über dem verödeten Gelände. Nur hie und da bei dämmerndem Morgen spazierte eine Krähe über die Trümmer, wühlte eine Elster im Kothe; aber die Krähe krähte nicht, selbst die Elster schwieg, wie vom Graus ergriffen.

Da erschienen nach und nach Gestalten der flüchtig Gewordenen zwischen den Trümmern. Lange, lange war den Armen die kurze Sommernacht geworden. Das Erlebte, das Verlorne, die Zukunft wälzten sich schwer über ihre Gemüther, unterbrachen alle Augenblicke den Schlummer, oder ängstigten ihn mit furchtbaren Traumgebilden. Aber Mancher konnte, wollte nicht schlafen, wenn schon die freundlichen Bewohner der Berge ihr weichstes Bett ihm anboten. In der Angst der plötzlichen Flucht, wo keine Abrede möglich war, jedes von dem Orte aus, wo es in selbem Augenblicke stund, fliehen mußte, waren die Familien auseinander gekommen. Der gleichen Bergseite waren die Bewohner eines Hauses zugelaufen, aber nicht am gleichen Punkte sie erreichend, waren sie bald durch weite Gräben getrennt und wußten nichts mehr von einander. Der Mann wußte nicht, war seine Frau im nassen Grabe oder ihm zur Rechten oder Linken, die Mutter vermißte ihre Tochter, der kühnere Sohn war vielleicht auf einem Baume geblieben, und hatte erst, nachdem er den ganzen Graus gesehen, eine Zufluchtsstätte gesucht. Es waren am Sonntage Viele ihrem Strich oder ihren Geschäften nachgegangen. Diese wußten nicht

wie es ihren Leuten gegangen, ihre Leute bangten, die Wasser möchten auf dem Wege die Wanderer übereilt haben; sie fanden sich an diesem Abend nicht wieder zusammen. Da nun war Jammer und Wehklage, und ferne blieb der tröstende Schlaf. Man kann sich denken, wie mit dem ersten Morgenschein die Unglücklichen sich aufmachten und nicht warteten bis das z'Morgenesse z'weg war, so dringlich ihre freundlichen Wirthsleute sie baten, nur einen Augenblick noch darauf zu warten, weil sie drunten doch nichts erhalten würden.

Wie sie geflohen waren am Abend, jedes nach seiner Kraft, so eilten sie jetzt am Morgen dem Thale wieder zu, jedes so schnell es mochte; und wo jedem zuerst der Anblick in die Tiefe ward, da wurzelte ein sein Fuß, die Hände rang er über dem Kopf zusammen und ein namenloses Weh erfaßte ihn; dann riß er sich los, stürzte ins Thal, zu sehen, was ihm genommen worden, was geblieben sei.

Wie die Alten ihre zitternden Glieder anstrengten, wie der Stock zitterte in ihren schwachen Händen, den Rüstigen nachzukommen, wie dann der Husten sie überfiel, Herzklopfen sie stille stellte, wie ihre Seele vorwärts strebte, aus den Augen hervorzubrechen schien, den Voraneilenden nach, und wie der träge schlaffe Leib die Seele bannte, wie er sie vielleicht ihr Lebtag und in rüstigen, wie in gesunden Tagen gebannt hätte — das war ein herzbrechend Luegen.

Aber noch hinter diesen Alten, die vorwärts strebten und nicht vorwärts kamen, nicht einmal Athem fanden zu gegenseitigem Jammer, wankte eine jugendliche Gestalt, ohne Stock aber mit gebrochener Kraft, auch sie hatte keinen Athem zum Gehen, keinen zu Worten, nur zum Weinen, und um auch den zu finden, mußte sie alle Augenblicke niedersitzen an des Weges Rand. Wie naß der Boden sei, merkte sie nicht. Es war ein Bäbi, das seinen Hans nur zu lieb gehabt hatte im Obergädeli, am letzten Signau-Markt, im Mai, dem nun die Angst das Herz zusammendrückte: ob Hans nicht treulos es verlassen werde, da es nichts mehr besitze als die Fetzlein an seinem Leibe.

Als Bäbeli so saß in in nassem Jammer und im nassen Grase, da fragte es eine Stimme: He bist du's Bäbi, was hockisch da und thust so nöthli? Es war Hans. Aber Bäbi konnte ihm nicht antworten, es schluchzte daß es es über und über erschütterte. Thu doch nicht so wüst, tröstete Hans, z'bläre trägt dir nichts ab, komm du gleich zu uns, wir haben dir z'werche und z'esse, und verkünden können wir dann ja lassen, so bald es uns anständig ist. Da wohlete es Bäbi auf einmal, seine Augen glänzten, die Beine wurden ihm wieder leicht, der Athem kam wieder zum Reden, es gab Hans die Hand und sagte: Ich ha glaubt, du sygisch o so ne wüste Hung wie mänge Angere u layisch mi hocke, wil ih nüt meh ha, u das het m'r fast welle z'Herz abdrücke. Du bisch geng e Göhl, sagte Hans, wed selligs von m'r glaubt hesch, warum hesch mi de y'che glah? Zürn doch recht nüt, sagte Bäbi, aber es machts jetzt afe gar Mänge e so, es isch gar e bösi Welt, es isch afe nüt meh d'r by z'sy. Glücklich und leicht, Hand in Hand, zogen beide den Andern nach und man sah es Bäbi gar nicht an, daß es ihm übel ergangen.

Vereinzelt kamen die Unglücklichen herab zum Grabe ihrer Habe. Der Mann stund trostlos bei dem zerstörten Land, an dessen Verbesserung er Jahre lang gearbeitet hatte, bei dem untergrabenen verschlammten Hause, das erst neu unterzogen oder zurecht gemacht worden war; das Weib sah zu Thüre und Fenster hinein nach ihrem Hausgeräthe, dem Bette, das erst mit neuen Federn gefüllt, mit neuen Faßenen geziert worden war. Der Anblick wollte ihnen fast das Herz zerreißen. Da hörte der Mann oder das Weib hinter sich ein: „Gottlob, daß du da bist!“ — es war die Stimme des Vermißten. Und siehe, aus dem Herzen war schon der halbe Jammer gewichen, und ein Plätzchen war frei geworden für den Trost, daß es doch vielleicht nicht so gräßlich kommen werde, als man es sich gedacht, daß Gott wohl noch alles zum beßten leiten werde, da er ja bereits so Theures wiedergegeben, das man verloren geglaubt. Andere stunden da lautlos, zerschlagen, nur eines Gedankens voll. Gestern waren sie gesessen in diesem Hause, es war ganz

gewesen, sie hatten Hausgeräth gehabt, Vorräthe, fruchtbringendes Land, muntere Kinder, sie waren da gesessen, waren aber nicht zufrieden gewesen, hatten gemurrt und geklagt über mancherlei, hatten geglaubt, der liebe Gott hätte Allen gegeben, nur ihnen genommen, hatten das gering geschätzt, was sie empfangen, über das sich gehärmt, was sie nicht hatten, so hatten sie geredet gesunden Leibes, der zu essen und werchen sattsam hatte. Mitten in diesem Grollen hatten die Wasser sie aufgejagt und in die Flucht — und jetzt, wie fanden sie ihr Besitzthum wieder, als sie wieder kamen? Da gedachten sie der am gestrigen Tage geführten Reden. Ach in den Boden hinein hätten sie sinken mögen über derselben Vermessenheit; ach wie gerne wären sie jetzt zufrieden gewesen mit ihrem gestrigen Zustande, wie gerne wollten sie jetzt Gott danken für seine Güte, wenn es noch wäre wie gestern! Aber er war dahin dieser Zustand, den sie mit so undankbarem Herzen genossen hatten, und Gott hatte ihnen einen andern gegeben, um an demselben sie Dankbarkeit zu lehren, denn wer im Glücke sie nicht lernt, den unterrichtet Gott durch Unglück. Der verlorne Sohn war bei seinem Vater auch nicht zufrieden, erst als er mit den Schweinen ihre Treber theilte, wußte er, wie gut er es vorher bei seinem Vater gehabt. Tausenden von Menschen, denen der Geier der Unzufriedenheit, der Ungenügsamkeit am Herzen frißt, deren Mund beständig von Klagen überströmt, möchte ich dieses Beispiel vor Augen aufrichten und daran schreiben: Wer die Gegenwart unzufrieden verachtet, dem kommen selten Tage des Friedens, jeder kommende Tag macht den vergangenen gut, nimmt einen Theil des Glückes, das man nicht geschätzt, bringt eine neue Last, an die man nicht gedacht, und wo das Leben eitel Jammer war, da ist das Ende der größte. Und an die Rückseite möchte ich schreiben: Aus dem Herzen kömmt nicht nur alles Böse, sondern auch alles Elend, für welches der Mensch keinen Trost bei Gott sucht, oder keinen bei ihm findet. Am traurigsten aber gestaltete das Unglück sich, wo Unfriede unter der Familie war; hier gab man sich auch in der Noth nicht freundliche Blicke. Gerne hätte das Eine das Andere schuld gegeben an dem

ganzen Ereigniß, nun ärgerte man sich wenigstens durch gegenseitige Vorwürfe, daß nicht mehr gerettet worden; und neben dem Gram nistete sich der Groll noch tiefer in die Herzen hinein.

Wo aber Friede war in den Gemüthern, Friede mit Gott und Friede untereinander, da fand sich auch der Muth wieder und das Vertrauen vielleicht noch am gleichen Tage, und der Sinn breitete sich in ihren Herzen aus, der zu dem Beten führt: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Aber man kann sich nicht vorstellen, wie schwer ein armes Weib hat zu diesem Sinn zu kommen, ein armes Weib, das mit sechs Kindern z'Hus war und jetzt mit blutendem Jammer das Stücklein Erdäpfel sucht, welches es im Frühjahr mit so saurem Schweiß bepflanzt hatte, das Stücklein, welches ihm alles in allem war, seine Kuh, seine Schweine, seine Schaal, sein Kornfeld, sein Kabisplatz, sein ganzer Wintertrost. In einem Stübchen wohnt es mit seinen Kindern, um den Hauszins dient oder taunet der Mann, und wenig bleibt von seinem Lohn für die sogenannten Hauskosten, wenn er noch gehörig für die Kleider sorgen kann und für etwas Brot, so stellt er sich schon wacker.

Und so ein arm Weib, das Geld für die Haushaltung aus seiner Kunkel ziehen, die Kinder warten, speisen und lehren muß, das bei anbrechendem Tage hinaus muß, seinen Erdäpfelplatz zu säubern, die Erdäpfel zu setzen, zu putzen; welches das ganze Jahr hindurch zu jedem Hämpfeli Mist Sorge getragen hat, wie zu Zuckerbröcklene, die Zeit dazu kaum seinem Rade, seiner Haushaltung abstehlen konnte, den ganzen Sommer durch rechnete: ob es wohl genug Erdäpfel erhalten werde und ob auch gute, denn sie sind ja sein Alles in Allem „Voressen, Bratis und Dessert,“ — ach so ein armes Weib, was muß das fühlen, wenn all sein Schweiß, seine Noth umsonst war, wenn es seine sechs Kinder sieht und keine Erdäpfel!

Und so ein altes schitteres Mutterli, das nichts auf Erden mehr hat als ein Bett, ein Rad, sieben Bohnenstauden, sechs Kabislöcher und zwanzig Zeilen Erdäpfel, dem die Gemeinde den Hauszins zahlt, wie muß dem

sein, wenn es vor seinem nahen Tode sein Bett, sein Rad, seine Plätzchen verliert; sein Bett war sein Trost, sein Rad der einzige Freund, die Plätzlein sein Brotkorb, seine Freude, wenn es diese alle verliert, und nun gar nichts mehr hat auf Erden, wie muß wohl dem armen Mutterli sein ums Herz? Kann sich wohl eine junge Frau mit Rosen im Gesichte, Gold um den Hals, Seide am Leibe und ringsum die Hülle und Fülle vorstellen, wie es ihr wäre, wenn Rosen, Gold und Seide verschwunden, sie nichts mehr hätte als um einen schittern Leib einen bösen Kittel, ein Bett, ein Rad, sieben Bohnenstauden, sechs Kabislöcher und zwanzig kurze Zeilen Erdäpfel, und wie ihr dann wäre, wenn noch Bett, Rad, Plätzlein dahin gingen? Die junge Frau kann vielleicht dunkel ahnen, wie ihr wäre, wenn Rosen, Gold und Seide schwänden, aber das zweite vermag sie nicht zu fühlen. Sie meint vielleicht, wenn sie nicht mehr hätte als ein Bett, ein Rad und sechs Kabislöcher, so wäre ihr dieser Verlust gleichgültig und würde mit dem Andern gehen. Sie irrt, die junge Frau, das kann sie nicht fassen, wie lieb man am Ende das gewinnt, was man einzig noch besitzt — wohl ihr, wenn sie es nie erfassen muß!

So stund Gruppe um Gruppe im wüsten Thale, rathlos, muthlos alle die ersten Stunden. So ungeheuer schien die Verwüstung, so maßlos der Schade, daß Niemand zur Arbeit Muth faßte, weil Niemand durch Arbeit dem Gräuel zu Boden zu kommen hoffte, kein Ende, keinen Nutzen der Arbeit sah. Es waren furchtbare Stunden und die Sonne schien nicht ins Thal, darum sah es noch grauenvoller in demselben aus, darum waren noch muthloser die Menschen, denn Unendliches vermag die Sonne über die Erde und über die Gemüther, und die, welche am meisten an der Sonne sind, kennen den letzten Theil ihrer Macht am wenigsten.

Von Eggiwyl das Thal nieder sah es ebenfalls traurig und verschlammt aus. Häuser waren beschädigt, Pflanzungen verdorben und mühsam errungenes Vermögen, die Frucht vieljähriger Arbeit, hart mitgenommen in der Holzmatt. Seltener sah man hier das Land mit Steinen überführt, sah Steine meist nur da, wo kein

Holz, Unterholz und Stämmiges, an der Emme auf und hinter den Schwellen stund, an welchem der Stoß der Emme sich brach. Wo sie ungehindert floß, in Zug kommen konnte, da riß sie Steine hinein; wo aber Holz die Strömung hemmte, schwebte sie nur und ließ bloß Sand fallen und Schlamm. Lebholz an der Emme und besonders auf den Wehren, wo dessen Wurzeln die stärksten Bänder werden, ist der beste Schutz; wo kein Holz ist, da taugen auch die sonst so nützlichen Tentsche wenig, denn in die Länge vermöchten sie den ungebrochenen Anprall nicht auszuhalten.

Da oben waren freilich keine Tentsche, wie unten im Lande, da oben lebte man vertraulicher mit der Emme, oder traute mehr auf Gott, ich weiß nicht welches von beiden. Aber die Emme mißbrauchte furchtbar das leichtsinnige Vertrauen, und Gott zeigte, daß man auf ihn nicht trauen dürfe, wo der Mensch sich selbsten helfen kann. Nun werden die Menschen wohl klug werden und Tentsche bauen; in frechem Muthwillen hat ihnen die Emme selbst das Material dazu freigebig geliefert.

Auch hier sah man Gruppen jammern und Verlornes suchen; sah sie die Stellen suchen, wo ihr Korn gestanden, und wo aus dem Schlamme hie und da eine Aehre trübselig mit versandeten Augen aufblickte, sah sie an Zäunen und an Bäumen weggeschwemmtes Korn suchen, sah sie dort zusammenlesen Flachs und Hanf, die auf der Spreite weggespühlt worden.

Flachs und Hanf, so mühselig gepflanzt, so sehnsüchtig erwartet, um ein Zinslein daraus zu berichtigen, um aus Kuder und Knöpfen Leintücher machen zu lassen am Platz der alten verlöcherten, wo bald der Mann der Frau, bald die Frau dem Mann des Morgens helfen mußte, die in die Löcher gerathenen Beine ohne Schaden für die Tücher ins Freie zu bringen; Korn, auf das man sich so gefreut hatte, um doch einmal selbst in die Mühle geben, einmal selbst backen, einmal aus eigenem Mehl einen Weißbrei machen zu können an einem Sonntage, nun war das Meiste verschwunden oder verdorben.

Wohl las man zusammen, was man an Hägen und Bäumen fand, riß aus dem Schlamm was man konnte,

oder schnitt bloß die Aehren ab, wusch mühselig in Bächen und Brunnen Korn und Hafer, Hanf und Flachs, aber bei aller unendlichen Mühe trug es doch wenig ab. Was so ein arm Mannli fühlen mochte, während er am Bache sein verdorbenes Korn wusch? Der Ertrag eines Jahres verloren, verloren alle gehabte Mühe und Arbeit, neue Arbeit, neue Mühen vor Augen, nur um später mit Mühe wieder säen zu können; ob auch erndten? das eben frug es mit bitterem Gemüthe. Das arme Mannli hatte Jahre lang bös gehabt, hatte am letzten Neujahr keinen Wein gehabt über Tisch, seit langem, langem keinen Schoppen getrunken, um einige Neuthaler zu erübrigen, weil es sein Stallwerk neu mußte machen lassen, wenn es nicht einfallen, sein Kühlein nicht erfrieren sollte. Oder es wollte einige Kronen abzahlen, die es in der theuren Zeit hatte aufnehmen müssen, und seither noch nicht erschwingen konnte. Oder es sollte Bodenzinse und Zehnten abkaufen helfen, und entlehnte nicht gerne Geld dazu auf wucherischen Zins. Dafür hatte es geraggeret und gedarbt, und jetzt alles dahin und es zurückgeschlagen für viele Jahre, vielleicht für sein ganzes Leben. Wie mühselig geht es einem solchen Mannli nicht, bis er zum nöthigen Kreuzer kömmt, geschweige denn zu einem übrigen, wie beengt ist ihm sein Weg dazu? Es muß ihn herausschlagen aus magerm Lande, dessen Verbesserung ihm über Verstand und Kräfte geht, auf zufälligen Nebenverdienst kann es nicht rechnen, ist abhängig von jeglichem Wetter, ist ausgesetzt einer Menge Unglück und Mißgeschick, — sein Kuhli ist sterblich, seine Ziege vergänglich.

Wer will es dem armen Mannli verargen, wenn ihm weh ward am Bache, das Weinen ihm im Herzen kochte, der Muth fast ausgehen wollte und die Kraft mit dem Zweifel zu ringen: Ob denn auch ein Gott für ihn im Himmel wohne? Ein Herr hat schwer es zu fassen, was solche Striche durch die Rechnung für ein arm Mannli sind. Wenn einem Herr ein Zins nicht eingeht zur Stunde, so wird er unwirsch und redet von bösen Zeiten und Abzwacken in der Haushaltung; und wenn ein Apotheker- oder Doktor-Konto über sein Budjet hinaus geht, so gibt er eine Mahlzeit, eine Soiree weniger, kauft sich keine

neue Kalesche. Wird ein Kaufmann mit einer Spekulation hart geschlagen, wie viele neue Hoffnungen zu neuen Spekulationen breiten sich nicht vor ihm aus? Er versagt sich deßwegen keine Ausfahrt, keine Badefahrt, höchstens unterschreibt er zu irgend einem wohlthätigen Zweck einige Franken weniger. Sie wissen nicht, wie diesem armen Mannli zu Muthe ist. Es ist vielleicht eine einzige Art von Herren, die das Mannli in etwas begreifen können. Die stehen freilich nicht am Bache, schmutziges Korn zu waschen, aber sie sitzen am Bureau und erlesen Konto's, rechnen zusammen, rechnen wieder zusammen, aber wie sie auch rechnen mögen, sie sind in diesem Jahre wieder ärmer, der unbezahlten Konto's mehr geworden; wieder ein Kapital ist aufgezehrt, wieder die Einnahme kleiner und die Ausgaben wollen nicht abnehmen, wollen kein Ende nehmen. Ein solcher Herr sieht, daß in diesem Jahre es wieder mehr zurückgegangen als im vorigen, er sinnet, wo das wohl hinaus solle? Der arme Herr sieht keinen Ausweg. Sie leben bereits so schlecht als möglich, wenn es Niemand sieht, nehmen sie für acht Personen zwei und ein halb Pfund Rindfleisch und ein halb Schöppli vierbatzige Nidle per Mal. Aber Aufwand vor der Welt müssen sie doch machen um der Kinder willen; der Frau darf die Toilette nicht geschmälert, verständiger kann sie auch nicht gemacht werden, und auch er hat nicht die Kraft, sich dieses oder jenes zu versagen. Es fühlt der arme Herr, wie er tiefer und tiefer rutscht einem bösen Ausgang zu. Er kann sich nicht zurückhalten, so wenig als ein Bube den fliegenden Schlitten an der mit Eis belegten Schütti; da macht er es wie der Bube, er macht die Augen zu. Er thut das Bureau zu, zieht den unbezahlten Rock an, stäubt noch einige Stäubchen sorgfältig mit dem Finger weg und geht in die große Societät zu einer Parthie Wist, oder zum Distelzwang etwas Solideres zu essen, als er zu Hause findet.

Trübselige Mannleni sah man das ganze Thal hinab, so weit die Emme übergelaufen war, und wüst und grau sah es aus durch die Schächen und an den Rändern der Emme.

Und doch wimmelte es von frühem Morgen an wie-

der so lustig durch die Schächen an den Rändern der Emme, auf dem Bette der Emme selbst und bei den Brücken. Von den Höhen aus allen Winkeln stoben Leute, die Holz witterten an der Emme, Leute die Holz wittern wie Raben das Aas. Sie hatten nichts verloren oder Unbedeutendes, darum waren sie so lustig bei der Arbeit. Sie gedachten nicht an die Unglücklichen oben im Thale, sie gedachten nur an das Glück, so viel Holz umsonst zu erhalten, so viel Geld zu Brantewein zu ersparen. Und diesen Brantewein begannen sie zu trinken, Flasche um Flasche sich zutragen zu lassen und Gesundheit zu machen auf das viele Holz, das gute Geschick.

Unter ihnen freilich waren auch Leute, die diesen Sinn nicht hatten, die arbeiteten um Brücken frei zu machen, das gewonnene Holz als Lohn ihrer Mühe betrachteten und später die milde Hand gegen die Unglücklichen aufthaten. Es arbeiteten auch Leute, die gar kein Holz wollten, sondern nur um der Emme freie Bahn zu machen, weiteres Unglück zu verhüten; aber diese beiden Arten waren in weit geringerer Zahl.

Ungeheure Holzhaufen waren überall aufgestaucht, Tannen lagen umher wie Kieselsteine und darauf stürzte die Menge sich. Es wimmelte auf und an der Emme, wie in einem Bienenkorbe, der stoßen will. Aber sie trugen das Holz nicht zusammen, wie fleißige Bienen den Honig, die neidlos um die Blumen lustig surren, friedlich in die Blumen sich theilen und in den Korb es ablegen zu allgemeinem Gebrauch. So viel des Holzes auch war, so hätte doch Jeder alleine Alles mögen. Wer kennt nicht die Fabel von jenem Hunde, der mit einem Stück gestohlenen Fleisches im Maul über einen Steg ging und unten im Wasser sein eigen Bild erblickte mit dem Fleisch im Maul, wie er nun das Fleisch fallen ließ, ins Wasser sprang um seinem Bilde das Fleisch zu entreißen, weil er nicht dulden mochte, daß ein Anderer auch Fleisch habe, oder weil er dessen Stück größer glaubte als das Seine. So waltete giftiger Neid zwischen den Wimmelnden, keiner gönnte dem andern auch nicht ein Stück, geschweige denn ein größeres, jeder suchte das Beste für sich und glaubte doch sich übervortheilt. Die Beschädigten meinten,

ihnen gehöre das Holz, die Andern gehe es nicht an. Die Unbeschädigten, Hergelaufenen, die größere Menge, meinte sie hätten das nächste Recht dazu, sie erhielten bei diesem ganzen Unglück nichts als Holz, während, wenn alle Ueberschwemmten entschädigt würden wie an einem gewissen Ort, wohin bei geringem Schaden wahrscheinlich die erste und reichlichste Steuer gekommen (Spaßvögel meinten, die dasige Bittschrift müßte schon am Abend vor der Ueberschwemmung gemacht worden sein): so hätten die Beschädigten großen Profit, sie rühmten sich ja selbsten dessen, und um diesen Preis würden sie sich recht gern alle Jahr ein paar Mal überschwemmen lassen.

Ja in Vielen wohnte der teuflische Sinn, der über jedes Unglück, aus dem sie den kleinsten Nutzen ziehen, sich freut, dessen Wiederholung alle Tage sich wünscht, unbekümmert um die, welche dabei zu Grunde gehen. So wie Beschädigte und Unbeschädigte sich giftig ansahen, so machten die Armen auch nicht süße Augen denen, die etwas besaßen und auch Holz sammelten. Der mangelte es nicht, hieß es, aber er ist der wüsteste Hung, er gönnt armen Leuten nichts, man sollte solche bei den Beinen aufhängen, die nie genug sehen, aber das wird ihm kein Glück bringen, er wird hoffentlich nichts desto mehr haben, so redeten sie. Der Neid zwang sie endlich zu gemeinsamen Arbeiten, und bei diesem Arbeiten tranken sie Brantewein und waren so preußisch, stolz und bösmaulig, daß wer durch sie hinging nicht nur keinen Dank auf einen Gruß erhielt, sondern froh sein mußte, wenn er ungeneckt von ihnen weg kam. Jeder Bettelbub streckte seinen Kopf bolz grad auf und machte der ganzen Welt ein trotzig Gesicht. Hintendrein klagten dann alle bitterlich, daß ihre Ausbeute die Mühe nicht gelohnt, daß sie allein mehr geschafft hätten, daß die Obern den besten Theil vorweg genommen; wurden gar noch böse über die Eggiwyler und Röthenbacher, daß sie für die Emme nicht mehr Holz zweg gehabt hätten. Und doch sammelte Mancher zwei bis drei Klafter und beklagte sich noch bitterlich. Und wo waren alle die, die für den ganzen Winter mit Holz sich versehen hatten, als es eine Steuer galt für die zu Grunde Gerichteten? Welche gaben. Aber wie Viele hatten keinen

Kreuzer für sie, sie waren freilich arm, aber das Unglück hatte ihnen doch für Franken Holz zugeworfen. Ach es gibt Leute, mit denen man Mitleid haben sollte, und es fast gar nicht kann. Leute, die meinen, sie seien nur da um zu fordern, zu nehmen, unverschämt zu sein; andere Leute seien nur da für sie, wie die Kirschbäume für die Spatzen; die aber für Niemand da sind, sich aller Menschenpflichten enthoben glauben, die höchstens einem Saufbruder 6 Kr. leihen für einen Schoppen Brantewein. Das sind meist Leute ärmerer Art, doch nicht Alle; o nein, auch Reiche haben Kieselsteine in der Brust statt Menschenherzen. Gab es nicht auch solche, die mit eigenen Rossen das erbeutete Holz zum eigenen Hause führen konnten, und welche wirklich die Aermern vom Holzsammeln ganz ausgeschlossen wissen wollten, aus dem Grunde, daß sie auch nicht schwellten; oder welche das gesammelte Holz gerne auf die Rechsamene vertheilt hätten. Gab es nicht Einen, der schon nach der ersten Ueberschwemmung, am verhängnißvollen Sonntag Morgens, während dem Gottesdienst von armen Leuten in seinem Schachen gesammeltes zugeschwemmtes Holz zu seinem Hause führen ließ, wahrscheinlich um seine mit Wedelen verpalisadierten Fenster noch besser zu verschlagen.

Und dieser Mann besitzt Hunderttausende und Wälder, aus denen er für mehrere Tausende Holz schlagen lassen könnte, zum größten Vortheil des Waldes; der rings um sein Haus Schytterbygen unten abfaulen läßt, und für etwas Gutes nie einen Kreuzer hat, nie einem Menschen traut, nicht einmal unseres Hergotts schöner Sonne, sonst würde er sie doch in seine Stube gucken lassen. Er behauptete das Recht dazu zu haben, weil die Emme ihn geschädigt habe und nicht die armen Leute. Und hätte ihm die Emme noch 100 Fuder mehr sogenannten Sand, der aber mit Mergel an den meisten Orten reich geschwängert ist, auf sein schattig Moos getragen, wo er sich nicht satt wässern kann, weil ihn das Wasser reut, das er nicht aufreiset, so hätte er noch lange keinen Schaden, sondern großen Nutzen gehabt. Und hätte er wirklich großen Schaden gehabt, so hätte er nicht am Schweiße armer Leute sich erholen, sondern bedenken sollen, daß es Gott der

Herr sei, der ihm eine Mahnung gegeben habe: daß wem viel gegeben worden, von dem viel gefordert werden werde. Und wenn der Herr dein Gott Rechnung von dir fordert über das anvertraute Gut, was willst du antworten, Mann?

Doch es gab noch andere, die höher stehen, die einsehen sollten, daß ihre Existenz von der Achtung, in welcher sie bei dem Publikum stehen, abhange, die das Strandrecht auf die unverschämteste Weise in Anspruch nahmen, die Arbeiter bezahlten und tränkten um Holz ans Land zu bringen und Holz aller Art zu zerstückeln, zu verstümmeln.

Diesem Zerstückeln von Bauholz trat endlich ein Verbot entgegen, wirkte aber nicht schnell genug. Ach du mein Gott, wer führt denn eigentlich die Befehle der Regierung aus? Wenn ich sie wäre, ich würde extra Belohnungen aussetzen für alle die, welche mir zu Willen wären und an die Hand gingen. Hintendrein kam ein anderer Befehl, daß alles aufgefischte Holz zum Besten der Beschädigten verkauft werden solle. Und wie wurde jetzt dieser Befehl ausgeführt? Wie suchte man an Orten dieses Holz auf, und wer suchte es auf? Ich bin wieder überzeugt, die Herrn von Roll werden aus extra Gründen besser bedient. Ach wenn ehrliche Leute im eigenen Hause so sicher wären, als jenes aufgefischte Holz vor den Häusern und Bettler auf den Straßen, sie wären glücklich. Welche unverschämte Rechnungen wurden nicht für das Herausziehen und Führen dieses Holzes eingegeben! Die Ortschaften nnd Gemeinden, die dieses thaten, und ihre Rechnungen verdienten billigermaßen bekannt gemacht zu werden, und besonders die Ortschaften, die reich entschädigt wurden, viel Holz vermeukt hatten, und für das wenige Holz, welches sie zur Hand stellten, unverschämter Weise eine Rechnung machten, welche den Werth des Holzes überstieg.

Wahrhaftig man muß wenig Ehre im Leibe haben, um so handeln zu können, und sich ganz des Grundsatzes trösten: wer unverschämt ist, der lebt dies bas. Und wenn man solche Menschen bei jeder Gelegenheit öffentlich stempelte, besserte es nicht? Und wenn Beamtete

mit dem nöthigen Ernst, mit gehöriger Schärfe statt Schwäche Hand ob hielten, besserte es wieder nicht?

Es heißt, und wenn es wahr ist, so ist es merkwürdig, dieser Befehl sei auch auf die Gemeinden Eggiwyl und Röthenbach ausgedehnt worden, diese hätten sich aber widersetzt, und mit Recht. Sie wollten nicht das eigene Holz (denn wem war es weggenommen worden, als ihnen?) verkaufen lassen, um den Erlös mit allen Schächleren, denen die Emme kein Holz genommen, aber viel gebracht, trotz dem Befehl, zu theilen. Und wie unbillig wäre es gewesen gegen die Besitzer der Klasse, die keine Entschädniß erhielt, denen es vielleicht das meiste Holz genommen und die das auf ihrem Lande liegende hätten verkaufen müssen lassen für Andere, die entschädigt wurden bei weit kleinerem Schaden?

Durch die Holzfischer eilten die Holzhändler, die Trämel gehabt bei den geschädigten oder weggerissenen Sägen, oder Flöße an der Emme, und suchten das verlorne Holz auf. Jeder wollte sein Holz kennen und zeichnete das erkannte an mit seinem Zeichen; und solcher Zeichen fand man viere von vier verschienenen Holzhändlern an einem einzigen Trämel. Es wollte halt keiner zu kurz kommen.

So ging es Emme auf und ab, als ob Banden hungriger Irländer in unser Land eingebrochen wären, das bei ihnen übliche Strandrecht geltend zu machen. O es waren gräßliche Gegensätze zwischen den betrübten Geschädigten und den so gierig Haschenden. Während die Ueberschwemmten ihre Hütte jammernd reinigten, machten Unbeschädigte jubelnd Beute. Betäubter ward der Menschenfreund am ersten Tage in dem Tosen der Emme, aber betrübter am zweiten Tage, als die Menschen losbrachen in ihrer thierischen Gier.

Aber wenn der Menschenfreund sein Angesicht verbergen will, so trittet ihm wieder das Aufrichtende entgegen; wenn das Häßliche im Menschengeschlecht am grellsten sich darstellt, so taucht gegenüber seine Herrlichkeit leuchtend auf; wenn die Schuld, die den Menschen vor Gott verwerflich macht, am gewaltigsten hervorbricht, so stellt sich ihr entgegen eine reine versöhnende That,

die das Bewußtsein uns erhält, daß denn doch noch etwas Göttliches in uns sei trotz allen widrigen Erscheinungen.

Bei Kirchberg auch war man mit dem Freimachen der Brücke beschäftigt. Man war so erschreckt, daß nun alle Abende ein Anlauf der Wasser erwartet wurde, man suchte daher in der größten Eile das hemmende Holz wegzuschaffen. In die trübe und noch nicht kleine Emme fiel ein Knabe und wurde fortgerissen. Die Gefahr, in welcher ein Menschenleben schwebte, durchzuckte wie ein elektrischer Schlag fünf wackere Männer, daß sie vergaßen jede Bedenklichkeit, jede Bedächtlichkeit, sich selbst, und über sie kam einer der göttlichen Augenblicke, ein Augenblick, in dem der Mensch aus sich heraustrittet und zum Boten Gottes wird: Lebendig ward der Emme der Knabe entrissen, aber Einer der Fünfe, Jakob Zingg, geachtet und Vater, verlor das eingesetzte Leben und Waisen wurden seine Kinder. Er ward ein Opfer seiner Menschenliebe, aber war er nicht auch ein sühnend Opfer, das er Gott und Menschen für seine irrenden Brüder brachte, die aller Liebe vergaßen; ein Opfer, den Bitten zum Siegel: Vergebet, so wird euch vergeben! Vater vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun!

Die Kunde von dem fürchterlichen Gewitter und der Emme Wüthen durchflog das Land, und die Schrecken des Augenblicks mit der Größe des Schadens, der grause Anblick des Thales mit gänzlicher Zerstörung verwechselnd, redete man von zu Grunde gegangenen Millionen, und je weiter vom Thale, desto größer wurde der Millionen Zahl. Der Wunsch, den Schauplatz des Unglücks zu sehen, drängte sich Tausenden auf, und, wenn man sagt, Tausende führten ihn aus, sagt man nicht zu viel. Dieser Wunsch drängte sich den mittleren und besonders den unteren Ständen auf, und sie führten ihn aus. Die obern Stände sind Sclaven der Mode, sie spazieren und reisen nach dem Zuge der Mode. Ein neues Naturereigniß kömmt nicht alsobald in die Mode und ehe es darein kömmt, ist sein Charakter verwischt, doch gibt es auch Ausnahmen, wie z. B. Goldau.

Um solche Ereignisse aufzufassen braucht es ein offenes Gemüth, einen gesunden Sinn; auf den Anblick desselben

kann man sich in keinem Handbuche vorbereiten, darum getrauen sich Viele nicht hin. Goldau steht aber in jedem Handbuch, darnm wandern dort die meisten Wanderer. Zudem ist man in höhern Ständen zu vornehm, um neugierig zu sein, zu gleichgültig für Alles, was außer den eigenen Kreisen liegt, zu bequem für einen beschwerlichen Tag.

Möglich auch, daß es Menschen gibt, die nicht gerne dahin gehen, wo eine überirdische Macht so Ungeheures vollbracht. Ein dunkles Gefühl sagt ihnen, daß in der Nähe Gottes jede irdische Größe verschwinde und zwischen dem Bettler und dem Kaiser kein Unterschied mehr sei, und welcher Unterschied dann zwischen irgend einem Knecht und irgend einem Schreiber, meinethalben Gemein- oder Staats- oder Compagnieschreiber —

Es gibt ja Menschen, die nicht dahin zu bringen sind, wo sie nicht allein reden können, oder wo nichts von ihnen geredet wird, sondern vielleicht nur von Gott. Menschen, die um ihre theure Person eine solche Blase von Dünkel aufgetrieben haben, daß sie sich unendlich groß vorkommen und möglicherweise Andern auch. Sie mahnen mich an ungeborne Kinder in der Wasserblase, nur daß sie deren Unschule nicht haben, und eben aus der Blase heraus am heftigsten schreien. Kann ein Kühner die Blase zersprengen, dann schweigen sie kleinmüthig; die Kinder haben es umgekehrt. Begreiflich wagen sich Solche nicht in ein so enges Thal, an dessen schroffen Seiten die theure Blase zerspringen könnte, sie verstummen müßten. Sie gehen nicht dahin, wo Gott so nahe war, müßten sie doch da zusammenschrumpfen wie Käfer an der Sonne; sie fühlen es doch, daß Gott Einen nicht für das nimmt, für was man sich selbst ausgibt, oder was der Schneider aus ihm gemacht. Solche Creatürchen fliehen Gott oder läugnen ihn gar.

Es gibt aber auch eine Menge Menschen, und besonders in der sogenannten ungebildeten Klasse, denen die Aufregung ihrer Gefühle wahre Wonne, eigentliche Wohllust ist, und wenn sie zur tiefsten Demüthigung führen sollte. Ein Instinkt läßt sie die hohe Bedeutung ihrer Gefühle ahnen, und daß ein kindlich Gemüth sehe und

vermöge, was dem Verstand der Verständigen unsichtbar, unmöglich bleibt. Zu Aufregung ihrer Gefühle haben sie keine künstlichen Anstalten, wo der Grad der Erwärmung am Thermometer haarscharf abgewogen wird; Gott sorgt ihnen aber für lauter natürliche, und zu denen drängen sie sich: zu Krankenbetten, Leichenbegängnissen, Brandstätten, Naturereignissen überhaupt; ja ich glaube, das Strömen zu Hinrichtungen sei bei sehr vielen eine Folge dieses Instinktes. Wenn nur diese Gefühle nicht Nebel blieben, nicht zu Rauchwolken würden, sondern zu Hebeln des Lebens sich gestalteten! Der ist ein Herr der Menschen, der diese Gefühle zu erregen, bis zur Begeisterung zu steigern und dann mit kundiger sicherer Hand sie meisternd in Thaten zu verwandeln weiß. Aber ein niederträchtiger Schuft, ein verachtungswürdiger Pinsel ist, wer diese Erregbarkeit mißbraucht zu eitlem Spiel, zu eigner Ehre, zu selbstischen sündigen Zwecken. Ach und solcher Schufte oder Pinsel ist voll die Welt!

Aber am Sonntag den 20. August sah man solche Pinsel nicht in dem unglücklichen Thale, oder nur verstummte; da redete Gott selbst zu den geöffneten Herzen. Eine feierliche Stimmung hatte eine große Menge Menschen ergriffen weit umher, und schwebte die ganze Woche durch über ihren Gemüthern. Früh am Sonntag machten sie sich auf und immer feierlicher ward ihnen ums Herz, je näher sie dem Schauplatz der Thaten Gottes kamen. Es ward ihnen im Gemüthe, wie manchmal, wenn sie in verhängnißvollen Augenblicken des Lebens mit ergriffener Seele im Klang der Glocken, ein hehres Gotteshaus betraten, in welchem volltönend die Orgel rauschte. Und wie zu einem berühmten Gotteshaus an heiligem Feste wallfahrteten von allen Seiten her Menschenmassen und drängten sich ins Thal.

Dießmal war die Sonne über dem unglücklichen Gelände heiter aufgegangen, sie freute sich den andächtigen Seelen zu beleuchten das Walten des Allmächtigen, und dem Allmächtigen zu zeigen die andächtige Menge. Wie mit heiligem Schauer wehte es die Besuchenden an. Mit leisem bebendem Schritt wandelten sie dem Brennpunkte der Zerstörung entgegen, und hemmten in tiefem Staunen

ihn oft; es verstummte das Schwatzen und nur in einzelne Ausrufungen brach ihre Ehrfurcht aus. Ein kindlicher Glaube kam über sie, und keine Zweifel an das Wunderwürdigste, was die betäubten Bewohner ihnen erzählten, selbst es glaubend, stieg in ihnen auf; daß große Commoden und Schränke zu kleinen Thüren und Fenstern herausgeschwommen, wurde mit dem gläubigsten Vertrauen angenommen und weiter erzählt. Wo die Verwüstung am gewaltigsten hervortrat, stunden die Wanderer in tiefer Ehrfurcht still wie an Altären Gottes, und beugten in tiefer Ehrfurcht ihre Herzen vor des Herrn unendlicher Macht.

Die andächtige Menge sammelte sich in und um die beiden Kirchlein im obern Thale, und offene Ohren und offene Herzen fanden die Worte der Diener Gottes; aber eigentlich war das ganze Thal ein Gotteshaus geworden, eine heilige Kirche, jeder Wandelnde ein Beter und jeder Beter unaussprechlicher Seufzer voll. Es zog der Mann mit dem Weibe, die Braut mit dem Bräutigam, der Schatz mit dem Schätzchen, der Spaßvogel mit seinen Kumpanen, aber im Gefühl ihrer Niedrigkeit in der Nähe Gottes, waren alle anderen Gedanken untergegangen, der Spaß vertrocknet, das Lachen verstummt und alles eins geworden im Bewußtsein: Staub zu sein in des großen Herrn Hand.

Es war ein heißer Tag, der Wein Bedürfniß geworden, aber seine sonstige Gewalt hatte er nicht; er weckte weder Scherz noch Streit, vertrieb die Andacht nicht. Niemand vergaß den heiligen Boden, auf dem er wandelte.

Die Schaaren wogten feierlich wie Welle auf Welle das Thal auf und nieder, unübersehbar, ungezählt. Wahrlich, die Herzen des Volkes sind noch nicht flach und hart getreten, sind noch für die schönsten Gefühle empfänglich; aber leider verflüchtigen sich diese gar zu gerne in luftigen Dunst, werden nicht genährt und groß gezogen, um als Thaten die Herzen zu verlassen.

Aber wie im menschlichen Leben mitten in das Leid die Freude trittet, mitten in die Freude das Leid, so sprudelt oft in den tiefsten Ernst hinein das Lächerliche, und umgekehrt. Hier erschien auf einmal mitten in der an-

dächtigen Menge ein Engländer, über seinen glotzenden Augen der bekannte Strohhut, und in den bekannten Armlöchern der Weste die glacirten Daumen. Woher er kam, und wohin er ging ist bereits zur Sage geworden, denn nach den Einen soll er das Thal hinauf, nach Andern hinabgegangen sein. Er erschien in Röthenbach, wollte zu Fuß nicht weiter und verlangte nun in schwer zu beschreibender Sprache Transportmittel für seinen theuren Leib. Schwer war ihm begreiflich zu machen, daß man weder fahren noch reiten könne.

Nun forderte er eine Sänfte; verduzt sah man einander an, aber man besann sich lange nicht was das eigentlich sei. Endlich fiel es Jemand ein, aber was half das, da man in Röthenbach keine Sänfte hatte. Aber der Engländer wollte getragen sein, möge nun eine Sänfte da sein oder nicht. Die Leute waren zum Glück nicht auf den Kopf gefallen, sie stellten sich vor, jeder Sessel, auf dem man Jemand trage, werde zum Tragsessel, also zur Sänfte. Sie dachten an einen alten Lehn- oder Nachtstuhl und zogen den aus seinem Winkel hervor; sie rissen von einem Mistbükli die Stangen weg und befestigten sie mit guten Seilen an den Nachtstuhl.

Um diese Anstalten versammelte sich eine bedeutende Menge, vergaß die Andacht, ergötzte sich an dem eigenthümlichen Wesen des Engländers. Lachen war auf allen Gesichtern und Witzworte flogen hin und her reichlich und lustig. Er aber stund mitten in der lachenden spottenden Menge mit den Daumen in den Armlöchern da, ächt lordmäßig, stumpf oder erhaben; daß die gemeine Menge über ihn lache, daß er ihnen vorkomme wie den Spatzen ein Kauz am Tage, was kümmerte ihn das? O so ein Engländer hat es in seiner Erhabenheit unendlich weiter gebracht, als alle unsere vornehmen Söhnchen zusammen genommen; die begehren auf wie Rohrspatzen und Fröschе im Teiche, wo so ein Engländer unbewegt bleibt wie ein Gott über den Creaturen. Endlich unter großem Jubel setzte er sich mit hängenden Beinen und verschränkten Armen in den alten Sessel. Von zwei handfesten Burschen aufgehoben, von spaßtreibenden Schaaren begleitet, begann er die Reise und der Spott zog hinter ihm drein,

kam auf allen Gesichtern ihm entgegen. Er aber blieb unbewegt, versuchte nur zuweilen seine ihm schwer werdenden Beine in eine andere Lage zu bringen, und theilte hie und da ein Geldstück aus. Er verschwand, wie er kam, man weiß nicht mehr recht, wohin, aber hinter ihm blieb das Gerücht, er hätte gesagt: Er verreise jetzt nach England, und wolle es dort seinem Vetter sagen, wie übel es ihnen hier ergangen, und der müsse ihnen dann eine Million schicken; und diese Million wird noch heut zu Tage und in allem Ernst erwartet.

War er verschwunden, so verschwand mit seinem Anblick auch der Scherz, und stiller Ernst begleitete die Besuchenden bis in ihre Heimath. Mit dem Verschwinden des erschütterenden Anblicks des Thales trat an die Stelle der Ehrfurcht und Demuth die Theilnahme und das Mitleid mit den unglücklichen Beschädigten. Nicht satt wurde man im Erzählen, wie übel es dem und diesem ergangen wie gräßlich es diese und jene hätten ausstehen müssen. Ihre Theilnahme verbreiteten sie wie Missionärs über das ganze Land, und die Meisten derer, welche zu geben und zu helfen gewohnt sind — und bei uns zu Lande ist diese Klasse weit größer, als in Fürstenländern, sie geht von Oben herab bis zum Tauner — griffen an ihre Säcke und durchstöberten Spycher und Schnitztröge. Freilich gibt es auch eine Klasse, die nie gibt. Diese beginnt auch weit oben, geht aber dann hinab bis auf die Hefe der Menschheit. Da ist's, wo mancher Hochgeborne, der für nichts Gefühl hat, als für das Steigen und Fallen der Staatspapiere, oder etwas von Trüffeln, und mancher Hochgewordene, der gerne viel verthut und ungern etwas bezahlt, am ungernsten Ehrenschulden, Bruderherz sagen sollte zum schmutzigsten Saukerl, der zu allem fähig ist, nur zu keiner Wohlthat. Viele warteten nicht zu geben, bis auf den angesetzten Tag des Sammelns, der von uns gerne auf den Bettag gesetzt wird, im Glauben: Der Christ, der bei einem milden Gott Versöhnung suche, wisse wohl, daß nur ein mildes Herz sie finden könne. Und als der Tag kam, fielen die Gaben reichlich und willig, sogar im Bisthum etwas, heißt es. Es ist sehr schön von den Brüdern da hinten, daß sie uns auch andere

Lebenszeichen geben, als die Sucht zu regentelen, zu despöteln und uns ehrliche Altberner über das Kübli zu lüpfen. Es gab Mancher reichlich, der selbst beschädigt worden war; man gab reichlich ohne Unterschied der Farben; Schwarze und Weiße, getrennt durch Ansichten, wurden vereint durch Mitgefühl. Es wollte allerdings hie und da der Grundsatz auftauchen: Aug um Aug, Zahn um Zahn, und Stimmen wurden laut: Thorheit sei's, den nach allem Bernergut, Stadt- und Partikulargut, lüsternen Bauern, die mit Gewalt oder Agentenkniffen ihrer Lust den Weg zu bahnen suchten, noch freiwillige Gaben auf das Land hinaus zu werfen; bei denen sollten sie jetzt Hülfe suchen, die stets so große Worte schwalsweis hätten für's Volk, und mit Anweisungen auf fremdes Gut so freigebig waren, und mit hohlen Versprechungen so verschwenderisch, so schändlich und schäbig aber, wo es gelte einen Kreuzer aus dem eigenen Sack.

Aber diese verdüsterten Stimmen verhallten an dem ächt republikanischen Sinn, der Meinungsverschiedenheit in einer Republik als nothwendig anerkennt; an dem klugen Sinn, der wohl weiß, daß Härte keine Versöhnung bringt; an dem schlauen Sinn, der die Laster nicht annimmt, die seinen Gegner verhaßt machen; an dem billigen Sinn, der Augen hat für die Fehler auf beiden Seiten; an dem christlichen Sinn, der den armen Verwundeten nicht frägt: ob er ein Jude sei oder ein Samariter, ehe er Balsam schüttet in geschlagene Wunden.

Wo Politik nicht trennte, nicht verhärtete, da that es sogenannte Religion. Du lieber Gott, was mag das für eine Religion sein, die Unglücklichen Hülfe versagt, weil sie wohl den gleichen Gott anbeten, aber nicht mit den gleichen Gebehrden, mit dem gleichen Augenspiel! Schon lange wußte man, daß viele sogenannte Fromme kein Herz hätten, keine Hand öffneten für christliche Zwecke, wenn man diese nicht mit ihren Farben übertünche; aber daß man Hungernde nicht speisen, Nackte nicht kleiden wolle, weil sie nicht von „üse Lüte" seien, und daß Lehrer diese Lehre öffentlich predigten, das wußte man nicht. Und jetzt weiß man nicht, auf welches Evangelium sich diese Menschen stützen. Menschen, habt ihr des Herrn

Worte? Der Buchstabe tödte, sagt ihr. Habt ihr dann den Geist dessen, der für seine Feinde betete? O Menschen, bedenkt, aus den Werken erkennt man den inwohnenden Geist; im Segnen oder Fluchen auch gibt er sich kund. O Menschen, bedenkt, von welchem Geiste seid ihr besessen!

Ueber 60,000 Fr. floßen zusammen im Ländchen, über 6 per Kopf. Will Oestreich seinen Ungaren in gleichem Maße steuern freiwillig, ohne die Hülfe des Staates zu rechnen, so muß es über 5 Millionen zusammenlegen. Wo Viele geben, wird die Summe leicht größer, als wo Wenige viel geben; und wo der Mensch leicht und frei athmet, da nur hat er Luft und Muth zum thätigen Mitgefühl.

Zur Vertheilung dieser Steuer wurde ein Grundsatz aufgesucht, sorgfältig berathen, und folgenden fand man:

Wer reich war und blieb, erhielt keinen Antheil an der Steuer; wer empfindlich geschädigt wurde, aber Vermögen behielt, $^2/_{10}$ seines Schadens; wer fast Alles verlor, mit Mühe sich erhielt, $^3/_{10}$; die, welche ohne Vermögen waren, denen vielleicht der weggenommene Raub ihr einziges Besitzthum war, $^5/_{10}$. Bei Aufstellung dieses Grundsatzes dachte man sich in den Willen der Geber, die ganz sicher einem reichen Mann, der vielleicht reicher war und reicher blieb, als sie, nichts gesteuert hätten, sondern den Bedürftigen, und auch diesen nach dem Maße ihres Bedürfnisses oder ihres Elends, dem ganz Entblösten mehr, als dem nur hart Geschädigten. Und der, dem die Steuern zur Austheilung anvertraut worden waren, hatte volles Recht, eine Norm aufzustellen, und die gerechteste war sicher die, daß er so viel möglich nach dem Willen der Geber sich richtete.

Ueber den Grundsatz waren einige unzufrieden, sie hatten Unrecht. Dem armen G'husmann, der seinen Zins geben mußte, und alle seine Pflanzungen verlor, dem Schuldenbürli, dem der ganze Ertrag seines kleinen Heimwesens vernichtet worden, ging es sicher tiefer in's Leben, als dem, der Tausende verlor, aber doppelt so viel Tausende behielt, oder dem reichen Bergbesitzer, der nur einige Kühe weniger sömmern, oder selbst auch, wenn er

fortan nur Schafe statt Kühe auf seine Alp treiben kann. Und doch gibt es Arme, die klagen, die Reichen erhielten Alles, und sie nichts. Allerdings erhalten Besitzer, die um die Hälfte ihres Eigenthums geschädigt worden, vielleicht 1000 Fr. verloren und 500 Fr. behielten, mehr als der, welcher nur ein klein Stücklein Land bepflanzt hatte, und Alles darauf verlor; aber ist's nicht recht so? Doch wer will dieses Leuten, die nie fassen konnten, daß zweimal zwei vier sei, begreiflich machen?

Eine größere Unzufriedenheit noch entstund über die Schatzungen des Schadens in den verschiedenen Gemeinden. Gar Viele hielten alle Schatzungen für zu hoch, nur die ihre zu niedrig. Eine Schatzung, welche man am Morgen nach der Ueberschwemmung machte, vielleicht noch mit der Laterne, mußte natürlich ganz anders ausfallen, als eine andere, die Tage oder Wochen später vorgenommen worden. Daß später Schätzer an einigen Orten in die Schatzung einen bleibenden Schaden einrechneten, während andere Schätzer nur den verlornen Raub anschlugen, weil sie glaubten, das Land selbst hätte eher gewonnen, als verloren, konnte nicht vermieden werden, und wurde auch nicht auf's Papier gebracht.

An einigen Orten nahm man die Schätzer aus den Gemeinden, weil ihnen der vorige Zustand am besten bekannt war; denen wirft man Parteilichkeit vor. An andern Orten wurden sie aus fremden Gemeinden genommen, damit man ihnen nicht Parteilichkeit vorwerfen könne, die nun beschuldigt man, daß sie das, was sie geschätzt, nicht gekannt hätten, indem ihnen der frühere Zustand nicht bekannt gewesen sei.

So findet der Unzufriedene Stoff zu klagen, man mag es machen wie man will. Vielleicht wäre eine unparteiische Revision aller Schatzungen nicht übel gewesen; aber wer hätte sie mit Sachkenntniß machen wollen der ganzen Emme nach?

Die Austheilung der Steuer begann so schnell als möglich, und wenn es schon Manchem lange zu gehen schien, so bedachte er nicht, daß an andern Orten in ähnlichen Fällen es noch weit länger ging, daß hier doch nicht, wie an andern Orten in ähnlichen Fällen, Korn,

Schnitze, Erdäpfel schmählich verdarben bei dieser Zögerung, ohne einem Menschen zu gut zu kommen, und daß für Viele diese Zögerung eine große Wohlthat war, denn sonst hätten sie längst Alles gebraucht, schon für den Maien nichts mehr gehabt, geschweige denn für den langen Brachet, der vor der Thüre ist.

Daß die Austheilung eine treue ist, daran zweifeln nur Mißtreue, und behaupten z. B. Niederträchtige, es kämen geschenkte Hammen vor der Austheilung ab Handen. Wer wird wohl die Million müssen gestohlen haben, die nicht kömmt aus England? Wird sie vielleicht ein ehrlicher Polizeier in seiner Lädertäsche verkrazt haben müssen? Wenn schon ein solcher, den die Gemeinde in allem Wind und Wetter herumhostet und ihm seine Kutte nie plätzen läßt, in Versuchung käme, etwas für einen ganzen Rock bei Seite zu schaffen, z. B. eben die Million aus England, so würde den armen Schelm sicher Niemand deßhalb hängen wollen.

Wie Regen auf vertrocknetes Land floßen die Steuern aller Art in die mangelbare Thalschaft, thaten wirklich unsäglich wohl, hielten die Leute aufrecht, hielten ferne jene dringende Noth, und mildthätige Gläubiger machten mit Warten und Schenken ihren Schuldnern neuen Muth. Aber wie die Steuern den Leib erquickten, ihn nährten, gesund erhielten, so sollten sie auch das Herz erwärmen zur Dankbarkeit, es begeistern, die empfangenen Zeichen der Liebe an Gott und Menschen zu vergelten mit Liebe und Treue. Sie sollten allen schreiben in's Herz hinein: Der Herr, der den Wassern ihre Kammern geöffnet zur Wohlthätigkeit, dieser Herr habe damit auch ihre Herzen öffnen wollen der Erkenntniß: daß er der Herr sei, nehmen und geben könne nach seinem Wohlgefallen, daß er der Herr bleiben, die Kammern seiner Herrlichkeit öffnen werde, je nachdem die Geprüften ihm ihre Herzen aufgethan, ihn kindlich aufgenommen in dieselben, und kindlich seinem Walten sich ergeben.

Wo nun die erhaltenen Gaben aufgenommen wurden mit Freude und Dank, da thun sie nicht nur dem Leibe wohl, sondern gereichen auch der Seele zur Seligkeit; wo sie aber ein ungenügsames Herz finden, Neid und Miß-

gunst, da bringen sie den Unsegen in's Haus und in die Seele hinein neue Schuld.

Eine süße Sache wird bitter im Munde, wenn gallicht die Zunge belegt ist; so erzeugt die schönste Gabe in sündigen, verbitterten, eigensüchtigen Herzen nicht reine Freude, nicht lautern Dank, sondern ganze Heeresscharen von bittern sündigen Gefühlen, und diese Gefühle brechen dann aus in Vorwürfe aller Art, in harte Worte gegen Geber und Mitbeschenkte. Es gibt wahrhaftig nichts, das wohlthätige Menschen schwerer prüft und sie dringlicher vom Geben abmahnt, als die Art und Weise, wie bei großen Unglücksfällen reich gespendete Steuern empfangen, besprochen, gebraucht werden. Solche Steuern fallen oft wie eine wahre Hadersaat unter die Besteurten, und die Geber hören nicht sowohl Dank für das Empfangene, als Klagen über das, was sie zu wenig erhalten, mehr Aeußerungen des Mißvergnügens, als der Freude; ja manchmal scheint es den Leuten kaum der Mühe sich zu lohnen, die Geschenke abzunehmen; und am Ende wird gar nicht, oder erst nach Jahren Bericht gegeben: ob man die Geschenke habe verfaulen lassen, ob sie vertheilt worden, oder sonst ab Handen gekommen seien. So eine ehrliche Frau, wenn sie tief in Säckel und Schnitztrog greift, ergötzt sich wohl in Gedanken, wie die armen Leute lugen werden, wenn ihre Gabe kömmt, wie sie mit thränenden Augen den Wagen umstehen, Gott und der Geberin mit gerührtem Herzen danken, und jede herausgehobene Gabe auf's neue preisen und loben werden.

Hie und da mag ihr Traum in Erfüllung gehen, aber wenn sie andere Male sehen könnte, wie die Leute sich zanken um den Wagen herum, wie sie nur darin eins sind, die Gaben auszuführen, wie man sie fast nicht abnehmen mag, und doch keins dem andern seinen Theil gönnt, und wie leichtsinnig man damit umgeht, es würde der guten Frau ein ander mal sicher eine schwere Ueberwindung kosten, eben so tief in Säckel und Schnitztrog zu greifen.

Für den eigentlichen Menschenfreund ist es wahrhaftig ein erschütternder Anblick, zu sehen, was die Herzen von

Unglücklichen gebähren, nicht sowohl in der Stunde des Unglücks, als wenn die Hülfe kömmt von guten Leuten. Es ist da, als ob der Bodensatz jedes Herzens aufgerührt würde und Zeugniß ablegen müßte auch über das innere Elend. Ich will nicht näher das traurige Thun bezeichnen, nicht mit einzelnen Zügen es belegen, nicht sagen, daß es gerade jetzt in Eggiwyl oder Röthenbach so zugeht, aber bei dieser Gelegenheit möchte ich den Beschädigten aller Art und aller Orten dringend zu Gemüthe führen: daß sie ja doch ihre Herzen bewahren möchten vor Neid, Ungenügsamkeit, Mißtrauen, Selbstsucht, Unredlichkeit. Denn wo diese zu Tage treten, verurtheilen sie nicht nur die Herzen und bringen den Unsegen über die Gaben, sondern sie tödten bei Vielen das Mitleid, oder es bildet sich wenigstens das Urtheil, daß die Begabten keine Gabe verdient hätten. Ich kenne einen verunglückten Ort, wo das wüste Betragen der Leute an den Steuern mehrere tausend Franken schadete, und die meisten Geber reuig waren, daß sie die milde Hand aufgethan.

Unglückliche hätten doch so dringende Ursachen ihre Herzen zu bewahren, denn der Herr, der ein Unglück gesendet, kann ein zweites zum ersten fügen, kann seine Blitze schleudern alle Tage, kann seine Wasserkammern öffnen zu jeder Stunde, und wie würde ihnen dann sein, wenn ihr Streit und widerwärtig Hadergeschrei der Geber Herzen verschlossen hätte, milde Hände sich ihnen nicht öffnen wollten?

Von ganzem Herzen sollte Jeder dem Herrn danken, fröhlich sein über seine Gabe, und sich freuen über die Gabe seines Nächsten. Was der eine erhalten, was der Andere, beides kömmt aus des Herrn Hand; er hat es geordnet, wie viel, nicht mehr, nicht weniger, Jeder erhalten solle. Darum sollte Niemand mit Neid sich versündigen gegen den Herrn. Und wenn bei weitem die Steuer den Verlust nicht deckt, den Erwartungen nicht entspricht, warum das Murren und Klagen? Wer ist schuld an zu hoch gespannten Erwartungen? Betrachte man doch nicht das Verlorne, sondern das Empfangene, das Niemand schuldig war zu geben, bedenke, wie einem

wäre, wenn man gar nichts erhalten hätte, worüber man Niemand mit Recht Vorwürfe machen könnte, dann erst kann man dankbar werden, kann sich freuen über seinen Gott, der einen nicht vergessen, freuen über die Geber alle zu Stadt und Land, die nun Gott und der Liebe willen so viel gegeben, freuen, daß der Nachbar nicht vergessen worden in seiner Noth.

Dann wäre Segen in jeder Gabe, und in jedem Herzen duftete das köstliche Blümelein als köstlicher Weihrauch dem Herrn, das Blümelein der Liebe, und aus ihm wüchse die goldene Frucht der Treue, der Treue in guten und bösen Tagen durchs ganze Leben bis in den Tod. Dann würde erfüllt an den Bedrängten die Verheißung, daß Allen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, geben und nehmen, unglücklich sein und Unglücklichen helfen.

Alles thut der Herr, damit jede Schickung also an den Seelen gedeihe, zu ihrer Läuterung diene, und der Mensch hat Ohren und höret nicht, Augen und siehet nicht und sein Verstand will nicht fassen des Herrn lebendige Predigt.

Traurig, grausig sah im letzten Herbst das Thal aus, alle Tage schien es düsterer zu werden, so wie die Tage trüber wurden; eine Wüste schien es Vielen, zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt, und sie hoben die Hände jammernd auf und frugen Gott: wo sie nun Speise pflanzen, Nahrung suchen sollten, da der Boden, der Speise ihren Vätern gegeben, verwüstet sei?

Schweigend antwortete der Herr auf diesen Jammer. Er deckte mit Schnee die Erde, das ganze Thal der Verwüstung zu, damit auch es schweige und sein Anblick nicht fort und fort jammernd rede zu den Thalbewohnern, und sie sich sammeln möchten, um mit besonnenem Muth neu belebt ihre Kräfte walten zu lassen, wenn zur Arbeit die Sonne rufe.

Aber wie unter dem Schnee hervor im Winter die Thiere des Waldes ihre Nahrung scharren, so gibt es Menschen, die auch unter dem Schnee hervor Nahrung kratzen für ihr mißvergnügtes Herz, das keine andere Arbeit kennt, keine andere Lust als Klage auf Klage auf

ausströmen zu lassen gegen Gott und Menschen. Ein feuerspeiender Berg ruht doch noch zu Zeiten, seine Feuerströme verglühen, selbst das Grollen in seinem Schooße schweigt; ein stolzes Herz aber schweiget nimmer, seine Ausbrüche strömen fort und fort; selbst wenn die Emme austrocknet in den heißen Sommern, vertrocknen diese nicht; selbst wenn Fluß und See zusammenfrieren in hartem Winterfrost, bleibt flüssig der Klagestrom mißvergnügter Herzen. Was doch wohl für Materie sein mag in einem solchen Herzen?

Doch hat sicher auch manches Herz den Winter durch sein Gleichgewicht wieder gefunden; hat Muth gefunden und Zutrauen zu Arbeiten, hat den Glauben neu gefaßt, daß Gott nur den verlasse, der sich selbst verläßt.

Lange schwieg der Herr, lange ließ er bedeckt die Erde, lange Zeit, Muth und Glauben zu fassen, gab er den Menschen.

Endlich zog er die Decke weg, hauchte neue Kräfte der Sonne ein und redet nun laut und immer lauter von Tag zu Tag. Es knospen die Bäume, lustiges Grün drängt sich allenthalben aus Schlamm und Sand hervor; und wo eine fleißige Hand dem Schlamm oder Sand Samen anvertraute, da steigt zu Tage eine üppige Saat.

Wohl sind noch wüste Stellen im Boden, sind tiefe Furchen an den Bergen, die einen werden nie, die andern länge nicht vergehen, aber bald wird der größte Theil des Thales neu geboren sein, wunderbarlich, wird aller Welt verkünden, wie groß des Herrn Werke seien und wie herrlich über der Erde seine Güte, wie seine Allmacht Nacht in Tag verwandle und wüste Zerstörung in helle Pracht.

Ein Thor möchte sagen, die gepriesene Weisheit und Güte komme ihm vor wie muthwilliges Kinderspiel, das auch zerstöre um wieder von vornen beginnen zu können. Der arme Thor weiß zweierlei nicht: daß in der Zerstörung immer der Keim einer herrlicheren Schöpfung liegt, daß Alles was Gott schaffet sichtbarlich ein Spiegel des Unsichtbaren ist, ein Spiegel dessen, was vorgeht in des Menschen Seele, dessen, was vorgehen sollte in derselben. Der gute Gott findet es nöthig selbst zu predigen und durch seine eigene Predigt selig zu machen, die daran

glauben. Er redet leise meist im Säuseln des Windes, aber er redet auch gewaltig, harte Ohren aufzusprengen. Und wenn er laut redet über Berg und Thal, dann zittert Berg und Thal und das blasse Menschenkind schweigt in tiefem Schauer, es weiß, wer redet. Und wenn des Herrn Predigt Berge gespalten, Thäler verschüttet, Menschen-Glück und Arbeit zerstört hat durch feurige Blitze, durch der Wasser Gewalt, so hat der Herr dem Menschen gezeigt seine Majestät und die Haltlosigkeit dessen, was am festesten scheint auf der Erde, und mit den empörten Wassern macht er ihm verständlich empörte Leidenschaften und daß sie es seien, die Häuser brechen, Leben tödten, Länder verzehren.

Und wenn der Herr jetzt redet im Frühlingswehen im grünen Grase, das dem Schlamm entsprießt, in den Blüthen der Bäume auf dem Schuttfelde, so ruft er auf zu frohem Muth, zu heiterer Hoffnung, die in tiefster Nacht nie an dem kommenden Tag verzagt, so will er weisen auf versandete, verschlammte, versteinerte Herzen, will sagen: daß es auch da grünen und blühen sollte und könnte; daß wie graus, wie hoffnungslos ein Herz aussehen möge beim ersten Anblick, bei dem Herrn alle Dinge möglich seien; wie mit des Herrn Hülfe der Mensch das trostlos scheinende Thal wieder blühend machen werde und reich, so könne und solle jeder Mensch, so unfruchtbar und versteinert er auch scheinen möge, neu geboren werden zum Grünen und Blühen, zum Fruchtbringen in Liebe und Treue.

Es klingt im Frühlingswehen die Verheißung: Wie lieblich das Thal sich gestalte im warmen Hauche des Herrn, wie schauerlich es gewesen nach der Wasser wildem Wüthen, so schauerlich sei anzusehen das von Leidenschaften zerrissene, so unfruchtbar das mit sündigen Gelüsten überschlammte Herz, so lieblich werde es aber allgemach auch in diesem zerrissenen und überschlammten Herzen, wenn des Herrn Lüfte wehen, seine Sonne leuchtet in diese Herzen, und in diese Herzen die alles vermögende gebährende Kraft hervorrufe, die Liebe. Da rege sich dann das Gute und Schöne, baue und treibe auf dem verödeten Boden himmlische Pflanzen und Blumen, deren Duft nicht

vergeht, deren Grün nicht verwelkt, die keine Wasserfluth wegspühlt. Pflanzen und Blumen treiben im öden Herzen an des Herrn Sonne, Freud und Friede gebend im Leben; die dann aus dem Leben in den Himmel wachsen, und dort Kronen werden Allen, die hier treulich bauen und säen, aber nicht nur Weizen und Korn auf ihres Ackers Boden, sondern auch des Herrn mündlich und schriftlich Wort auf ihres Herzens Grund.

So, ihr Emmenthaler, predigt euch der Herr mit selbsteigenem Munde. Thut nun eure Ohren auf und hört des Herrn Predigt, erkennet sein gütig Leiten, die Wunder seiner Allmacht im Thale; verstehet ihn aber auch, den Herrn, der durch das Sichtbare erwecken, beleben, beseligen will eure unsichtbaren Seelen. Bauet und säet munter, unverdrossen in den Schoos des neubelebten Bodens, freuet euch, wie die Saat herrlich gedeiht in des Allmächtigen Segen; aber dieses Sichtbare sei euch nur der Spiegel, in dem ihr erblickt das Unsichtbare: Wie an den Herzen Arbeit noth thue, wie auch da bei dem Muthigen, Unverdrossenen der Segen des Herrn sei, und auf dem wüstesten Herzensboden herrlich gedeihen könne, was mit des Herrn Hülfe gesäet wird. So werden dann euer Thal und eure Herzen wetteifernd grünen und blühen zur Ehre des Herrn, herrlicher von Jahr zu Jahr, und jede wüst gebliebene Stelle im Thale und in den Herzen ist nur ein neuer Sporn zu neuer Arbeit, ein neuer Trieb, die Hülfe des Herrn zu suchen, und mit dieser Hülfe zu bauen und zu säen auf irdischen und geistigen Boden. Ein glückliches Leben geht dann über dem Thale auf, das kein Donner erschüttert, keine Lawine begräbt, keine Emme zerstört; jedes Herz wird zum blühenden Baum, und zwischen den Herzen klemmt nichts mehr trennend sich ein, sondern eins sind alle im Wetteifer, zu säen und zu bauen dem Herrn zu Lob und Ehre; und von oben nieder senkt dann die unsichtbare Himmelsleiter in's Thal sich nieder, auf der alle Tage alle Herzen in den Himmel steigen, bis sie der Vater reif erfindet für den Himmel, und sie behält in seinem Schoose. So wird zum Heil, was man mit blutigen Thränen em-

pfangen, wird zum Born der wahren Kraft, aus dem zuerst Noth und Verzweiflung sprudeln wollte.

Nun gilt aber des Herrn Predigt nicht den Thalbewohnern allein, sein Wesen säuselt um alle versandeten, verschlammten Herzen. Wie der Donner seiner Stimme in den Tagen des Augusts Tausende aufrief, und Tausende versammelte im unglücklichen Thale, über sie ergoß das Gefühl ihrer Ohnmacht und seiner Allmacht, daß sie ihre Herzen beugten in aussprechlicher Ehrfurcht, und zitternd baten, daß er sie nicht zertreten möchte; so ladet er nun wieder Jeden ein mit lauen Lüften, warmen Sonnenstrahlen, zu kommen und zu schauen, wie Lebengebend Er sei, wie Er aus dem Graus der Verwüstung hervorrufe neues Grün, neue Blumen, Früchte verheißend, und immer reichere und schönere, je weniger der Mensch Muth und Vertrauen verloren, damit Jeglichem der Glaube aufgehe, daß auch auf seines Herzens Boden es grünen und blühen könne, wenn er ihn ausbreite der Sonne des Herrn, und mit Glauben und Vertrauen zu pflanzen versuche auf demselben. So kommt dann und höret auch des Herrn Frühlingsrede, und empfanget mit ihr in öden Boden den Samen, der zu Seligkeit reifet. Und könnt ihr nicht kommen, so schauet eure Matten, eure Bäume, wie reich und wunderschön des Herrn Frühlingswehen sie gemacht, und lasset dann das gleiche Wehen auch an eure Herzen dringen, daß auch da ein neues Leben auferblühe, ein unvergängliches, wunderlieblich, wunderkräftig Leben. Schauet jeden Tag, jetzt und wenn die Sonne höher steigt, und wenn sie wieder tiefer sinket rings um euch, erkennet, was der Herr thut, höret, was er predigt, dem Leibe zum Heil, der Seele zur Seligkeit. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Ausdehnung verkündet seiner Hände Werk, und je ein Tag nach dem andern quillet heraus mit seiner Rede, und je eine Nacht nach der andern zeiget Weisheit an. Sie haben zwar keine Rede und keine Worte, doch wird ohne diese ihre Stimme gehört. Ihre Schrift gehet aus in alle Lande, und ihre Rede an das Ende des Erdkreises. Würden so unsere Augen den Herrn schauen, so würden auch unsere Grundsätze des Herrn voll, dann würde

jeder Ort, den unser Fuß betrittet, zur Kirche, jeder Tag zum heiligen Fest, das ganze Land zum großen Gotteshaus, gläubiger Beter voll horchend auf die Stimme des Herren. Dann würde aber auch eines jeden Leben ein Loblied auf den Allerhöchsten, jedes Herz ein Dankaltar, und jeder Mund würde beten aus Herzensgrund: Herr, wie du willst, und was du gibst, ist unserer Seelen Seligkeit. Und die Engel des Herrn, die Freude, die nie verglüht, der Friede, der über allen Verstand geht, die Freiheit, die keine irdische Gewalt erzwingt, der Glaube, der Berge versetzt, die Liebe, die alles überwindet, würden Wohnung machen in unserm Ländchen in allen Hütten, und Ländchen und Hütten würde erfüllen des Herrn Segen und unaussprechliche Wonne.

Darum lasset die Predigt des Herrn euch zu Herzen gehen: Ich habe sie zu deuten versucht auf meine Weise in der Liebe, und ohne Furcht; ich wollte zeigen, daß des Herrn Thun zu verstehen sei dem verständigen Gemüth. Möglich, daß ein Anderer des Herrn Predigt besser verstanden, dann rede er; und seine Rede wird ein neues Zeugniß sein, wie reich des Herrn lebendig Wort zu jeder Stunde über die Menschenkinder sich ergießt, wie Noth es thäte dem, der Ohren hat, zu hören auf dieses nie verstummende Wort.

Bitzius, Albert

Die

Armennoth

von

Jeremias Gotthelf.

Zürich und Frauenfeld,
Druck und Verlag von Ch. Beyel.
1840.

Erstes Kapitel.

Die Noth.

In eines jeden Weibes Herzen wohnt ein Kummer. Vor etwas Drohendem aus der verhüllten Zukunft her beben die armen Weiber, reiche und arme; und manche Freude vertreibt dieser Kummer und oft den lieben Schlaf von den müden Augen. Dieser Kummer ist nicht der Eine und Gleiche in allen weiblichen Herzen, er wechselt mit den Jahren, er wechselt in den Ständen, er wechselt mit den erhaltenen Gaben: einen andern Kummer hat das Herz, das in unschönem Körper wohnt, und einen andern das, welches Schönheit umstrahlt. Auf gleiche Weise hat jedes Volk seinen Kummer; es sieht ein Schwert über seinem Haupte hangen, an dünnem Faden scheint die scharfe Klinge zu schweben, jeder Windeshauch sie herabzustürzen. Ein solches Schwert sah jedes Volk zu jeder Zeit; durchgeht jetzt die Völker alle, ihr werdet jedem Volk bezeichnen können den Kummer, der sein Herz ihm schwillt. So hat aber auch jede Zeit ihren Kummer, den sie Völkern, die in Verbindung leben in gemeinsamen Zuständen, auf die Herzen legt.

Es war eine Zeit, wo der Kummer vor dem Türk und vor der Pestilenz wechselte bei allen christlichen Völkern, wo man in allen christlichen Kirchen Gott um Hülfe bat gegen den Türk und gegen die Pest. Der Kummer vor dem Türk ist verschwunden. Der Türk sitzt in stumpfer Ergebung vor seinem Kaffeehaus, aus seinen ernsten Zügen aber spricht Kummer vor dem

Christ, der übermächtig ihn umdrängt, überwacht, wie ein Herr den Knecht. An die Stelle der Pestilenz ist die Cholera getreten, welche durch die Welttheile zieht wie ein grausenhaftes todbringendes Geheimniß; an die Stelle des Türken möchten die Politiker den Russen setzen, sie irren sich. Ein unnatürlich geschwollener Leib birgt gewöhnlich eine böse innerliche Krankheit, erzeugt geschwollene Beine, und dann geht die ganze Maschine kaput. Nein, unser heutige Türk, gegen den man in allen Kirchen Gott um Hülfe bitten sollte, der sitzt bereits mitten unter uns. Nicht in dieser oder jener Stadt ist er, nicht an dieser oder jener Gränze steht er: alle Städte füllet er, über alle Gränzen ist er gezogen, über alle Länder hat er sich verbreitet. Und dieser neue Türk ist die Armuth, welche über einen großen Theil der Menschheit sich gelagert hat und langsam und schauerlich ihre abgezehrten Arme weit und immer weiter ausbreitet, um auch den Rest derselben an ihre vertrocknete Brust zu drücken.

Und müssen wir denn alle liegen an dieser kalten, harten Brust, müssen unsere Kinder oder Kindeskinder an ihr geboren werden, sterben an ihr; ist sie die fürchterliche Geisel Gottes, die über den Menschen geschwungen wird, als ihr Jagen nach irdischem Gut am höchsten stieg, ist sie es, die vorangeht dem Ende der Welt, als die Lust der Welt alle Herzen überwachsen hatte?

Nicht jeder Kummer geht in Erfüllung, nicht jede drohende Gefahr bricht herein: Feinde hat des Menschen Schwert über die Gränzen gejagt, Feinde hat Gottes Hand gebannt, versenkt. Der Türk brach am Glaubensmuth der Christen seine Macht, zertrümmerte an den Mauern Wiens seine Kräfte; gegen die Cholera schwang der Mensch allerlei Tücher, Bündel mit Kamillen und anderm Thee, und Gott lenkte ihre Schritte, brach ihre Wuth, schonte der Menschen. So ziemt es dem Menschen, mit Gottesvertrauen sich gegen Kummer und Gefahren zu wappnen und mit allen ihm von Gott gegebenen Mitteln gegen den Feind zu Felde zu ziehen: das Ende des Kampfes bestimmt Gott, der Sieg wird, wem Gott ihn giebt. Wer fragen sollte: ob wohl dieser neue Feind siegen, der Kummer über ihn in Erfüllung gehen werde? dem gehört die Antwort, daß, das Ende zu wissen,

dem Menschen nicht gegeben sei, wohl aber, mit allen Kräften sich mit dem Feinde zu messen, die Gefahr ins Auge zu fassen und ihr muthig zu stehen, denn einzig der Muthige darf hoffen auf den Sieg, ihm allein segnet Gott den Kampf, wenn er kämpft um die gute Sache.

So geziemt es auch uns, dem Feinde zu stehen, ihn zu messen und dann nach Waffen zu suchen und sie muthig zu versuchen, Gott getrost den Erfolg unserer Anstrengungen überlassend, nie vergessend, daß der Hülfe Gottes die Anstrengung der eigenen Kräfte vorangehen muß.

Ich werde wohl nicht nöthig haben, lange zu beweisen, daß die Armuth gefährlich geworden sei, daß die Verhältnisse der sogenannten Proletarier zu den Besitzenden, oder der Nichtshabenden zu den Habenden so gespannt seien, daß sie einen Bruch drohen, der ganz Europa mit Blut und Brand bedecken würde, daß die Armuth das feindselige Wesen sei, welches dem alten Europa am drohendsten gegenüberstehe, zwar theilweise auch dem noch ältern Asien, dem jungen Amerika.

Ihr hört Stimmen aus allen Ländern jammern über diesen Gegenstand. Hört nach England hin, dort vernehmt ihr nicht bloß Klagen der Reichen, Bitten der Armen, ihr vernehmt bereits den Nothschrei der Reichen, das Kriegsgeschrei der Armen. Die Armen verzehren bereits die Habe der Mittelklasse, und doch darf man das Geforderte nicht weigern, will man das Leben nicht auf das Spiel setzen. Und wie viel man auch giebt, so liegen doch noch Tausende im schauderhaftesten Elend, das laut zum Himmel schreien würde, wenn auch die Elenden selbst stumm wären. Horcht nach Frankreich hin, wie es dort wimmelt von Armen, wie sie in ungeheurer Zahl vornehmlich in den großen Städten liegen, hauptsächlich in Paris, der großen Kloake Frankreichs, wohin der Unrath des Landes abfließt: wie sie dort schreien und zur Hand sind bei jedem schlechten Streiche. Frägt dort nach, was die Begütigung der Armen kostet, wie viel Millionen die Stadt Paris allein für sie erschwingt? Ihr werdet daraus schließen können auf die Macht der Armen und die vor ihnen gehegte Furcht.

Gehe man durch ganz Deutschland, man wird allenthalben die gleichen Klagen vernehmen über die Armenlast, man wird besonders in Städten jammern hören, wie die daherigen Abgaben nicht zu erschwingen seien. Und wenn man nicht mehr direkte Abgaben ziehen darf, so organisirt man indirekte: man giebt Bälle mit und ohne Masken, Konzerte, Deklamatorien, und wie wild tanzen, singen, schreien die Menschen, damit die Armen Brot erhalten. Man braucht aber nicht einmal so weit zu gehen, sondern man sehe nur um sich hier in unserm Ländchen, stelle zusammen, was man wahrnimmt und hört, so wird man Angst kriegen in seine Seele, wie gleichgültig diese sonst auch sein mag. Es hat immer Arme gegeben, d. h. solche, welche in ihnen selbst die Mittel zum Fortkommen in der Welt nicht hatten, die auf die Hülfe ihrer Mitmenschen angewiesen waren. Die Blinden und die Lahmen hatten zu allen Zeiten Ansprüche an fremde Hülfe, bereits im alten Testamente sind Armengesetze. Es werden immer Arme im Lande sein, sagt Moses, darum gebiete ich dir, deine Hand gegen deinen Bruder und gegen den Armen und Dürftigen in deinem Lande aufzuthun. Er sichert ihnen ihren Theil an der Erndte zu, besondere Vortheile hatten sie vom Brach- oder sogenannten Sabbath-Jahr, einen eigenen Antheil an den Opfermahlzeiten ꝛc.

Es waren immer Arme, das Verhältniß zu ihnen hat im Christenthum seine eigenen Bestimmungen, es findet aber auch seit Langem schon in vielen Gesetzgebungen seine Berücksichtigung. Aber nie noch waren die Armen so zahlreich im Verhältniß zu den Besitzenden wie jetzt, nie war in christlichen Staaten durch viele Länder durch ihre Haltung gegen die Besitzenden so drohend, ihre Stimmung so feindselig, und nie noch erzeugte sich die Armuth so fast aus sich selbst, war so erblich, so ansteckend, so aussatz-, krebsartig wie jetzt.

Es gab immer Zeiten, wo das Elend in diesem oder jenem Lande groß war. Nach dem Schwabenkriege wurden Heerden Kinder auf die Felder getrieben und dort eigentlich geweidet. Nach dem dreißigjährigen Kriege war das Elend an einigen Orten Deutschlands unbeschreiblich. In den siebenziger Jahren

war ebenfalls die Noth groß, und im Jahr sechszehn aßen gar viele Leute kein Brod mehr, und viele starben im Frühjahr des siebzehner Jahres an jungem Klee, welcher gesotten ihre einzige Nahrung war. Von Zeit zu Zeit reißt Mangel und Bedrängniß ein in Fabrikländern: vor zwei Jahren las man gräuliche Erzählungen über die Noth der Seidenarbeiter in Lyon. Solches Elend aber war ein vorübergehendes, erzeugt durch besondere Ereignisse, Krieg, Mißwachs, Stockung des Handels. Waren diese Ereignisse vorbei, so schwand die Bedrängniß, die Leute erholten sich, bald sah man keine Spuren des traurigen Zustandes mehr, er lebte nur noch in der Erinnerung.

Jetzt aber ist kein solch Ereigniß vorhanden, kein äußeres Unglück hat das Mark des Volkes aufgezehrt. Fruchtbare Jahre sind in langer Reihe hinter einander über der Erde aufgegangen, ein jedes mit einem besondern Segen; in Frieden ruhten die meisten Länder Europas seit fünf und zwanzig Jahren, eine Friedenszeit, die selten ist auf der blutgetränkten Erde. Das in Spanien, Portugal, Griechenland und Türkei vergossene Blut rauchte nicht hinüber bis zu uns. Die Meere sind offen, die Straßen führen in alle Winkel der Erde hinein, in rasendem Umschwunge bewegt sich der Verkehr, und nur die Uebertreibungen desselben, gränzenlose Schwindelei bringen vorübergehende Stockungen in denselben. Man könnte sagen, die zunehmende Noth sei die Nachwehe des Krieges, die erst jetzt sichtbar werde, Folge der während desselben aufgehäuften Schuldenlast, die durch den Hof- und Militärluxus nicht gehörig verringert worden seie. Wir haben keinen Krieg gehabt, haben keine Schulden, keinen Hof, und die Tändeleien mit dem Militär kommen nicht in Betracht, und doch nimmt die Armuth zu, mehr und mehr. Man hat im Kanton Bern die in den fürchterlichen Hungerjahren 1816 und 1817 bezogenen Tellen als Maximum aufgestellt, und dieses Tellmaximum betrug einen Drittheil oder die Hälfte mehr, ja war an einigen Orten das Doppelte der früher bezogenen Steuern. Nun frage man nach, wie nahe an vielen Orten jetzt die ordentlichen Steuern jenem Maximum kommen, an wie vielen Orten sie bereits überschritten werden mußten! Und doch ist das gegen-

wärtig bestellte Vermögen durch neuere Bestimmungen der Gesetze viel größer geworden, als es früher war.

Es liegt also außer allem Zweifel, daß die Armuth zunimmt, die fremde Hülfe Ansprechenden immer zahlreicher werden, und zwar, und das ist das Schreckenerregende, nicht durch äußere, besondere Ereignisse wird diese Zunahme erzeugt; der Strom läuft nicht wieder ab, wenn die Gewitter vorüber sind; seine Wasser schwellen mächtiger und mächtiger auf bei klarem Himmel, trockener Luft. Es ist also die Armuth eine andere geworden, als sie ehedem war, wo sie in jedem Volke lebte, einem Altare gleich, auf dem das Volk opferte, seinen milden Sinn zu bezeugen; wo sie ab- und zunahm, je nachdem der Herr seine milde Hand öffnete: sie hat eigenes Leben erhalten, diese Armuth, sie ist eine Wucherpflanze geworden, die sich ausbreitet wie im Klee der Grind, sie nimmt nicht mehr ab, sie nimmt nur zu, sie ist erblich, ansteckend geworden, eine krebsartige Wunde im Völkerleben, ein eigentliches Pestübel unserer Zeit. Schon dieses giebt ihr ein Feindseliges, unaussprechlich Drohendes für alle die, an denen noch irgend etwas zu verzehren ist. Man stelle sich nur vor das millionenköpfige Ungeheuer, ewig leer und ewig hungrig, wie es sich langsam ausreckt, weiter und immer weiter; wie unter seinem ungeheuren Leibe Alles verwest; wie die länderweit klaffenden Rachen langsam sich weiter und weiter vorstrecken und alles verschlingen, was sie erreichen; wie sie näher und näher rücken dem eigenen Leben; wie alle ihm hineingeworfenen Opfer sie nicht sättigen, nicht stillen; wie das Ungeheuer näher und näher schleicht, zu Tausenden neue Köpfe hervortreibend aus dem magern ungeheuern Leibe, Stunde für Stnnde.

Da erfaßt einen Angst, tief und groß, wenn man dieses schleichenden Ungeheuers Köpfe ringsum wachsen und klaffen sieht, wenn man denkt: ob wohl einst die eigenen Kinder als neue Köpfe an dieses grausigen magern Ungeheuers Leib klaffen und schnappen werden? Und diese Angst hat bereits Viele ergriffen. Seht, wie sie ängstlich das offene Land verlassen und zagend in die Städte fliehen, die, welche vor dem Rachen dieses Ungeheuers Güter und Kinder zu sichern haben. Wie man die Städte baute,

als die Hunnen einbrachen, wie man die Städte suchte, wenn der Schreck vor dem Türken durch die Länder drang, so sucht man jetzt in Städten hinter ihren Gütern das Heil vor der Armuth, die stätig Tag um Tag auf uns eindringt und nun jeden Tag schneller und immer schneller bis zum Untergang, wenn keine Glaubenskraft die Spitze bietet, wenn an keinen Mauern sie ihre Stirne zerschellt. Aber diese Mauern müssen andere sein, als die Mauern Wiens, an denen der Türk seine Macht brach. Denn seht, wie hinter den Reichen her die Armuth in die Städte dringt, wie dort innerhalb den Mauern das Ungeheuer die meisten Köpfe klaffen läßt, und wie am gierigsten und hungrigsten der magere Leib dort sich windet mitten zwischen der Ueppigkeit der Reichen. Gerade dort, wohin die Reichen sich geflüchtet haben, wird das Ungeheuer den üppigsten Fraß halten und den frühsten, wenn nicht die Glaubenskraft, die dem heiligen Georg die Lanze durch den Drachen trieb, auch diesem Ungeheuer die immer wachsenden, weiter klaffenden Köpfe vom Leibe haut.

Was aber der Armuth dieser Zeit Drohendes eigen ist, liegt nicht nur in ihrem stätigen Anschwellen, sondern auch in der eigenen drohenden Haltung, welche sie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat. Das sind im Allgemeinen nicht mehr die Armen, die wie Lazarus schweigend an den Thüren lagen und mit dem Lecken der Wunde sich zufrieden gaben; die demüthig baten um ein Stücklein Brot; die vorlieb nahmen mit den Brosamen von den Tischen und den Reichen zu Diensten stunden auf jeden Wink gegen ein gnädig Kopfnicken; welche ihre Wohlthäter in ihre Gebete schloßen und ihre Fürbitter wurden bei Gott: es sind nun ganz andere Arme da, in ihrer Gesammtmasse betrachtet; einzelne demüthige, dankbare Arme giebt es noch immer. In ihren Herzen kochet Haß gegen die Reichen, aus ihren Augen spricht die Begierde, mit ihnen zu theilen; der Mund spricht ohne Scheu es aus, daß man Abrechnung halten wolle, und was sie erhalten, empfangen sie mit einem Gesicht, auf dem deutlich die Meinung geschrieben steht, daß sie nicht ein Allmosen empfangen, sondern nur etwas auf die allgemeine Rechnung. Ich will nicht nach England weisen, daß man da zuhöre, welche Sprache die

Armen führen, nicht auf Frankreich und das St. Simonistische Treiben daselbst, das freilich dem Namen nach verschollen ist, aber mehr oder weniger in allen Sekten wieder auftaucht. Man höre nur die Sprache, welche sie unter uns führen, welche Begehren sie ausdrücken, so wird man das positiv oder aktiv Feindselige in den heutigen Armen nicht mehr verkennen. Ich will nicht einmal von dem Rechtsamelosenverein reden, der eigentlich nichts Anderes als ein Verein der Nichthabenden gegen die Habenden ist, wenn er auch den Schein hat, als ob er nur alte entrissene Rechte wieder suche, die allerdings hie und da mögen verloren gegangen sein. Aber man höre nur, wie man sich im gewöhnlichen Leben gebehrdet und ausdrückt, und wie man Allmosen fordert. Der liebe Gott habe die Welt den Menschen bezahlt übergeben, er könnte nun nicht begreifen, warum man darauf schuldig sein könnte, sagte einer, dessen Schulden mehr werth waren als sein Eigenthum. Das ist eine Formel, mit welcher die Gesinnung von Tausenden bezeichnet wird. Das ganz unbefangene Holzfreveln und die Rede: daß man Holz genug hätte, so lange die Bauern welches besäßen, bezeichnet sattsam die Lust zum Theilen und die Meinung, dazu nicht ohne Recht zu sein. Mit welcher Frechheit stellen die Hülfsbedürftigen sich vor die Gemeinden, fordern dieß und das und drohen, ihnen ihre ganze Haushaltung auf den Hals zu werfen, wenn sie nicht gutwillig ihre Forderung gewähren! Mit welcher Ungebührniß schimpfen sie über die Gemeinden, wenn diese nicht in alle ihre Gelüste willigen; halten ihnen vor, sie hätten nichts geerbt und so und so viel Kinder, d. h. manchmal nur drei und vier, und doch die Gemeinde noch nicht geplagt und hätten somit das Recht, Hülfe zu verlangen! Sprechen sie damit nicht offenbar das Recht an, daß alle, welche nichts geerbt, aber geheirathet und Kinder erzeugt hätten, nach ihrem Belieben das Recht besäßen, von allen, die etwas geerbt hätten, zu fordern, daß diese sie und ihre Kinder erhalten sollten aus ihrem Ererbten, sobald es ihnen nicht mehr gefalle, aus ihrem eigenen Verdienst sich und ihre Kinder zu erhalten?

Wo Güter sind, da läßt sich diese Frechheit aus dem Miß-

trauen in die Verwaltung dieser Güter und aus dem unglücklichen Wahne herleiten, daß dieselben bestimmt seien, allen, die nichts geerbt, das Leben zu erleichtern. Aber diese Frechheit ist die gleiche da, wo alle Kreuzer zusammengetellt werden müssen, und alle Schritte vernimmt man die Drohung: der Gemeinde die Kinder darzuwerfen, als ob es von jungen Hunden die Rede wäre. Doch kommt nichts der Frechheit gleich, mit welcher schwangere Dirnen vor die Gemeinden treten und Ehesteuern begehren. Da ist von Scham auch nicht der geringste Schein, ja sie stellen sich noch schwanger, wenn sie es auch nicht sind, und geben mit Kuder sich das Ansehen, als ob sie es wären; da treten sie auf und drohen auf die unverschämteste Weise. Es thue es der Gemeinde wohl, ihnen etwas zu geben, sie hätte andern auch gegeben; man werde am Ende doch geben müssen, wenn sie ein Kind um das andere daherbrächte, und sie wüßte nicht, warum sie der Gemeinde schonen sollte: aber es werde doch noch Recht und Billigkeit zu finden sein. Sie meinen also, Recht und Billigkeit geben ihnen förmliche Ansprüche auf diese Ehesteuern, die nichts Anderes sind, als recht eigentlicher Hurenlohn. Ja, eine Dirne ging so weit, daß sie eine Gemeinde, die ihr nicht geben wollte, was sie begehrte, einem Rechtsagenten zur Betreibung übergab, und dieser übernahm das Geschäft. In dieser Gesinnung der Armen liegt das fürchterlich Drohende der Armuth, und ich meine, der Titel „Armennoth" sei gerechtfertigt, und klar liege am Tage, daß diese Armuth nicht ohne Ursache der Gegenstand des Kummers des Volkes sei. Dieser Volkskummer beschäftigt die Denker, ganze Bände voll Gedanken darüber haben sie uns bereits aufgespeichert; dieser Kummer beschäftigt die Gesetzgeber, kurze und lange Gesetze darüber haben sie bereits wenigstens projektirt; er beschäftigt sogar Professoren, und Kollegien werden darüber gelesen: so wird er von allen Seiten an den Laien gebracht, dessen eigene Wahrnehmungen es ihm auch bestätigen, daß Noth an Mann gekommen sei. Darin liegt meine Rechtfertigung, daß auch ich das Wort ergreife über diesen Gegenstand, ich, der ich weder ein Denker, noch ein Gesetzgeber, noch ein Professor, sondern auf diesem Felde nur ein Laie bin, und zwar ein Laie im eigentlichen Sinne

des Wortes. Ich habe über diesen Gegenstand keine Kollegien gehört, ich kenne die hier einschlagenden Gesetze der verschiedenen Länder nicht, nicht die Träume der Gesetzgeber über zu erlassende Gesetze, ja, ich habe wirklich auch, zu meiner Schande muß ich es sagen, die Bücher der Denker und ihre Tabellen wenig in meinen Händen gehabt, ich bin ein Laie. Ich habe aber schon lange die Armuth ins Auge genommen und da allerlei wahrgenommen, was vielleicht dem Denker in seinem Studierstübchen, dem Gesetzgeber auf seinen grünen Bänken, dem Professor in seinen Hörsäälen nicht nahe getreten ist. Was ich nun so wahrgenommen, das möchte ich als Laie sagen, und in aller Bescheidenheit des Laien Gedanken dabei.

Und dieses thue ich mit dem Widerstreben dessen, der wohl weiß, daß der Versuch seine Kräfte überragt, das Vermögen dem Willen nicht entspricht, daß aber doch jeder Versuch einem spätern Gelingen den Weg bahnt, und das Wollen, das nach dem Maße der zugewogenen Kraft thätig ist, den Menschen werthet. Ich thue es aber rein als Laie, und wer daher keine Gelehrsamkeit bei mir findet, keine Literatur, keine Berücksichtigung von diesem und jenem; wer klagt: es sei Schade, daß ich dieses nicht gelesen und jenes nicht angeführt, von jenem mich nicht bekehren lassen von meinem Anschauen zu seiner Ansicht, dem kann ich nicht helfen, dem kann ich nichts Anderes sagen als, daß ich eben nur ein Laie bin.

Ich möchte hinzufügen, daß ich hauptsächlich auch für Laien schreibe, indem ich in dieser Noth weder vom Denker noch vom Gesetzgeber die wahre Hülfe erwarte, sondern vom Laien, vom Laien, der den Willen hat, die christliche Liebe thätig werden zu lassen unter seinen armen Brüdern.

Darum versucht der Laie nicht, ein Werk zu schreiben, er schreibt nur ein Büchlein, in dem gar Vieles nicht ist, in das er nur Eins legen möchte: die Kraft, die christlichen Laien zu einer christlichen That zu bewegen.

Zweites Kapitel.

Wo kömmt sie her?

Die Zeit ist kein Sumpf, sie ist ein Strom. Alle Völker nennen sie so, und mit Recht. Denn Stillstand ist nirgends, sondern fortwährender Wandel der Dinge, und darum Verwandlung von Allem.

So spricht Zschokke in seinen Ueberlieferungen: und er hat Recht. Aber denn doch scheint zuweilen die Zeit zum Sumpf zu werden. Der Strom fließt wohl in seinen Tiefen, aber des Menschen Auge gewahrt es nicht. Auf des Stromes Oberfläche hat sich Allerlei aufgestaucht und bedeckt die fließenden Wasser. Schlamm aller Art setzt sich an, zum festen, unwandelbaren Boden scheint der Fluß geworden. Aber die Wasser rauschen fort und fort, fressen an der Oberfläche: ein Wink Gottes, die Ströme rauschen auf, auseinandergerissen ist die Decke, ihre Trümmer rollen auf den Wellen.

Hundert Jahre nach der Reformation schien der Strom zu stocken, man schien die Formeln erfunden zu haben, ihn auf immer fest zu bannen. Da versteinerte man den Glauben, bis man eine Dogmatik hatte, und wie ein groß undurchdringlich Schirmdach hielt man diese über die Menschen. Wenn nur einer unter dieses Schirmdach sich duckte und fest unter ihm sich hielt, so sah Niemand nach ihm, ob er auch den lebendigen Glauben im Herzen trage.

Man machte schöne Hofgesetze, bestimmte die Krazfüße und Scharwänzel, die dem Fürsten zu machen seien, und die Zeichen der Liebe, die man in klingender Münze ihm zu bringen hätte. Darnach that der Fürst, was ihm beliebte, fest überzeugt, unter diesen Gesetzen wachsen Liebe und Achtung seiner Unterthanen von selbst, unter ihnen werden sie in Liebe und Achtung immer verharren. In dieser Zeit machte man auch die Armengesetze. Vagabunden waren lästig geworden, das Eigenthum vor den Herumziehenden nicht sicher, auch fand man billig, daß in einer Republik an einer gemeinsamen Last man gemeinsam trage, kein

Mensch, kein Dörfchen sich ihr entziehen könne. Als die Gesetze gemacht waren, meinte man Alles gemacht und legte die Hände in den Schooß. Es war die Zeit, wo man hätte glauben sollen, es sei den Menschen gelungen, festzuhalten das Flüchtige, zu verewigen das Wandelbare. Aber in den Tiefen rauschten die Ströme Gottes fort und fort, unter der todten Oberfläche wogte Leben, und dieses Leben rang sich hervor und sprudelte auf und riß zusammen, was die Menschen für die Ewigkeit ersonnen hatten, und die Trümmer rollen über einander, und neue Fluthen brechen ein, und zitternd bebt der arme Sterbliche in diesem Weltenaufruhr. Was ihm bleibt, was ihm genommen wird, ob nach diesem Weltensturm ein freundlicher Abend kommt, oder der Weltenuntergang, er weiß es nicht. Aber er sieht es jetzt, wie fürchterlich es sich rächt, wenn der Mensch Alles in Gesetze setzt, aber nichts im Menschen sucht; wenn er Formeln und Formen auf die Throne setzt, sich in ihren Schatten legt und, was inwendig im Menschen sich regt, und das, was er neben den Gesetzen treibt, nicht achtet. Wie fürchterlich brach nicht unter dem versteinerten Glaubensgebäude hervor der Unglaube, wie gewaltig durchschreitet er die Welt, wie frech schwingt er seine Waffen! und wer sagt mir, wo die Gränzen sind seiner Triumphe? Unter den Thronen hervor kroch das blutige Ungeheuer, das man Revolution heißt: da halfen keine Gesetze, weder Hofgesetze noch andere; der verwahrloste Mensch kannte keine mehr, weder göttliche noch menschliche, und badete seine Hände in dem Blut derer, vor denen er wie ein Hund im Staube gelegen. Und wer nennt mir die Gränzen, wo das Revolutioniren verwahrloseter Menschen sich endet? wer nennt mir den Thron, an den sie auf die Rache verwahrloseter Menschen nicht ihre blutigen Wellen treibt oder noch treiben wird? So schwoll unter den Gesetzen die Armuth an, zu der gefährlichen Gewitterwolke, von der man nicht weiß, ob sie den Brand der Städte, der Dörfer Untergang in ihrem schwarzen Schooße birgt; es ward unter ihnen unbemerkt der Arme zu dem Geschöpf, von dem man noch nicht weiß, ob es von Gott uns gegeben sei statt des Wolfes, den wir aus den Bergen getrieben, statt des Drachen, der in unsern Sümpfen wohnte.

Der Unglaube strömt in gewaltigen Wogen, die Revolution hält ihren blutigen Umgang, und wenn die Armuth entfesselt zu beiden sich gesellt, dann haben wir das furchtbare Thier des Abgrundes, das siebenköpfige mit zehn Hörnern, und sein Gefolge, den Tod und das Leid und den Hunger, mit dem Michael und seine Engel vergeblich stritten, das zu überwinden dem Lamme einzig gegeben ward. Ich meine nicht, daß die Gesetze die Armuth unmittelbar erzeugten und ihren gefährlichen Charakter, aber ich meine, weil man den Gesetzen vertraute und mit ihnen für Alles gesorgt zu haben glaubte und die Gesetze dem Buchstaben nach handhabte, so vergaß man, daß der Arme ein Mensch, ein Bruder sei, vergaß über den Gesetzen die Liebe, die einzige Mutter aller Gaben, die Segen bringen, vergaß über dem Leib die Seele; so bildete sich das gefräßige Ungeheuer, das überall unter dem Schilde der Gesetze hervor seinen hungrigen Leib hervorzudrängen beginnt, das seinen Kopf immer gieriger über die Kluft hinausreckt, die allmählig zwischen den Ständen, zwischen den Habenden und Nichthabenden gerissen worden ist.

Daß ein Mensch dem andern helfe in seiner Noth, ist ein Naturgesetz, denn es liegt in unserer Natur, die des Mitleids, der Barmherzigkeit fähig ist: diese Fähigkeit zum Mitleid, der Trieb zur Barmherzigkeit ist aber auch ein Zeugniß unserer höhern Abkunft, unserer Verwandtschaft mit Gott.

Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, nach der Herstellung dieses Ebenbildes soll der Christ streben; er soll versuchen, göttlich zu leben im sterblichen Körper, die Erde zu einem Vorhofe des Himmels zu machen. Er soll versuchen als ein rechtes Kind Gottes, Gott zu vertreten auf Erden nach seiner schwachen Kraft, wie oft die ältern Geschwister den jüngern Vater und Mutter zu sein versuchen. Oder wie Eltern Gott zu vertreten haben, gegenüber ihren unmündigen Kindern, so haben die von Gott mit Gütern Begabten Gott zu vertreten, gegenüber denen, welche Gott für ihre Lebensreise nicht hinlänglich ausgestattet hat. Und gerade in diesem Mangel der Ausstattung Einzelner hat Gott den Menschen am höchsten gewürdiget, hat die Begabtern befähigt, seine Statthalter zu sein auf Erden, seine

Stellvertreter, und in seiner Liebe und Weisheit zu handeln an ihren Brüdern. Dieses ist auch das eigentliche Band, das die Menschen an einander halten soll als eine Familie, das verhüten soll, daß die einzelnen Stände nicht auseinander gehen, wie die Planken eines gescheiterten Schiffes. Wir sollen geben und nehmen lernen, und beides unbeschwert, d. h. in der Liebe, und beides ist gleich schwer.

Der Christ nun, der Sinn hat für seinen Beruf, zu dem er berufen ist, der wird die Unterstützung seiner armen Brüder nicht ansehen als eine Pflicht, sondern als eine Gnade, als eine hohe Ehre, indem Gott ihn Theil nehmen läßt am Spenden seiner Gaben. Nach dieser Gnade, dieser Ehre wird daher jeder Christ streben. Je reichlichere, herrlichere Gaben, leibliche und geistliche, er zu bieten vermag und sie bietet in besonnener Weisheit, desto mehr nimmt er Theil an der Herrlichkeit Gottes. Darum wird auch kein ächter Christ sich mit dem faulen Nehmen behagen lassen, denn jeder Christ empfindet es, daß Geben seliger ist denn Nehmen, denn es ist im Geben eben das Bewußtsein der Theilnahme an der göttlichen Vorsehung, der Berufung in den innigen Gottesdienst. Es wird kein Christ, weil ihm geboten wird, nur nehmen wollen, denn da stieße er ja das Höchste von sich; das Geben wird Niemand träge machen, sondern Jeden spornen zu jeder Anstrengung, auf daß auch er am Geben Theil nehmen könne. Darum wird auch das Geben selig gepriesen, und dem Knechte, der sein Pfund vergräbt, mit der Finsterniß gedroht. Hieher gehören auch die Worte: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, und so Jemand den Seinen, und sonderlich seinen Hausgenossen, nicht Fürsehung thut, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger als ein Heide. Es enthält also das Christenthum durchaus kein Element, das die natürliche Trägheit der Menschen begünstigt, sondern gerade die stärksten Reizmittel, alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen. Es zeigt das richtige Verhältniß zwischen Reichen und Armen, zwischen Gebenden und Empfangenden. Wenn man es recht begriffe, so würde kein Reicher hartherzig, kein Armer unverschämt sein, kein Reicher unverständig im Geben, kein Armer unverständig im Genießen. Zwischen ihnen waltete

die Liebe, und jede Gabe würde geheiliget durch den Sinn, in dem sie gegeben, genommen würde. Wäre es so, dann wären keine Gesetze nothwendig, die Liebe wäre die weise Mittlerin zwischen Ueberfluß und Mangel. Wo aber der innere Sinn fehlt, muß in bestimmten Fällen ein äußerer Zwang eintreten, bis der innere Sinn herangebildet ist und die Gesetze ersetzt. Der Christ ist zur Freiheit berufen, aber die Freiheit gebrauchet er nicht zum Anlaß dem Fleische, sondern daß er diene in Liebe den Andern und Früchte des Geistes bringe. Nun aber vergessen dieses die Staatsmänner und Juristen, welche die Gesetze machen; sie meinen, die genügen für sich allein zu Allem und für Alle, und achten nicht auf das innere Wesen, und denken nicht daran, was aus diesem einst hervorgehen und ihre Gesetze zu Schanden machen wird. —

Es war eine Zeit, wo es gar wüst gieng in unserem Ländchen, viel herrenloses Gesinde die Sicherheit gefährdete, viele der Leibeigenschaft Entlassene oder Entlaufene mit ihrer Freiheit nichts anzufangen wußten; wo Viele aus angebornem Geize nichts gaben, Andere nichts mehr geben wollten, weil die Geizigen nichts gaben, sie die Last einzig tragen sollten u. s. w. Da entstunden die Bürgerrechte und die Armengesetze; da trat der mangelnden Liebe zu Hülfe ein äußerer Zwang. Ich will und kann keine Geschichte des Armenwesens schreiben, ich kann nur die Wendung bezeichnen, welche die Gesetze ihm gaben. Diese mit ihrem Buchstaben tödteten auch hier den Geist, den man nicht wahrte. Die Liebe blieb immer mehr zurück, desto lästiger wurde der Zwang, desto weniger Segen war bei dem Gegebenen.

Je mehr die Menschen sich mehrten, je mehr das gemeinsame Eigenthum verschwand oder andere Namen erhielt, was, den darauf bezüglichen Gesetzen nach zu schließen, oft genug geschehen sein muß, desto lästiger wurde diese Pflicht, desto mehr erledigte man sich derselben auf die wohlfeilste, kürzeste Art, unbekümmert darum, ob sie auch die beste sei, ob der arme Bruder ein Zeugniß der Liebe empfange, oder ein Zeugniß, daß er ein Aergerniß, eine Last und eine Bürde sei. Diese Lieblosigkeit gieng auch auf das Austheilen von Gaben über, die man nicht aus dem eigenen Sacke nahm, die man bloß zu verwalten hatte. Diese gleiche Lieb- und Sorglosigkeit

gieng auch auf einen großen Theil der freiwilligen Gaben über, welche man auf den Straßen, bei den Häusern austheilte. Man spendete sie, durchaus unbekümmert, wem und wozu man gebe; man meinte durch dieses Geben einer Pflicht sich zu entledigen, eine gute That zu vollbringen, den Himmel sich zu verdienen. Man vergaß, daß bloß der Sinn die Gabe heilige, daß nach der Weise Gottes zu geben sei, der seine Gaben mit Weisheit abmißt, mit Weisheit zutheilt, mit Weisheit auf ihre Anwendung achtet. So entstund zwischen den Herzen der Geber und Empfänger eine immer größere Kluft, die Liebe mittelte immer weniger.

Zu gleicher Zeit schieden die Stände sich immer mehr, traten weiter auseinander, sonderten sich in Sitten, Ansprüchen, Lebensweise immer mehr ab. Die adeliche Hausfrau stund vor 500 Jahren einem armen Weibe hundertmal näher in ihren Begriffen, Beschäftigungen, selbst Bedürfnissen, als eine gegenwärtige adeliche oder Handelsdame (es giebt freilich auch in andern Ständen solche Damen), die ihr ganzes Leben nur mit Darstellung ihres Ichs nach der neusten Mode zubringt.

Zu diesem Auseinanderzerren der Menschen gaben ganz besonders Anlaß die sogenannten hohen Häupter. Die reckten auf die unsinnigste Weise ihre Häupter über die Wolken auf, ließen sich Majestät tituliren und Allerhöchst, und wenn ein sterblicher Finger ein solches Haupt (die Königin von Spanien) berührte, so war er des Todes. Diesen Häuptern streckten sich nun eine Unzahl von Häuptlein nach, traten heraus aus dem Kreise gemeiner Menschen und verpallisadirten sich mit Titeln und Würden gegen gemeine Berührung. So gieng das bis auf die untersten Stufen der Gesellschaft, und die Menschheit wurde auseinander gerenkt, einem Gefolterten gleich, dem der Henker Centnersteine an die Beine gehängt. Zu dem kam noch die Entstehung einer eigenthümlichen Vermögensart. Ehedem lebte man meistens von Sold, Lohn oder Landbesitz, man kannte Capitalien und Grundzinse nicht, es sogen Alle aus der Brust der gleichen Mutter ihren Unterhalt: Kaiser Karli, der seinen Hühnern die Eier nachzählte, und der arme Leibeigene, der die Kühe molk und die Schafe hütete, und die Kaiserin Karli, die ih-

rem Manne die Kleider aus selbstgesponnener Wolle machte, und die arme Schäferin, die ihrem Manne die Schaffelle zusammennähte zu tüchtigem Winterrock in Wind und Wetter hinaus. Als aber das baare Vermögen, die baaren Zinse aufkamen, eine Masse Leute von diesen lebte, recht eigentlich vom Gelde, denn die Naturerzeugnisse kamen zu ihnen nur präparirt und parfümirt, so daß sicher gar manche Dame nicht weiß, daß die Milch von der Kuh kömmt, da entfremdeten sich die Leute, welche an der Brust dieser Mutter lagen, gar sehr denen, welche unmittelbar aus der Erde ihre Nahrung suchten.

So wurde der Arme immer mehr hinunter und in eine eigene Klasse, Kaste hineingedrängt, so daß nicht mehr die Armuth eine zufällige war und an Blinde, Lahme sich knüpfte und Andere der Art, die dann unvermerkt zwischen ihren Ernährern lebten, mit deren Gebrechen auch ihre Armuth, d. h. Unterstützungsbedürftigkeit, erlosch, sondern daß sie übergieng auf ihre Familie, deren Glieder nicht Blinde, Lahme waren, die man aber als Arme mit dem Titel „Besteuerte" bezeichnete. Dieser Name ward ein eigentliches Brandmahl, nicht ganz wie der Name Henker, aber doch etwas Aehnliches hat er. Mit einer ganz eigenen Betonung sagt man nicht nur, der und der ist besteuert, sondern auch: dem und dem seine Mutter, seine Großmutter waren besteuert. Gesetze vollendeten diese Scheidung und zogen eine scharfe, unübersteigliche Linie zwischen Besteuerten und Unbesteuerten. Man wird sagen, das sei ja eben gut, daß Schande an's Besteuertwerden geknüpft sei, um so mehr werde man sich hüten, sich besteuern zu lassen. Wer liederlich wird, vergißt die Schande, in diese Klasse zu fallen, wer aber einmal in dieser Klasse ist, gewöhnt sich daran und verliert nur zu leicht Muth und Kraft, aus dieser Kaste sich herauszuarbeiten, die Schranken zu überschreiten, und wer einmal darin geboren ist, dem wird nur zu oft in früher Jugend schon die Kraft gebrochen, sich herauszuarbeiten. Wie man Zugvögeln die Flügel lähmt, damit sie ein warmes Land nicht finden können, so werden armen Kindern die Schwungfedern ausgerissen, sie müssen als die Hefe der Menschheit, als eigentlicher Bodensatz Andern zur Last bleiben.

Unter denen, welche gesetzliche und freiwillige Unterstützung bedurften, war immer eine sehr bedeutende Anzahl Kinder, Kinder, denen die Eltern, Vater oder Mutter, oder deren Eltern das Brot für die Kinder fehlte, die im Kothe der Trägheit, der Sünde sich wälzten und mit diesem Kothe die Kinder nicht speisen, nicht kleiden konnten. Nun wurde immer mehr diesen Kindern die gesetzliche Gabe gegeben ohne Liebe, der äußere Mensch genährt, gekleidet, der innere ganz vergessen. Man sorgte dafür, daß sie am Leben blieben, d. h. nicht verhungerten, nicht erfroren: man gab ihnen Brot oder Geld, wenn sie an die Thüren klopften, aber man sah in ihnen nicht die Kleinen, die Jesus so lieb hatte, von denen er sagte, daß ihnen das Himmelreich gehöre; man bekümmerte sich durchaus nicht um ihre Seelen, ja man dachte nicht einmal daran, daß sie eine Seele hätten. So oft man wollte, hörte man den gräßlichen Spruch: der Bauer frage einst nicht: kannst beten? sondern er frage: kannst arbeiten? Für sie war in keiner Schule Platz zum Schreiben oder Rechnen, und ob sie lesen lernten, fragte man selten. Ja, es gab sehr reiche verwaisete Kinder, welche im dreizehnten Jahre nicht lesen konnten; und zwar war in dieser heillosen Verwahrlosung zwischen Stadt und Land kein so großer Unterschied, als man glauben sollte. Kein Mensch dachte daran, daß diese Kinder ein anvertrautes Pfund seien, von dessen Verwendung man Gott Rechenschaft abzulegen hätte, und daß von dieser Rechenschaft der eigenen Seele Heil und Seligkeit abhange. Man verdingte diese zur Last gefallenen Kinder, oder vertheilte sie so gleichmäßig als möglich auf die Höfe.

Dieses Kinderverdingen ist ein eigener Erwerbszweig auf dem Lande, der einmal eigens ins Auge gefaßt werden sollte.

Es giebt eine große Menge Leute, welche ob verdingten Kindern etwas verdienen wollen: das Kostgeld soll ihnen einen Zins, oder den Hauszins, oder das Milchgeld ꝛc. liefern. Sie wollen ob den Kindern ihr eigen Leben besser fristen, und die Kostgelder betragen je nach dem Alter von 22 bis 6 — 8 Kronen — man denke.

Nun sind auch viele Leute, welche ihre eigenen Kinder ver-

dingen: Knechte und Mägde, die dieses Verdingen vortheilhafter finden, als eine eigene Haushaltung. Diese suchen meist etwas sorgfältiger die Plätze auf, sehen besonders darauf, daß die Pflegeeltern selbst Milch haben, wenn nicht von einer Kuh, doch von einer Ziege. Und wenn sie des Jahres einmal das Kind besuchen und ihm Lebkuchen und Weggen krämen, und diese werden dann in ein Kächeli mit guter Milch eingebrockelt, und das Kind hat zufällig fette Backen, so sind die guten Eltern glücklich und Rühmens voll, meinen, wie gut das Kind aufgehoben sei, werden aber sehr oft, wenn sie eine eigene Haushaltung anfangen, gräßlich enttäuscht. Den von der Gemeinde verdingten Kindern werden wegen minderem Kostgeld auch mindere Plätze zu theil. Wahrscheinlich noch jetzt sind die ehedem allgemeinen Mindersteigerungen gebräuchlich. Da wurden Kinder förmlich ausgerufen, wie unvernünftiges Vieh. Wer will minder als 10 Kronen für das Meitschi, es ist ein gewachsenes und ist brav gekleidet u. s. w. So mußte das Kind sich ausrufen hören, mußte hören, wie es Batzen um Batzen hinuntergesteigert wurde, und mit jedem abgemärteten Batzen wurde ein ganzes Jahr lang seine Behandlung um so härter, das wußte es.

Man schlug sie den Mindestnehmenden zu, sehr oft ohne daß man wußte, wer sie waren, denn diese öffentlich bekannt gemachten Steigerungen zogen weit umher Leute an, wie gewöhnliche Steigerungen die Grämpler; jetzt werden mehr Zeugnisse gefordert, welche aber meist wenig zu bedeuten haben. Man schlug sie Leuten zu, welche nichts zu beißen, nichts zu brechen hatten, vielleicht nicht einmal ein Bett für das Kind: es mußte unter Hudeln auf dem Ofen schlafen; es mußte hungern, hungern, mehr als die andern, denn diese aßen zuerst vorab, ehe sie etwas an das arme Kind kommen ließen. Es mußte oft das Essen betteln, mußte das Holz zusammenlesen im Walde, erhielt das Jahr durch kein einziges Kleidchen, sah die Schule nie, sah während seiner ganzen Jugendzeit die Kirche nie. Ja sehr oft mußte das Kind stehlen, wurde zu vielen bösen Streichen förmlich abgerichtet, mußte ausführen, was seine Meisterleute aussannen.

Es wurde verdinget an sogenannte brave Leute, an Leute, welche arbeiteten wie die Pferde, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leib und Seele an die Arbeit setzten und von des Menschen Bestimmung so wenig einen Begriff hatten, als ein Heugabelstiel vom lieben Gott. Diese strengen nun die armen Kinder über ihre Kräfte an, mißbrauchen sie zu Posteseln ihrer eigenen Kinder, geben ihnen das ganze Jahr durch vielleicht kein gutes Wort. Und das ganze Jahr durch muß das Kind da aushalten. Niemand fragt ihm nach, Niemand sieht darauf, wie es seine Sache hat: wem es allfällig zu klagen hat, weiß es nicht, den Weg zur Heimath weiß es vielleicht nicht; und was sollte es dort, wo man es an der Mindersteigerung dem Mindestbietenden zugeschlagen hatte?

Man verdingte auch Kinder an sogenannte gute Leute, an Leute, welche keine eigenen Kinder hatten, oder sonst im Rufe waren von besonderer Gutmeinenheit. Diese sogenannten guten Leute betrachteten nun die Kinder, wie reiche Leute Schooßkatzen oder Schooßhündchen, erzogen sie zu der fürchterlichsten Meisterlosigkeit, welche später nichts Anderes als Arbeitsunfähigkeit, Gottlosigkeit erzeugte. Dann stund die weise Gemeinde zusammen, schlug die Hände über den Kopf und konnte lange nicht fassen, wie bei solchen braven, guten Leuten Taugenichtse aufwachsen können, und erkannte endlich: das müsse in der Race sein, und man solle doch nur aufhören, mit armen Kindern sich zu mühen, da schlügen die Buben dem Alten nach, die Mädchen der Alten, und von solchem Zeug sei noch nie etwas Rechtes gekommen.

Man vertheilte sie an andern Orten unter die Güterbesitzer, unter alle ohne Ausnahme, unter Diebe und Trunkenbolde, unter Ruchlose und Gottlose. Wie übel der Ruf eines Hauses sein, wie zuchtlos es in demselben zugehen mochte, wie bekannt die Behandlung armer Kinder in diesem Hause war, wie manches Kind aus demselben verlauset, erlahmet, verkrüppelt kam, wie manches übel ausgefallen war, es wurden diesem Hause immer wieder Kinder zugetheilt; frug man der körperlichen Behandlung so wenig nach, was hätte man der geistigen nachfra-

gen sollen? Es ließen sich eine Menge wirklich gräßlicher Geschichten erzählen über die Behandlung solcher Kinder, erzählen von Arm- und Beinzerschlagen, von Schändung von Mädchen und Knaben, von Anführen zum Diebstahl, von fürchterlichen Martern; wie man Kinder erlausen ließ und ihnen nur erlaubte, am Sonntag sich zu kämmen, und zwar auf dem Misthaufen — die ganze Woche durch mußten sie ohne Wehr von den Läusen sich zerbeißen lassen; wie man arme Kinder erfrieren ließ, barfuß das Vieh weiden in Nässe und hartem Reif, ihnen erst um Weihnacht Schuhe und Strümpfe anschaffte, daß sie für ihr Lebenlang arbeitsunfähig wurden, wenn sie nicht schnell unter fürchterlichen Schmerzen starben; wie man armen Kindern Kleider, die sie von Pathen erhielten, stahl und sie den eigenen reichen Söhnchen anzog (man denke sich doch die Empfindungen eines armen Kindes, das so gar nichts hat, woran es Freude haben kann, wenn eine reiche Gotte dem eine schöne Pelzkappe schenkt, mit einem silberigen Trodel, und diese muß es lassen, muß sie auf dem Haupte eines Meistersöhnchens sehen, ein ganzes Jahr lang, und darf nicht einmal sagen: das ist meine! man denke sich, was da in der Kinder Herz sich regen und bewegen muß!); wie man sogar Hexerei zu Hülfe rief, um arme brave Buben auszubeuten. Solches ließe sich nicht nur erzählen, sondern es läßt sich auch beifügen, daß solches alles nicht nur ungestraft geschah, sondern daß man den gleichen Leuten immer wieder Kinder zutheilte. Ja, trotz dem, daß von Meisterleuten weg Kinder ins Zuchthaus kamen, daß Behörden Allem aufboten, unumwunden der Meister ruchlose, thierische Natur bezeugten, trotz dem vertheilten und verdingten Gemeinden solchen Menschen immer wieder Kinder.

Auch geschah es vielfach und geschieht noch, daß man anerkannt schlechten Eltern den Hauszins zahlt und die Kinder läßt, wenn man es wohlfeiler zu machen glaubt, und diese Eltern konnten dann natürlich die Kinder brauchen zu was sie wollten. Man bedachte nicht, daß die Kinder verderben, daß man noch dazu gewöhnlich den Kindern weit mehr freiwillige Allmosen bei den Thüren giebt, als eine vernünftige Erziehung gekostet hätte.

Allerdings wurden auch Kinder zu sehr rechtschaffenen, tüchtigen Leuten vertheilt, welche hoch stunden in der Achtung der Menschen und sie auch verdienten: und dennoch verdarben gar viele bei solchen Erzogene. Hatten diese eigene Kinder, so fühlten die Armen gleich den Unterschied, den Mangel an Liebe: es kam Unterthänigkeit in ihr Aeußeres und Bitterkeit in ihr Herz. Hatten sie viel Gesinde, so wurden sie der Spielball von diesem, wurden mißbraucht, ihr Charakter durchaus zu Grunde gerichtet. Auch geschah, daß der Meister unter den Knechten den Güterbub nicht bemerkte, wie man unter langen Disteln das kleine Blümchen nicht sieht: daß er während zwei, drei Monaten gar nicht bemerkte, ob derselbe zur Schule gehe, oder nicht, daß dieses ganz von den Knechten abhieng, daß er Jahre lang nicht merkte, ob er einmal zur Kirche gieng, oder nicht.

Am besten waren die daran, welche von Pathen aufgenommen wurden. Wenn eine Bäurin sagt: „ich bin dem Gotte", so hat dieses eine eigene Bedeutung in ihrem Munde. Es regt sich etwas Warmes in dem Herzen für das arme Kind, in die Behandlung kömmt bei der Bäurin etwas Mütterliches, beim Bauer etwas Väterliches, das gegen fremde Kinder nicht sichtbar wird. Und wenn das Kind sagt: „das ist mein Götti, meine Gotte", so regt sich auch in ihm ein kindlicher Sinn, ein gewisser Stolz; etwas Verwandtschaftliches herrscht zwischen ihm und seinen Pflegeeltern, und auch das Gesinde wird sich gegen ihns anders betragen, als gegen ein armes Kind. „Gieb acht, was du machst, heißt es, der Meister ist sein Götti." Der Name Gotte, Götti hat einen eigenen zauberischen Klang für des Kindes Herz, und in demselben muß man fragen, was Taufzeugen eigentlich zu bedeuten haben, und die Antwort, welche man erhält, giebt tiefe Lehren in Bezug auf diese Kinder.

So wurde im Allgemeinen die gesetzliche Armenpflicht an den Kindern ausgeübt: das Leben wurde ihnen erhalten, das Thier in ihnen ernährt, an den Menschen in ihnen dachte man nicht. Das Kind lernte nie, was ein Mensch sei, wurde nicht zur Achtung seiner selbst gebracht, nicht zum Glauben an seine Kräfte, nicht zur Einsicht in ihre Bestimmung.

In sie wurde kein Aufstreben, kein Trieb nach Vervollkommnung gebracht, sie dachten gar nicht daran, daß ein Mensch durch regen Gebrauch seiner gesunden Kräfte, durch Geduld und Genügsamkeit zu Eigenthum gelangen könne. Sie lernten nicht den Verstand gebrauchen, sondern bloß Arme und Beine: sie lernten nicht die Augen aufthun, sondern bloß das Maul. Meistens zeigt sich auch eine gräßliche Verdrossenheit zur Arbeit. Sie denken nicht daran, daß sie eigentlich dem großen Meister da oben arbeiten, der ihnen Tage, Stunden zuzählt zur Arbeit und ihnen einst den Lohn abmißt, je nachdem sie getreu oder ungetreu gewesen in ihrer Arbeit. Es hassen von früher Jugend auf die meisten ihre Meister, hassen die gezwungene Arbeit: sie hatten ja nie Liebe empfangen, warum sollten sie lieben? Daher suchen sie so wenig als möglich zu arbeiten, überthun sich in keinen Dingen, und wenn sie Gott den ganzen Tag, dem Meister den ganzen Lohn abstehlen könnten, so wäre das ihnen das Rechte.

So dienen sie, taunen sie um geringen Lohn, und es freuen sich thorrechte Bauern und Meister über diesen geringen Lohn und die halbbatzigen Dienste. Sie sind kaum weiser als ihre Knechte und Mägde, sie begreifen nicht, daß die dümmsten, d. h. die wohlfeilsten, Menschen gewöhnlich mehr essen, als die Klügern, und daß ein tüchtiger Knecht, eine rührsame, getreue Magd nicht nur zwei-, sondern viermal mehr verdienen, als ein verdrossener Dienstbote, dem Alles in den Händen anzufrieren scheint, und der einhertrappet, als ob ihm nicht nur die Erde, sondern auch Sonne, Mond und Sterne an den Füßen hiengen. Je weniger in solchen Menschen der vernünftige Mensch sich zeigt, desto mehr tritt das Thier hervor, das durch keine Kraft zurückgedrängt, gezähmt wird. Der Genuß ist ihnen Alles, an ihm hängen ihre Gedanken, das Sehnen nach ihm füllt ihr inneres Leben. Was sie auf- und anbringen mögen, das vertrinken, verhoffährtlen, verkrämerlen, verschlecken sie und gebehrden dabei sich wie Thiere. Man sitze nur einige Sonntage an den Landstraßen, so wird man inne werden, von welchen Geistern die meisten dieser Leute besessen seien. Und wenn sie auch aufgeputzt sind wie Pfauen und daher rauschen wie Mühleräder, halbweltschend

mit merci und si vous plait, wenn sie auch Schnäuzchen tragen und Stiefelchen, schön gewixt: man sieht doch das Thier, das seine Hörner aus ihren Augen streckt, auf hundert Schritte in ihnen, sieht ihnen den scheinbar wohlfeilsten, aber doch theuersten Genuß, die Wollust, in allen Gebehrden spielen.

Der Hang zu diesem Laster wird an sehr vielen Orten in solche arme Kinder auf fürchterliche Weise recht eigentlich gepflanzt. Die meisten der Leute, bei denen diese Kinder sich aufhalten, Eltern und Meisterleute, haben gar keinen Begriff vom innern Leben des Menschen, ja keinen Begriff von der Keuschheit: erst wenn ein unehlich Kind zu Tage kömmt, schreit man Fürio und Mordio. Nun bewahrt man weder den Sinn noch die Keuschheit der Kinder. Gar viele müssen von früher Jugend auf bei Mägden schlafen, die mit ihren Kiltern alles Mögliche treiben, die Knaben bei Knechten und sich von ihnen Alles gefallen lassen; es ist da ein Pfuhl von Lasterhaftigkeit, von dem man sich keinen Begriff macht. Läßt der Bauer seine eigenen Mädchen bei solchen Mägden schlafen, sollte er mit verdingten, vertheilten Kindern sich mehr in Acht nehmen? Hat jüngst doch ein Bauer, bei dem zwei in wilder Ehe leben, sich ganz ungescheut entschuldigt, der Mensch schlafe bei seiner Tochter, in deren Bett, und somit hätte Niemand darnach zu fragen, wen sie in ihrem Bette habe; und er fand Gehör. Ja, der wüsteste Bauer, der über die Tellen flucht, daß der Boden zittert, ist im Stande, arme Mädchen zum Tanz und Marktgeläufe recht eigentlich anzuleiten, über den Pfarrer zu fluchen, wenn er dagegen redet, Knaben zu füllen, ans Brändz zu gewöhnen. Ein solcher Christi auf dem Bergli, ein Hans Ulli im Bödeli begreift gar nicht, daß er selbst wahrhaft teufelsüchtig die armen schlechten Leute selbst macht, über welche er alle Tage so jämmerlich flucht. Ist einmal der wüste Hang in die Kinder gepflanzt, so findet derselbe später bei der immer heilloser werdenden Sitte des Kiltganges allen möglichen Vorschub. In ihnen lebt nichts Höheres, nichts Besseres. Jahre lang kommen sie vielleicht nie in die Kirche, nie zu einem Buche; ihr Denken ist entweder ein Grollen über die Meisterleute, oder ein Spiel mit wollüstigen Gedanken.

Dem Ausbruch ihrer Lust zieht keine Familienehre Schranken; keine Spekulation, reich zu heirathen, macht sie wenigstens vorsichtig; keine Vorstellungen von der Wichtigkeit, der Kostbarkeit der Ehe schreckt sie ab, ja nicht einmal mehr die Furcht vor einem unehlichen Kinde. Ja, bei den Mädchen ist sehr oft ein recht absichtlich Fallenlegen und Preisgeben, um zur Ehe zu kommen, während bei den Burschen ein gedankenloses Fröhnen der Lust vorherrscht. Die Mädchen mögen nicht dienen, mögen sich nicht befehlen lassen, möchten gerne selbst kochen und nicht von der Meisterfrau sich kochen lassen, stellen sich vor, in einer Ehe sei lauter Juhee und lindes Brot, und gehen Tag und Nacht nach einer Heirath aus, und am sichersten hoffen sie dazu zu kommen, wenn sie zur Schwangerschaft gelangt sind. Doch muß ich gerecht sein und in vielen Mädchen noch ein tieferes Gefühl anerkennen als nur die wüste Lust, als nur die Verdrossenheit zum Dienen.

Lange Jahre hat sie Niemand geliebt, Niemand mit ihnen Mitleiden gehabt, wenn sie Kopfweh hatten, oder sonst etwas. An Niemand konnten sie sich lehnen im Leben, an Niemand sich aufrichten in Kummer und Noth; sie sehnten nach einem Herzen sich, das ihnen angehöre, nach einem Kopfe, der offen sei ihren Schmerzen und Hoffnungen, nach einer Hand, die ihren Schwachheiten aufhelfe. Dieses tiefe Sehnen liegt in gar manches Mädchens Herzen, dessen wüstem Thun man ein inniges Gefühl nicht zutrauen würde. Aber wo hätte es schön thun lernen sollen, waren doch alle Beispiele wüst rings um ihns, war doch seine Natur nicht veredelt, hingegen die Schamhaftigkeit frühe abgestreift worden? So bringen sie es endlich zu der Hoffnung, heirathen zu können, und nun gehen sie aus mit Flehen und Flattiren, mit Drohen und Weinen ihren Liebhabern nach, um einen aus ihnen zum Mann zu erheben, mit ihm das Band fürs Lebens, die Ehe zu schließen.

Und hier nun wird es mir, als ob ich stünde an eines bodenlosen Abgrundes Rande, als höre ich in dessen Tiefen einen Höllenkessel Verderben sieden: als ob ich sähe dieses Verderben strömen in unermeßlichen Massen aus dem Kessel empor und

ergießen namenloses Elend über die Erde: unzählbare Schaaren armer Menschen, die an Leib und Seele zu Grunde gehen. Und dieser Höllenkessel, der Ströme braut, viel fürchterlicher verderbenbringend als die glühendste Lava, ist der unheilige Sinn, der die Ehe schließt; und der schauerliche Abgrund, aus dem die Ströme fluthen, ist unheiliger Ehen unheiliges Leben.

Und an dieses bodenlosen, fürchterlichen Abgrundes Rande möchte ich alle führen, die über die Zeiten, über die sich mehrenden Armen klagen; möchte ihnen hinunterzeigen in diesen Kessel und ihnen sagen: sehet da, aus den Tiefen herauf quillet, was ihr so mühselig und vergeblich auf der Oberfläche suchet; da aus diesem schwarzen Schlunde herauf quellen die Menschen, über deren Erscheinen ihr jammert, wie Morgenländer, wenn Heuschrecken die Sonne verdunkeln, das grüne Gras am Boden, das grüne Laub am Baume verschwinden lassen. Seht da den schwarzen Schooß, der die Menschen gebiert, die keine Hand zum Himmel zieht, die kein heiliger Sinn in das reine Wasser zur heiligen Taufe taucht, die der Eltern selbsteigene Hand tauft und taucht in den tiefsten Erdenschmutz des thierischen Lebens.

Nicht als Tannzapfen an die Tannen hat der liebe Gott die Kinder gehängt, wo der Winde Wehen sie abschütteln; nicht wie Blumen-Staub fliegen sie in der Luft herum und fallen nieder hie und da, wo der Wind sie niederhaucht. Gott vertraut die Kinder Menschen an. Er legt die in schwacher körperlicher Hülle ans Tageslicht tretenden Seelen Eltern an die Brust, deren Seelen gewohnt sind an das Tageslicht, deren Körper gehärtet worden an Nacht und Licht, an Hitze und Frost. Das thut Gott nicht umsonst. Nicht umsonst hat er des Kindes Körper geschaffen, daß es Jahre lang hülflos bleibt, daß es nicht wie der Vogel nach wenig Wochen ausfliegen kann der Nahrung nach, daß es nicht sich gatten kann wie die Mücke nach wenig verlebten Stunden. Der Mensch lebt auch nicht vom Brot und ähnlichen Dingen allein: er besitzt eine Seele, die vom Brote nicht satt wird, welcher weder Milch noch Wein den Durst löschen. Aber als Thier geboren bedarf er Menschen, welche seine Seele wecken, nähren, entbinden, um Mensch werden zu können. Aber

nicht bloß Mensch bleiben soll der Mensch. Ihm ist das Ziel seiner Vollendung nicht hienieden abgesteckt, seine Bahn fassen nicht enge, kurze Schranken ein, die er schnell durchläuft, schnell das Ziel erreichend, wie der Vogel bald sein Nestchen bauen, seine Mücken fangen lernt in aller Vollendung, ein Geschlecht wie das andere. Es ist der Mensch eine Puppe nur, aus der ein Engel schlüpfen soll, und dieser Engel muß hier geboren werden, hier in der körperlichen Hülle müssen ihm die Flügel wachsen, wenn im Tode ein Engel aus der Puppe fliegen, die Puppe nicht wieder zur scheußlichen Larve werden soll. Hier erreicht der Mensch seine Bestimmung nicht, darum ist ihm hier auch kein Ziel gesetzt, und er erreicht keines; hier ist nur ein Werden, nicht ein Vollenden. Darum ist aber auch in der Menschheit kein Stillstand, sondern ein Aufwärtssteigen, ein Vervollkommnen der Erkenntnisse und somit auch der Zustände, der Verhältnisse. Und wenn schon ganze Geschlechter glitschen und rückwärts fallen auf der steilen, schlüpfrigen Bahn; spätere Geschlechter erscheinen doch wieder hoch über den dahingegangenen. Aber eben, damit ein Aufwärtssteigen sei auf dieser dornenvollen Bahn, die zum Himmel führt, müssen die Kinder gehalten, aufwärts gezogen werden, bis die eigene Kraft sie oben erhält. Darum hat Gott Mann und Weib geschaffen und in ihre Arme das zarte Kind gelegt, damit sie in Liebe und Kraft es heraufziehen möchten vom Thier zum Menschen. Sie sollen dann im Menschen den Engel erwecken, sollen ihm Raum schaffen, daß er seine Schwingen entfalten, daß er auffliegen könne, wenn der Herr die Hülle ihm bricht. Es sollen die Eltern recht eigentlich ihrer Kinder Himmelsleitern sein, auf denen Engel aufwärts steigen zum Himmel empor. Darum hat der Herr Mann und Weib geschaffen, den Trieb, der sie zu einander zieht, in sie gelegt und die Gesetze gegeben, durch welche die, welche sich zusammengefunden, zusammengehalten werden, sich nicht gatten und trennen sollen, wie die Vögel des Himmels, die Thiere des Waldes, die Fische in des Meeres Grund.

Dieses Zusammenleben, diesen Bund zwischen Mann und Weib nennt man „Ehe", Kinder sind ihr Schmuck, ihre Frucht,

wie Blüthen und Früchte den Baum zieren, sein Dasein bedeutsam machen; und wie man an Blüthen und Früchten den Baum erkennt, so wird der Geist der Ehe offenbar an den Kindern.

Diese Ehe ist keine positive, obrigkeitliche Ordnung, die wechselt mit den Ländern, die sich auflöst mit den wechselnden Zeiten: sie ist ein Naturgesetz. Sie gilt heilig bei allen Völkern, welche aus Thieren zu Menschen geworden sind; sie hat religiöse Bedeutung bei allen Völkern, welche das menschliche Leben mit einer Gottheit zusammenknüpfen. Wird der Ehe ihre Heiligkeit genommen, so werden im Mutterleibe schon die Kinder entheiligt. Würde die Ehe für überflüssig erklärt, dann würden die Zeiten vom Thurmbau zu Babel wiederkehren, wo Keiner den Andern verstände, wo Alles auseinander gienge, Alles verwilderte, die Menschheit eine thierische Horde würde, in welcher der Stärkste Meister und Führer wäre. Die Ehe ist das Höchste in des Menschen Leben, sie fordert die größte innere Vollendung, sie giebt den edelsten Kräften Raum, sie stellt Göttergleiches dar: sie beweist, wie weit eine Seele vom Materiellen sich entbunden und zur geistigen Selbstständigkeit, zur Freiheit sich erhoben habe.

Nun fragt einmal den Pfarrer, wer am häufigsten, am frühesten zur heiligen Ehe bei ihm sich melde! Er wird euch sagen, daß es eben jene Mädchen seien, die zu Huren wurden freiwillig, um Mutter zu werden, ein Weib werden zu können. Mädchen, die keinen ernsten Gedanken hatten seit Jahren, die wenige Gebote mehr kennen und sich selbsten gar nicht, die nicht wissen, wie man christlich mit seinem Mitmenschen umgehe, geschweige denn, wie man ihn erziehen muß, die vielleicht seit der Erlaubniß zum heiligen Abendmahl nie mehr am Tische des Herrn erschienen sind, weil sie alsobald versanken ganz und gar ins thierische Leben. Und diese Mädchen haben sehr oft nicht einmal die Fähigkeit des Thieres, für ihr thierisches Leben zu sorgen. Sie können, sie mögen nicht arbeiten; sie können nicht einmal recht spinnen, geschweige denn kochen; sie können das Maul rühren, aber nicht die Hände, auf alle Fälle nicht beide mit einander. Sie thaten nirgend gut, begehrten nichts zu lernen, begehrten auf, wenn man sie anhalten wollte, eine Sache recht zu machen,

erhielten nie einen Begriff von einer Haushaltung, weil sie nie die Augen aufthaten. So stürchelten sie durchs Leben in die Ehe hinein, ohne heiligen Sinn, ohne verständigen Sinn, ohne Geld und sehr oft ohne Kleider, mit Schulden und Untugenden ärger beladen, als Kameele in der Wüste mit kostbaren Kaufmannswaaren. Solche wollen nun Eheweiber, wollen Mütter werden. Mit ihnen erscheinen Bursche, ob denen man die Hände ob dem Kopf zusammenschlagen möchte, Bursche, oft kaum den Kinderschuhen, der Ruthe entwachsen, mit dem Gepräge der Laster auf dem Gesichte, sehr oft halb und ganz betrunken, sehr oft aus der Mädchen Geld, weil sie die Ehe nicht angegeben hätten in nüchternem Zustande. Ich will nun nicht reden von dem geistlichen Sinn dieser künftigen Hausväter. Man sehe sie an Tanzsonntagen, an Musterungen, an Abendsitzen, und man wird keine weitere Schilderung des geistigen Zustandes derselben von mir begehren, die neben keinem Kinde vorbeigehen konnten, ohne es zu necken oder ihm eine Schweinerei zu sagen. Die nun wollen eigene Kinder Gott zuführen! Aber diese Bursche, die Hausväter werden, eine Familie ernähren wollen, vermochten bisdahin kaum sich selbst zu ernähren. Entweder können sie nicht arbeiten, können als sogenannte Bauernknechte nicht die halbe Bauernarbeit, können nicht melken, nicht fahren, nicht säen, nichts, gar nichts, als bösdings mähen, dreschen, holzen und hacken, können das erlernte Handwerk weniger als halb und die Landarbeit gar nicht; oder sie mögen nicht arbeiten und trohlen lieber auf der faulen Haut herum; oder sie verlumpen den Verdienst, ziehen den Lohn vorweg ein, haben bei aller Arbeit immer viel zu wenig. Diese alle haben also kein Geld, gewöhnlich keine Kleider, oft Schulden, weder Lust noch Geschick zur Arbeit, zur Ernährung einer Haushaltung: die wollen Männer, Väter werden, oder müssen es werden. Und von Jahr zu Jahr scheinen sie jünger, unreifer an Leib und Seele zu werden, diese unseligen Ehekandidaten; man frage nur die Pfarrer. Man frage sie, wie dieselben am Hochzeitmorgen sich ihnen darstellen. Sie werden Euch sagen, in wie viel hundert Paaren eine furchtbare Gleichgültigkeit zu Tage tritt, eine Maßleidigkeit, die einem schaudern macht. So ein

Weib kostet einem doch ein sündhaft Geld, klagte Einer am Hochzeitmorgen, als er das Einzuggeld bezahlte und das Geld dazu aus allen Ecken seines Sackes hervorsuchte. Ja, aber man hat dann auch lang daran, sagte ein Zweiter, halb weinerlich, halb spottend, in Gegenwart ihrer theuern Hälften.

Sehr oft haben sie bereits uneheliche Kinder, und auf ihrem Gesicht sieht man neben der Maßleidigkeit das Aergerniß über das ungeborne Kind, das ehelich werden soll, das die Fruchtbarkeit ihrer geschlossenen Ehe beurkundet; sieht bereits den Trost auf demselben, daß auch ihnen die Gemeinde helfen müsse, wenn sie nicht fahren möchten. Und wenn ihr in einigen Jahren nachsehet, so seht ihr Jammer, Noth und Elend in diesen Ehen, und dieser Ehen seht ihr immer mehr. Es ist eine fürchterliche Aussicht über die Masse der Armen, die in der Nacht ihres Elends tappen, und kein Sternlein vom Himmel, und keine Hoffnung auf jenseits leuchtet ihnen in diese Nacht hinein. Es ist eine fürchterliche Aussicht, Tausende von Armen zu sehen, die keinen Theil an der Erde, ihren Gütern, ihren Freuden haben; deren Leben lauter Noth und Jammer ist, ein angstvolles Ringen um's tägliche Brot, ein traurig Hangen an fremder Barmherzigkeit; denen die Erde nichts ist, als eine Vorhalle der Hölle. Ihr seht Tausende, sie haben keinen Aufblick zu Gott, keine Ohren für sein Wort; sie suchen nie Trost in seinen Verheißungen, nie Stärkung an seinem Tische; sie ringen bloß auf die jämmerlichste Weise mit ihrem erbärmlichen Leben. Und ganz besonders sieht man die Weiber sich entfremden allem Heiligen, sieht sie, so wie ihre hoffährtigen Fähnchen brechen, fliehen das Haus des Herrn, den Himmel aufgeben, in ihrer irdischen Noth die ewige Noth sich bereiten. Es ist wohl kein schauerlicheres Sehen, als so ein schmutziges, zerrissenes Weib, auf dessen Gesicht jeder Funke göttlicher Abkunft erloschen ist, auf dem nichts mehr glänzt als Schmutz und thierischer Sinn, Häßlichkeit und Maßleidigkeit.

Diese furchtbaren Ehekloaken nun bilden den Kessel, in welchem die Armuth gebraut wird, aus dem herauf in immer größern Strömen Menschen fluthen, verkümmert an Leib und Seele, Gott ein Aergerniß, den Menschen eine Last. In solchen Kloaken

muß alles Bessere im Kinde ersticken: und wenn man es aus denselben reißt, es verdingt, vertheilt, wird ihm da wieder besseres Leben eingehaucht? Hier liegt das Ansteckende, Krebsartige dieses furchtbaren Zeitübels. Die sich absamende Armuth, wo aus zwei Armen ein halb oder ganz Dutzend entstehen, schwellt das Uebel so an, daß es fast in geometrischen Proportionen zu wachsen scheint; daß in 20 Jahren, wenn alle die gegenwärtigen armen Kinder in die Fußstapfen ihrer Eltern werden getreten sein, ganze halbe Länder von der Armuth werden aufgezehrt sein, wie Korn und Gras von den Käfern. Und natürlich die Theile unsers Ländchens am frühesten, wo besondere Umstände die Armuth befördern. Unter diesen nennt man das Emmenthal mit seinem Statutarrecht, nach welchem dem jüngsten Sohne der Hof ungetheilt verbleibt, wodurch eine große Menge Menschen eigenthumslos werden. Da liegt allerdings ein Uebel, und nicht zu läugnen ist, daß durch allerlei väterliche Betrügereien viele Kinder übervortheilt, der Armuth zugestoßen werden. Aber noch mehr als dieses Gesetz scheint mir folgende Sitte arme Leute zu machen. Die ältesten Söhne verheirathen sich und bleiben sehr oft mit Weib und Kindern bei ihren Eltern, oder ihre Weiber bleiben bei ihren Eltern. Hier arbeiten sie für den Vater und unter des Vaters Aufsicht, nicht für sich, nicht selbstständig; auch ihre Weiber führen die Haushaltung nicht. Der Vater stirbt, sie können nun mit einigen tausend Pfund gehen. Aber die Jahre der Energie, des Einwurzelns in ein Geschäft sind vorbei: zehn, zwanzig der besten Jahre sind dahin, ohne daß sie ihm einigen Nutzen gebracht, der Familie ein Fundament erbaut haben, und jetzt, im nahenden Alter erst, soll eine Haushaltung eingerichtet, ein Geschäft begründet werden. Da fehlt es nun allenthalben, das Vermögen ist hin, ehe man sich umsieht, ohne daß man Liederlichkeit dem Armgewordenen vorwerfen kann. Wie soll aber ein Mensch, der vierzig Jahre lang nichts Anderes wußte, als das Land zu bearbeiten, nun auf einmal 4—5000 Pfund vernünftig anwenden, benutzen können? wie soll er in diesen Jahren sich in eine ganz andere Lage, als die in seines Vaters Hause war, fügen können? wie soll er seine Haushaltung beginnen können,

wie eine junge Haushaltung, ohne viel Vermögen, begonnen werden muß, wenn sie sichern Boden gewinnen will?

An andern Orten fördern andere Lokalgründe neben dem großen Abgrunde die Zunahme der Armuth. Ich nenne hier nur das gemeinsame Land, die Bürger-, Allmendtheile, oder wie man es zu nennen pflegt. Solches Land fördert Trägheit, frühes Heirathen, leichtsinnigen Häuserbau, ein trostloses Aufeinanderhocken, wo Keiner von seiner Scholle lassen, Keiner weiter sein Glück versuchen, Keiner ein ordentlich Handwerk ordentlich lernen, treiben will.

Nun ist ganz natürlich, daß in diese innerlich so verwahrloste Armenmasse jedes Zeitlaster am zerstörendsten, unaufhaltbarsten einbricht; wüthete ja auch die Cholera unter den verwahrlosten, schmutzigen Armen am meisten.

Die uns umgebenden Luftkreise sind es, die uns auf der Erde fest bannen, ohne sie fielen wir hinein in den unendlichen Raum und thäten einen unendlichen Fall; sie sind es, die das Blut bannen in unsern Körper, ohne sie dränge es zu Nase und Ohren, ja zu allen Poren aus. So halten allerlei Schranken den Menschen fest in einer geordneten Lebensweise, weisen das Laster von ihm ab: es ist die Angewöhnung, es ist die Scheu vor Vater und Mutter, der Ehrgeiz, die Eigenliebe, der Geiz, der sittliche Sinn, das Christenthum; es geht sehr lange, bis ein Mensch alle diese Schranken durchbrochen hat und sich ungescheut und ungeschämt hineinwirft in den bodenlosen Abgrund der Lasterhaftigkeit. Aber wenn von Jugend auf keine Schranken um den Menschen gezogen werden, kein äußeres Gewicht ihn niederdrückt in ein ordentliches Geleise — und welche Schranken umgeben die meisten Armen? — was ist dann da für Halt und Kraft zu erwarten?

Daher schlägt auch das Zeitlaster, die Trunksucht, besonders die Sucht nach geistigen Getränken, so furchtbar unter den Armen ein, macht sie noch ärmer, häuft ihr Elend auf eine Grauen erregende Weise.

Besonders zwei Dinge muß ich noch nennen, welche unter die Armen das feindselige Drohende bringen, welche die Ar-

muth noch viel gefährlicher machen, als ihr bloßes Anwachsen. Mehren in Indien die Armen sich, so kömmt eine Hungersnoth, rafft Millionen weg, und die Reichen sind von der Last befreit.

Aber unsere Europäer, unsere Schweizer sind nicht Indier, die durch geheiligte Schranken so von einander getrennt sind, daß dem Aermsten nie einfällt, sich mit einem Obern zusammenzustellen, ja, noch viel weniger, zu hoffen, es einmal bis zu ihm heraufzubringen. Ganz anders ist es bei uns. Unsere Religion heißt uns alle Brüder sein, unsere Verfassung stellt uns alle gleich. Zuerst hat man den Armen in eine Kaste hinuntergedrückt, dann schieden sich die Stände immer schärfer, immer weiter aus einander, immer verwahrloster wurde der Arme, das Christliche verdunkelte, entfremdete sich ihm immer mehr: da brachen auf einmal die Ideen von Freiheit und Gleichheit wie aus dem Boden herauf, und diese Ideen stehen wie zwei Sterne über den Völkern seit einem halben Jahrhundert. Man weiß wohl, was sie bedeuten und verheißen, ich brauche es nicht auszulegen, aber wer will es dem Armen verargen, wenn er ihre Bedeutung, ihre Verheißungen mißverstund und immer mehr mißversteht? Der verwahrloste Arme hatte keine Bildung empfangen, weder eine christliche, noch eine bürgerliche; die Vorrechte der Aristokratie drückten ihn nicht, er empfand keinen Beruf in sich, sich ihnen politisch gleich zu stellen. Aber er empfand Hunger in sich, und daß Andere Geld hatten, und er keins, das empfand er. Er wußte wohl, daß er weder König würde, noch Rathsherr, er begehrte es auch nicht zu werden, aber er fühlte, daß er essen und trinken könnte, wie Andere, vielleicht besser noch; das aber bot ihm Niemand an. Im Grunde dachte man bei politischen Revolutionen oder Reformationen nicht an die Armen, man gebrauchte sie bloß im Fall der Noth; man betrachtete sie von allen Parteien fast wie die wilden Thiere, die man füttert, um sie auf die Gegner loslassen zu können. In solchen Fällen gebrauchte man sie in England, Frankreich, in Deutschland (1831), und wenn sie gebraucht waren, schloß man sie wieder in ihre Zwinger; ihr Zustand verbesserte sich nicht. Bei uns in

der Schweiz ist man viel langsamer, bedächtiger; was dort ausbricht, das glimmt bei uns noch lange. Bei unsern letzten Reformationen, Revolutionen wurde nicht gebrannt, nicht geplündert, aber die Gelüste zeigten sich auch, und wenn rasch Alles vorüber war, und man still und ruhig wieder sein sollte, dann thaten die Armen verblüfft den Mund auf und zeigten die Meinung, wie sie geglaubt, daß es erst jetzt recht angehen sollte. Man macht sie wohl aufmerksam, was jetzt alles gewonnen worden, wie es künftig viel besser gehen sollte: aber von allen den Vortheilen fühlen sie nichts, ihre Lage bleibt die gleiche, während sie manche bedeutende Erhebung Anderer, Verbesserung ihrer Lage rings um sich sehen müssen. Das hinterläßt bei ihnen natürlich immer einen bittern Nachgeschmack, wurmt, gräbt sich immer tiefer ein. Warum sollen sie allein von solchen Dingen nichts haben? warum sollen sie nicht Geld, Geldeswerth erobern, während Andere Stellen erobern, die auch Geld werth sind? Warum sollen Andere Beute machen, und sie allein keine? Sie sehen nach oben den Ständeunterschied, wenigstens für ihr Auge, verschwinden, die Kluft sich ebnen: nur sie allein sollen unten bleiben immerdar! Sie hören Allerlei, sie lernen nothdürftig lesen. Ich will nun nicht sagen, daß sie Lamennais Schriften lesen, die ganz eigens zur Aufregung dieser Leute geschrieben sind, oder ähnliches englisches, französisches Zeug: aber etwas von diesem allem sickert doch bis zu ihnen durch, macht sie bitter, unzufrieden, nach dem Gute der Reichen begierig. Sie legen nun Verfassung, Freiheit, Gleichheit auch aus, bilden sich nach ihrem Verstande auch Theorien aus, die nicht viel schlechter sind als manche andere Theorie. Sie empfinden zudem auch von der politischen Gleichheit nichts. Besteuerte sind nicht politisch gleich, und Arme überhaupt gelten an Gemeinden nichts. Und das ist gleich zu Stadt und Land, zu Bern und zu Ablentschen. Versuche es Einer in Bern oder in Ablentschen, etwas den Magnaten und Matadoren Mißfälliges vorzubringen: er wird erfahren, wie sie über ihn herfahren, ihm auf das Dach geben, als ob er in keinen Schuh gut wäre; und geben die Magnaten ihm nicht auf's Dach, so beißen ihn wenigstens ihre Pommerhündchen in die

Waden, wie an Exempeln weitläufig und bündig zu zeigen wäre. Auch giebt es Korporationen, wo der Magnat nicht nur mehr zu regieren hat, als der Arme, sondern wo er wirklich auch mehr genießt, als der Arme; und auch dieses wäre an Exempeln zu zeigen.

Das ist freilich immer so gewesen: aber der Arme wußte nichts Anderes, er meinte, es müßte so sein. Aber jetzt sagen hundert Zeitungen, von denen ihm doch auch eine und die andere in die Hände fällt, daß es ganz anders sein solle, daß Jeder die gleichen Ansprüche hätte, und sagen zugleich allen denen, deren Ansprüche befriedigt worden, alle Schande. Was Wunder, wenn dieses alles beim Armen zündet, dessen Ansprüche nicht befriedigt sind, dessen Kleider nicht ganz, dessen Magen nicht voll geworden ist? Freilich, wenn er sich regt und aufbegehrt, so sagt man ihm vor: „Wir sind alle gleich, aber nur in unsern politischen Rechten; Jedem bleibt sein Reichthum, und zu dem und diesem muß man Kenntnisse, Bildung haben ꝛc. Arbeite nur recht fleißig, so kannst du auch reich werden, es steht dir Niemand im Wege; sammle dir Kenntnisse, so kannst du ja werden, was du willst, kein Weg ist dir verschlossen.“ So spricht man zu dem Armen recht vernünftig, aber er faßt es nicht; nicht das Christenthum hat ihn ergriffen, eine andere Flamme lodert in ihm, eine andere Krankheit der Zeit hat auch ihn erfaßt: es ist die gränzenlose Schwindelei, die Millionen herumwirbelt, wie der Wind den Straßenstaub; die in Millionen hohler Köpfe flackert, sie zu den feurigen Mannen unserer Zeit, zu trostlosen Irrwischen macht. Es ist nicht mehr da die stille, g duldige Beharrlichkeit, die nie ermattet, die zum Bau seines Daseins in stiller Beschäftigung Sandkorn nur für Sandkorn fügt; es ist auch nicht mehr da die emsige Rührigkeit, die das Kleinste treu verwaltet, die fröhliche Genügsamkeit, die bei Wenigem übrig hat, die stille Geduld, die Hunderte von Stunden zu Fuße geht, froh, wenn sie alle Tage um einige vorwärts gekommen.

Im Galopp geht es jetzt. Doch Galopp ist Schneckenspiel: auf den Flügeln des Dampfes fliegt man, Berg auf Berg ab, bald durch die Luft; des Hirsches Lauf, des Vogels Flug ist

dem Menschen zu langsam geworden, er denkt sich an einen Ort, und er ist am Ort. So rasch wie die Fahrt soll Alles gehen, so rasch will Jeder an jedem Ziele stehn. Der Junge will des Greises Lohn: hat er das A. B. C. gelernt, so bläht er sich mit Dünkel auf und glaubt jede Stelle der Welt passend für sich, d. h., wenn sie gut bezahlt ist; mit Dampf reitet er durch die Welt und dampfet fort, wo er sich niederläßt. Unbärtige Buben schulmeistern die Welt und hätten unsern alten Herrgott schon längstens abgesetzt, wenn es mit dem Maul zu machen wäre. Ich sah jüngst zwei Bürschchen aus einem Schloßhofe treten mit Flaum hinter den Ohren und Stößchen an den viereckigen Armen und steifen Ellbogen; der eine von ihnen konnte bestimmt das lateinische A. B. C. noch nicht schreiben, und doch traten sie aus dem Schloßhofe heraus, als ob sie sagen wollten: der Obergerichtspräsident sei gegen sie nur ein Tropf, und die Sonne werde eigentlich erst recht scheinen, wenn sie die Republik auf ihren viereckigen Ellbogen hätten. Tausende von Lehrbuben aller Art und allen Altern laufen so mit den Ansprüchen von Meistern herum und decken mit Unverschämtheit ihre Blößen zu, ersetzen mit Aufgeblasenheit ihre Erbärmlichkeit und schwindeln durch die Welt.

Die gleiche Schwindelei hat das Streben der Menschen nach Besitzthum ergriffen. Im Fluge soll das Glück erhascht werden, ein glücklicher Griff, ein glücklicher Wurf soll gewähren, woran man sonst das Leben setzte in treuer Arbeit.

Oben an steht das Börsenspiel, das Seelen auf und nieder rüttelt, riesenhafte Vermögen herumwirbelt, wie wir in unserem Ländchen keinen Begriff haben. Heute besitzt Einer Millionen, morgen kaum Geld zu einem Schuß Pulver; heute denkt Einer an's Hängen, und morgen klimpert er mit Tausenden, als ob es Zahlpfenninge wären. Neben diesem fürchterlichen Spiele stehen die Aktiengesellschaften, wo auf alles Mögliche spekulirt wird (nächstens soll eine Gesellschaft Aktien sammeln auf Bergwerke im Mond), wo Tausende, die reich werden wollen, blutarm werden, Wenige, Eingeweihte Hauptwürfe machen. An diese reihen die Lotterien sich aus allen Gegenden der Welt. Mich

wunderte nicht, wenn nächstens die türkische Krone ausgespielt würde, oder ein hannöverisches Ministerium, oder ein preußisches Erzbisthum, oder irgend ein Ehrenamt in Basel-Landschaft. Im Kleinen anfangen mag man nicht mehr, es muß gleich über Vermögen gehn. In stillem Fleiße den Kreuzer zum Kreuzer legen will man nicht mehr, es muß spekulirt sein. In emsiger Arbeit seine Tage brauchen, treu in dem Beruf, den man erlernt oder erwählt, ist nicht lustig: man spielt, um zu Genuß und Ruhe zu kommen. Mit den Händen arbeiten, Landmann, Handwerker sein, dienen, treu und fleißig, mag man immer weniger, das geht alles zu langsam: mit Händeln, Krämerlen, Pintenwirthlen, Rechtsagentlen, Schreiberlen, um Weiber Schachern, um Heimwesen, den Geschäftsführer machen ꝛc. kommt man viel weiter, meint man. Man beginnt ein solch Gewerbe, ohne sich darum zu kümmern, ob man es verstehe oder nicht. Es weiß gewiß mancher Pintenwirth nicht den Dotziger, den man mit Weingeist versetzt, von gutem Reifwein zu unterscheiden. Der Knecht will ins Welsche hingehen, die Magd auf Bern, in die Stadt, sie hoffen beide dort nicht bloß Arbeit, sondern einen guten Schick. Man sollte ihr doch in Bern Platz suchen, gab eine Magd den Auftrag, die lieber im Bette lag, als im Garten stand oder am Spinnrad saß, sie hätte gehört, man könne dort gar reich heirathen. Auf einen solchen Wurf hoffen sie, setzen für diesen Wurf Lohn, Gesundheit, Ehre ein und ziehen endlich Noth und Schande. Das sind die zahllosen Falliten, Geldstage unserer Zeit, mit dem Unterscheid nur, daß in den einen einige Millionen, in den andern nur einige Franken verloren gehen. Zum Kreuzer kann, mag man nicht mehr Sorge tragen, wie der alte Portales, darum kömmt man weder zu Millionen, noch zu Batzen, sondern zu Noth und Elend. Diese eigentliche Zeitkrankheit nimmt man gewöhnlich nur im Großen wahr, in Amerika, London, Paris ꝛc., und achtet nicht darauf, daß sie durch alle Klassen geht, bis auf die Hefen hinunter. Die Krankheit vermehrt die Zahl der Armen. Man merke auf, wie viel Pintenwirthe, Krämer, Rechtsagenten ꝛc. ꝛc. arm werden, vergeldstagt und immer mehr vergeldstagt werden.

Und wenn sie sich schon aufrecht erhalten, so werden ihre Kinder arm. Diese sind herrschelig oder bräuchig erzogen, an die Arbeit nicht gewöhnt, wollen da fortfahren, wo der Vater aufgehört, Vermögen ist keines da, und so werden ganze Schaaren derselben das Heer der Armen vermehren. Es hat reiche Häuser gebrochen, weil die Söhne nur den Glanz des väterlichen Hauses fortführen wollten, ohne die väterliche Arbeit; es hat Tausende von Söhnen vermöglicher Handwerker, Gewerbsleute an den Bettelstab gebracht, weil sie ihr Vermögen nicht dazu gebrauchen wollten, um da anzufangen, wo der Vater, weil sie nicht im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen wollten, des väterlichen Fleißes sich schämten, sondern das unter mehrere Kinder getheilte Vermögen sie in einem höhern Stand erhalten sollte, dem der Vater am Ende seines Lebens um seines Geldes willen anzugehören schien. Aber nicht nur vermehrt diese Schwindelei die Zahl der Armen unendlich, nicht nur hindert sie auch den Armen an emsigem Fleiße, den er nichts mehr schätzt, weil er glaubt, mit dem allein bringe man es nirgends hin, und es lohne der Mühe sich gar nicht, zu Wenigem Sorge zu tragen, „das b'schüße" doch nichts: sondern diese Schwindelei trägt neben den Ideen von Freiheit und Gleichheit bei der innern Verwahrlosung der Armen sehr viel bei zu dem Drohenden, das sie zu Tage stellen. Was soll der Arme machen, um reich zu werden? Das Börsenspiel kennt er nicht; zu Lotterien hat er kein Geld; zum Geschäftsmann ist er zu verhudelt; zu reichen Heirathen vielleicht zu alt: was bleibt ihm da für eine Hoffnung übrig, als eine Revolution, die gleich macht, was er gleich haben möchte; die frei macht, was für ihn gebunden war? Die gleich macht den Armen dem Reichen, die frei macht aus den Händen der Reichen ihr Vermögen und einer neuen Theilung unter alle Arme unterwürfig. Das ist der Wurf, der Griff, von dem sie träumen, auf den sie passen, auf den sie alle ihre Politik beziehen, auf dem alle ihre Freiheitsliebe ruht. Kein christlicher Sinn wahrt sie vor der Versuchung, schützt sie vor dem Verlockenden, das in solchen Träumen liegt; keine ihnen entgegenkommende Bruderliebe löscht den thierischen Haß und Neid; sie werden nicht zur Anschauung der innern Freiheit

und Gleichheit gebracht, nicht auf die Höhe gehoben, wo politische Freiheit und Gleichheit ihnen ein Gut ist: sie bleiben auf der Stufe stehen, auf der die Hunde zusammen stehen, wenn sie einen Haasen erjagt.

Hier nun gesellen sich zu ihnen sehr viele der sogenannten kleinen Leute, die nicht eigentlich arm und besteuert sind, es aber oft viel böser haben als der eigentliche Arme. Das sind die, welche mit Schulden beladen an einem kleinen Heimwesen kleben, mehr essen, als sie pflanzen, und nebenbei wenig verdienen mögen oder können; die daher mit ihren Zinsen immer im Rückstand sind, und Jahr um Jahr vor Augen haben, von ihrem Heimwesen gestoßen zu werden. Die sind gar übel daran, bös wie die haben es Wenige, wenn sie bei ihrem Häuschen bleiben wollen, oft nicht einmal Erdäpfel genug, Fleisch und Wein das ganze Jahr nicht, und wenn der Telleinzieher kömmt, wissen sie vor Angst nicht, sollen sie unter's Bett schlüpfen oder in den Schaft, damit das Weib sagen könne: der Aetti sei nicht daheim und hätte den Schlüssel mitgenommen im Vergeß; man solle ein andermal wieder kommen.

Es sind die, welche mit ihrem Verdienst nicht recht auskommen mögen, vielleicht, weil die Frau die Haushaltung nicht gehörig zu rathsamen weiß, oder weil sie selbst einen übeln Gebrauch haben, der Geld kostet, oder eine durstige Leber ꝛc.: welche daher keinen Sparpfennig haben, nach einigen Tagen Krankheit in Noth sind; die theures Brot bald in Mangel versetzt; die mit Zittern und Beben den Winter kommen sehen und, wenn sie Winterstrümpfe kaufen, oft den Krämer mit dem Hechler trösten müssen: den hätten sie noch nicht gehabt; wenn der gekommen sei, so hätten sie etwas Flachs zu verkaufen, und aus dem gelösten Gelde wollten sie dann bezahlen. Es sind hauptsächlich auch die Fabrikarbeiten, die viel verdienen, viel verbrauchen, keinen Kreuzer erübrigen; die bei der geringsten Stockung der Geschäfte im Elend sind. Unter diesen Leuten ist die Unzufriedenheit auch eingerissen, die christliche Geduld ausgegangen, das Fieber der Schwindelei hat viele ergriffen, einen Wurf, einen Griff möchten sie thun. Möchten die Gültbriefe verbrennen, Matten und Aecker

theilen, in schöne Häuser sich setzen und brauchen, was da ist. Alle diese Leute sind eins mit den Armen gegen die Reichen, theilen die gleichen Träume, die gleichen Gelüste, und würden auch ihre Hände vereinigen im Augenblick des Ausbruches. Die armen Leute! Sie würden nichts gewinnen: wenn sie genug geraubt, gebrannt, gemordet hätten, so würden sie uneins werden unter sich, würden bald wieder zusammengebunden, zusammengeschnürt werden, und wären dann nur um so elender, müßten um so bitterer Hunger leiden, je mehr sie zerstört, je wüster sie gethan hätten.

So weit hat man unter den Gesetzen, unter Verfassungen den Menschen kommen lassen, weil man nur das Aeußere betrachtete, das Innere mißachtete, durch die verdammte Juristerei (offenbar als Reaktion gegen das überwundene Pfaffenthum eingerissen, nun aber wieder einer Reaktion bedürftig, damit die Völker wieder auf christlichen Boden kommen) das Christenthum zu ersetzen trachtete. Es ist wirklich ein sinnlos, verruchtes Treiben, mit klingen, schönen Worten den Armen den Speck um den Mund herum zu ziehen, die Würste im Rauchfange zu zeigen, und sie sollen hungerig und durstig von den schönen Worten leben, geknebelt am Boden, mit dem wilden Thiere in sich!

Daher kömmt die Noth.

Man wird meinen, ich habe zu grell geschildert: man sehe und höre selbst, dann urtheile man.

Man wird meinen, ich habe zu weit umhergesucht und in einen Zusammenhang gebracht, was natürlicherweise in keinem steht. Man irrt sich. Wer Zeiterscheinungen beleuchten will, darf seinen Blick nicht nur an eine Scholle heften. Was er vereinzelt auf dieser sieht, begreift er nicht: was er ringsum sieht, erklärt ihm natürlich, was ihm ein Wunder schien oder widernatürlich. Hätten unsere Alten und unsere Neuen ihre Blicke noch wo anders gehabt als nur in ihren Leisten und ihren Gläsern, in ihren Zeitungen und großväterlichen Ueberlieferungen, in ihren Audienzstuben und Rathssälen: sie hätten manche Dummheit weniger begangen, manches Uebel zu rechter Zeit erkannt, manche Ehre statt mancher Schmach geerntet.

Drittes Kapitel.

Suchen die Leute Hülfe in der Noth, und wo?

Es giebt wohl Leute, die nicht nur wie die Bären den Winter durch, sondern Tag um Tag, Jahr für Jahr schlafen: diese haben von dieser Noth noch nichts wahrgenommen. Es giebt Leute mit hartem Schlaf. Das ganze Haus ist in Brand, es knistert, sprätzelt, prasselt oben und unten, Flammen, Rauch um und um: sie erwachen nicht; sie erwachen nicht, bis die Flamme aus ihrem Hauptkissen lodert, das Dachbett dampft, der Strohsack in hellen Flammen steht: dann schrecken sie auf, rollen die Augen, verwerfen die Hände, aber schreien können sie nicht mehr, können nicht aufspringen, können nur im Feuer sich wälzen und elendiglich verbrennen. Solche Menschen kann ich auch nicht wecken, die verstehen mich nicht; ich möchte schreien, wie ich wollte, sie würden sagen: dä redt doch afe udütlig.

Es giebt aber sehr viele Leute, welche diese Noth erkennen, darüber jammern; es giebt dieser Leute so viele, daß diesen Jammer überall man hört. Nur ist's seit einiger Zeit still, stille darüber unbegreiflicher Weise in vielen Rathssäälen. Aber die Leute jammern nicht nur, sie schreien auch nach Hülfe, sie rathen ab, was diese, jene machen könnten, machen sollten, und denken auch hie und da, aber sehr selten, nach, was sie selbst vorzukehren, zu thun hätten in dieser Noth.

Was nun die Leute rathen und sagen, mag kürzlich in Folgendem bestehen; ich will es anführen und nach meiner Ansicht würdigen. Nichts für ungut, ihr lieben Leute! ihr redet, und redet da, wo ich nicht reden darf: so erlaubt mir die Rede wenigstens da, wo das Gesetz sie mir nicht verbietet.

Es giebt kurz angebundene Leute, mit kurzen Mitteln bei der Hand, und diese meinen, man solle alle Unterstützungspflicht aufheben, und denen, welche es ohne fremde Hülfe nicht machen können, rathen die einen, sich an die freie Mildthätigkeit zu wenden, andere meinen, das Kürzeste wäre, sie todt zu schlagen.

Das Letztere wäre allerdings das Kürzeste, es wäre den Handschuh dargeworfen, den Krieg begonnen. Wer einen Kopf hat, dem kein Zaunstecken eine Beule macht, ein Leder, durch das weder Kugel noch Mistgabel gehen, der versuche es. Das wäre ungefähr, wie wenn man queer durch einen angeschwollenen Fluß einen Damm ziehen wollte. Mit solchen Dämmen erzeugt man nichts als verheerende Ueberschwemmungen, die andauern, bis die Dämme weg sind. Zweihundertjährige Sitte läßt sich nicht abschaffen wie ein altes Ruhbett, ein verlöcherter Schlafrock, und besonders eine Sitte nicht, von welcher viele Tausende leben, und zwar von Jugend auf. Und wenn man auch diese Leute an die freie Milde weiset, an die christliche Barmherzigkeit, so hilft man ihnen nicht nur nichts, sondern man gräbt ihnen geradezu noch ab, was ihnen bis dahin das christliche Mitleid gab. Die Armengesetze entstunden sicher viel aus dem Grunde, weil viele besser Gesinnte nichts mehr geben wollten, indem Viele und Reichere auch nichts gaben, die ganze Last ihnen überließen. Wenn die nichts geben wollten, so thäten sie auch nichts mehr. So sprachen sie ehemals, so sprachen jetzt wieder Viele, und weisen die Armen an die Gemeinden: so würden, wenn die Gesetze aufgehoben würden, der Andrang der Armen zu Einzelnen sich mehrte, noch viel Mehrere sprachen; es würde Niemand mehr etwas geben wollen. Ich will nicht vom vermehrten Bettel reden, dem die Polizei, welche zu vornehm geworden ist, um sich mit Bettlern zu befassen, noch weniger wehren würde, als sie dem gegenwärtigen überhandnehmenden wehrt; will auch nicht vom Diebstahl reden, dem die Polizei noch weniger zu begegnen wüßte, als der gegenwärtigen Unsicherheit: von diesem allem will ich nicht reden, denn es würde Krieg geben und nicht bloß Diebstahl und Bettel. Den wird man doch nicht wollen.

Fast eben so kurz reden die, welche der Unterstützungspflicht den Einzelnen ebenfalls entladen, die Tellen aufheben, die Pflicht selbst aber dem Staate zuschieben, mit andern Worten, das Armenwesen centralisiren wollen.

Das Wort centralisiren ist heut zu Tage ein beliebtes Wort, in einer Republik sollte es ein gehaßtes sein. Napoleon liebte es,

und mit Recht, denn er war ein wirkliches Centrum, das die einzelnen Theile anziehen, festhalten, übersehen, ordnen konnte mit der in ihm wohnenden Kraft. Sobald er aber als Centrum weg kam, und eine Regierung ohne Kraft und Uebersicht an seine Stelle, so begannen auch in Frankreich die Folgen aller der Centralisationen sichtbar zu werden, und eine davon ist ganz bestimmt das jährliche Steigen der Ausgaben und Abgaben. In einer Republik aber sollte man, was nicht centralisirt ist, nicht centralisiren wollen.

Es tödtet alles allgemeine Interesse am allgemeinen Wohl: das sei Regierungssache, heißt es; es hemmt alles Heranbilden der Menschen vom Kleinern, Spezielleren zum Bedeutenderen, Allgemeinen; es rottet am Ende alle tüchtigen Bürger aus und stiftet eine eigene Regierungskaste, deren Mitglieder sich dann vorkommen wie Eichen unter niederm Gesprüz, wie Vokalen unter Konsonanten. Jeder wird mehr und mehr auf sein persönliches Interesse zurückgewiesen, und es bildet sich die Meinung, daß nur die bezahlten Staatsbeamteten zu dem allgemeinen Wohl zu reden, dasselbe zu besorgen hätten. Damit ist aber auch der Stoff gegeben zu einer landzerreißenden Opposition. Es führt zu dem unchristlichen, unbürgerlichen Grundsatz, daß um das so genannte allgemeine Beste sich nur bezahlte Beamtete zu kümmern hätten, und löscht alles freie Wirken der Liebe, alle Gemeinnützigkeit aus. Wo aber ein Staat dieser Liebe, der gemeinnützigen Thätigkeit keinen Raum mehr giebt, da steht er stracks dem Christenthum gegenüber, tödtet alle Vaterlandsliebe, wird zum recht eigentlichen Antichrist, der die Engherzigkeit pflanzet, welche nur den Grundsatz kennt: was dich nicht brennt, blase nicht; selber essen macht fett.

Ferner muß ich fragen: wo ist das Centrum bei uns, das mit seiner Kraft Alles anzuziehen, zu beherrschen vermag? Ich will bei dieser Frage stehen bleiben und zu ihrer Beantwortung Bedenkzeit geben. Wenn man von Centralisiren spricht, so kömmt mir immer vor, als stelle man sich die Staatskasse als Centrum vor, wie in trocknen Sommern das Brünnlein auf dem einsamen Berge das Centrum für die dürstenden Kühe wird, wie

eine schlafende Kuh mit strotzendem Euter in dunklen Nächten auf einsamer Weide der Mittelpunkt schwärmender, lüsterner Fledermäuse wird.

Ein solches Centralisiren kostet ungeheuer viel Geld; man frage nur das Baudepartement im Kanton Bern. Werden damit die Straßen besser? Man frage das Publikum. Vor Allem müßten circa hundert Pöstlein errichtet werden mit circa 50000 Lvr. Einkünften. Nun fände man Leute genug zu dem Einkommen: aber fände man Leute hinreichend zum Amte? ich glaube es nicht. Fremde, mit den Verhältnissen Unbekannte kann man hier nicht brauchen. Die Ansprüche an den Staat würden sich verhundertfachen. Gar mancher, der sich schämte, vor die Gemeinde zu gehen, würde ungescheut vom Staate fordern; gar mancher, dem Privaten gegenwärtig helfen, würde an den Staat gewiesen, seine Ansprüche mit vielfachen Zeugnissen belegt werden. Es kommen manchmal fremde Leute und betteln, sie haben ein eigenes Häuschen; es streicht ein alter Länder bettelnd im Bernbiet herum, daheim hat er vier Kühe im Stall, aber kein Länder würde ihn verrathen. Je unbekannter der Geber mit den Armen ist, desto frecher werden ihre Forderungen, desto häufiger wird er angesprochen. Ja, da macht man Gesetze, wird man sagen, da stellt man Bestimmungen auf, da wollen wir wohl vor solchem Mißbrauche sein. Ach, geht mir mit den Gesetzen. Eben weil man den Gesetzen vertraute und immer und ewig Gesetze machte, sind wir bis dahin gekommen. Es ist wirklich recht lächerlich und recht traurig, wie man mit der Gesetzmacherei einen Unfug trieb und treibt; wie man meint, Gesetze machen, heiße regieren, und Gesetze machen könne ein jeder, der seinen sitzenden Theil auf eine grüne Bank abgestellt hat. Gesetze an sich sind todt: man muß jemand haben, der sie lebendig ins Leben trägt. Wo sind nun die Leute, welche Gesetze lebendig machen? Ja, wenn Alles so gute Ruhe hätte im Lande, als manche Gesetze, dann hätte ja der ewige Sabbath angefangen im Lande.

Und wenn alles dieses nicht wäre, so könnte doch der Staat das Uebel nicht bei der Wurzel fassen; er könnte keine Liebe brin-

gen in das Verhältniß der Armen zu den übrigen Menschen; er könnte das Innere der Armen nicht in Liebe pflegen und hegen, daß es ein anderes würde nach und nach.

Möglich ist's, daß man mir sagt, ich verstehe das Centralisiren nicht, man verstehe unter Centralisiren nicht das Ausgeben, so daß die Staatskasse ungefähr wie ein Futterkasten dargestellt werde, aus dem Angestellte mit Kübeln schöpften und den Haber mäßweise unter das Volk würfen. Man verstehe unter Centralisiren nur das Centralisiren der Einnahmen, so daß man sämmtliche Armengüter zusammenwürfe und dazu noch einen Theil der Vermögenssteuer und Grundsteuer nähme, und nun dieses Geld unter die verschiedenen Gemeinden billig austheilte, damit die Gemeindräthe, welche es bisher gethan, es wieder billig an die Armen vertheilten.

Ich will mich nicht darüber einlassen, ob wohl das Centralisiren der Armengüter ein rechtliches wäre. Aber es würde mich mahnen, wie wenn eines armen Mannes Hütte brennen würde, und seine ganze armselige Habe den Flammen preis gegeben wäre, und barmherzige Menschen stürmten nun eines reichen Nachbars Haus und trügen sein reiches Eigenthum, Schiff und G'schirr, Hausgeräthe aller Art dem Feuer zu und würfen es mitten hinein. Damit das Feuer dieses fassen und die arme Habe des Armen verschonen möchte. Die Thoren machen nur, daß das Feuer um so größer wird, der Brand um so weniger zu löschen, und der Arme und der Reiche um so schneller um ihre Sache kommen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß man nicht nur mit Geld der Noth nicht abhilft, sondern daß man, je mehr Geld man auf die bisherige Weise in die Armennoth hineinwirft, die Noth nur um so mehr vergrößert, gefährlicher macht. Ungefähr dasselbe giltet bei dem Centralisiren der Tellen zu Grund- und Vermögenssteuer. Man lasse sich nicht täuschen durch das Wort „Abschaffung der Armentellen", als ob dann nichts mehr für die Armen bezogen werden sollte. Das Geldgeben wechselt nur Namen und Bezieher, die Gemeinde bezieht nicht mehr Tellen, sondern der Staat bezieht Grund- und Vermögenssteuer. Wer Grund und Vermögen hat, muß nun freilich nicht mehr tellen,

aber steuren. Ich weiß nicht, ob dieses einen großen Unterschied macht. Ja, freilich macht dieses einen großen Unterschied, wird man sagen, denn nun müssen viele Millionen zu der Armenlast steuren, die früher zu ihr nicht tellten, und es ist recht, daß alle, welche den Nutzen vom Bestehen des Staates haben, auch dessen Last tragen helfen. Ich bestreite das Letztere gar nicht, aber man gewinnt damit nichts. Nimmt man das Armengeld aus einer Centralkasse, so centralisirt man damit die Armenbesteurung, d. h. man verbreitet die Armennoth über alle Theile des Landes gleichmäßig. Man vergesse doch nicht, daß die Armenlast bis dahin gar verschieden war: im Bisthum gering, im See- und Mittelland nicht drückend u. s. w. Centralisirt man nun das Geld, so centralisirt man auch die Ansprüche, und kann bald ins Bisthum und Seeland so viel steuren, als man jetzt im Emmenthal und Guggisberg steuert. Die Vermögenssteuer wird bei weitem weniger abwerfen, als man sich denkt, wird Geld aus dem Lande ziehen, vielleicht den Geldzins erhöhen, und die Hauptlast doch auf die Grundsteuer fallen. Und wenn nun die centralisirte Armenlast um so viel mehr verschlingt, als früher die spezialisirte, und wenn die Bergländer ihre langen, hohen und breiten Berge vergrundsteuren müssen, so wird man bald inne werden, was für ein Unterschied zwischen Steuren und Tellen sei. Und wenn die Gemeindsbehörden als Armenpfleger das Geld nicht mehr direkt aus dem eigenen Sacke zu nehmen haben, sondern aus der Staatskasse zu beziehen, so wird nicht nur im Allgemeinen eine weit größere Sorglosigkeit eintreten, als bis dahin bereits war, obgleich es das eigene Geld kostete, sondern es wird bestimmt manche Gemeinde expreß und absichtlich viel reichlicher spenden, als bis dahin, und nutzlos, nur damit sie nicht zu kurz komme im Beziehen, die und jene Gemeinde nicht mehr erhalte. Sie rechnen nicht, daß ihr eigen Geld mit dabei ist. Da kann man von Bern aus lange wachen wollen und Gesetze machen, da fehlt die Handhabung und administrative Kunst. Ich will es aufrichtig sagen, die Gemeinden scheinen mir nicht im Stande, hier recht zu walten; die Vergangenheit lehrt es. Gemeinden als Gemeinden haben kein Herz im Leibe. Wo

sie das Geld eintreiben mußten zu ihren Liebeswerken, da war Widerwillen; wo sie es vorliegend fanden als Gabe alter Liebe Verstorbener, da wurde es den Enkeln unmöglich, die alte Wärme in die Gabe zu bringen. Was Liebe gestiftet, theilte Gleichgültigkeit aus; es wird als Recht gefordert, in kühler Pflichterfüllung gegeben. In den einen Gemeinden war zu viel Unverstand, in andern zu viel Berechnung; in den einen eine gräßliche Rücksichtlosigkeit, in andern eine gräßliche Rücksichtlichkeit; in den einen zu viel Lasten, welche die Liebe lähmten, in andern zu viel Geld, welches den Hochmuth gebiert und den Geiz und die Unverschämtheit, jedenfalls nicht Verstand giebt, wenn man sonst keinen hat. So wurde viel gegeben, aber der Gabe nicht nachgesehen, es war kein Segen dabei: je mehr man gab, desto mehr Arme forderten, und um so unverschämter. In jedem Gemeindrath ist eine Minorität, welche das Bessere möchte: aber sie vermag sich selten Bahn zu machen. Es ist merkwürdig, wie der Eigennutz und die Dummheit viel kühner und aufbegehrischer sind, als die bessere Einsicht und der bessere Wille. Mit aller möglichen Energie schlägt der Unvernünftige, der seinen Vortheil sucht, oder Vorurtheilen fröhnt, auf den Tisch, donnert, daß die Wände krachen, wenn er Widerstand findet, und intriguirt und spielt unter dem Hütli, bis er seinen Willen durchgesetzt, die Mehrheit auf seiner Seite hat. Während der Bessere meint, die gute Sache sollte eigentlich selbst siegen, wenig nachläuft, wenig ansetzt, sich doch am Ende nicht ganz unwerth machen will, sich mit dem Spruche zur Ruhe legt: nun in Gottes Namen, ich habe ihnen meine Meinung gesagt: wenn sie nicht wollen, so können sie es sein lassen; ich kann nicht helfen. Ueberhaupt fürchtet man sich gar leicht und nicht nur vor einander, sondern gar leicht auch vor unverschämten Armen; man giebt ihnen, um ihrer los zu sein, weil man keine Kraft hat, sich vor ihnen sicher zu stellen. Auch herrscht bei einer Menge Magnaten zu Stadt und Land ein fürchterlicher Kastengeist, auf den ich später zurückkomme: der will gar nicht, daß der nicht mehr arm bleibe, selbstständig werde. Der Arme soll arm bleiben, aber nichts kosten; so meinen es diese Thoren.

Es wäre, wie viel Geld man auch den Gemeinden geben würde, rein unmöglich, sie dahin zu bringen, daß sie vereint die Hand an die Wurzel des Uebels legen. Es nähme mich Wunder, woher man einen Gesetzesredaktor berufen wollte, um Gemeinden durch Gesetze dahin zu bringen, mit vereintem Willen das Uebel anzugreifen. Ich bin überzeugt, man müßte nicht nur änet a blaua Berg und änet a Bodesee, man müßte auch änet ans blaue Meer, ja änet a üsi blaue Luft.

So wird durch das Centralisiren wahrhaft nichts gewonnen, im Gegentheil, das Uebel viel schlimmer gemacht; ich will nicht einmal England zu Hülfe rufen, um dieses zu beweisen. Aber auch die Gemeinden als solche können von sich aus dieses Uebel nicht hemmen, nicht abwenden; sie sind in diesem Augenblick wirklich in trostloser Lage. Ueber den Kopf wächst ihnen das Uebel, der Boden weicht unter ihren Füßen, sie schreien nach Hülfe, und Andere schreien über die Gemeinden, und die Dritten ins Blaue hinein — so schreit Alles — und wer hilft?

Nun muß ich, beiläufig nur, mich erklären, daß die Gemeinden allerdings mit Recht um Hülfe rufen, und daß den Gemeinden in Erfüllung ihrer Verpflichtungen der Staat helfen soll. Als den Gemeinden die Armenlast aufgelegt wurde, war sie eine ganz andere als jetzt: sie wurde unter die Gemeinden vertheilt, damit Ordnung im Lande eingeführt, die Masse des Gesindels vereinzelt, und durch Aufsicht über Einzelne die Gemeinden an der Einführung von Ordnung im Lande Theil nehmen müßten. Der Zweck wurde erreicht; aber ein ander Uebel entstand daraus für die Gemeinden: nun ist es billig, daß der Staat auch den Gemeinden beistehe. Nun hat der Staat den Gemeinden sich nicht nur nicht genähert, sondern sich entfernt. Die bestehende Armencommission ist sehr respektabel, aber ihre Stellung eine rein unnatürliche. Sie giebt hie und da, wo sie angesprochen wird; und angesprochen wird sie, wo man ihre Existenz kennt: aber in einer Menge Gemeinden kennt man diese Existenz gar nicht, spricht sie nicht an. Was sie daher giebt, scheint rein wie Allmosen und ist durchaus nicht als eine Verbeiständung der Gemeinden anzusehen. Die Armenrechnungen wer-

den passirt, aber rein aus dem Gesichtspunkte, wie der Staat auch andere Rechnungen über Korporationsgüter passirt: auf den Inhalt derselben, der außer dem Gebiete der Zahlen liegt, wird gar nicht gesehen. Ehedem ließ sich der Staat in der Armenpflege der Gemeinden durch den Pfarrer vertreten. Er erkannte dadurch den Grundsatz an, daß im Armen ein Innerliches zu wahren sei, daß es mit dem äußerlichen Geben nicht gemacht sei, sondern daß eine besondere Intelligenz im Vertheilen der Gaben walten müsse, und namentlich besonders die Kinder besonderer Aufmerksamkeit werth seien. Er erkannte dadurch den Grundsatz an, daß der Staat Theilnehmer sei an der Armenpflege. Auch dieses Band ist zerrissen. Seit dem neuen Gemeindgesetz wird der Pfarrer betrachtet als ausgeschlossen von der Armenpflege. Die Juristerei hat sich an den Grundsatz gehalten: wer bezahlt, der befiehlt; da also der Staat nichts bezahlen wollte, so hat er auch gefunden, das Mitreden zieme ihm auch nicht mehr, und hat seinen Vertreter zurückgenommen. Viele Gemeinden freuen sich über diese Emanzipation. Ob mit Recht? fragt sich. Auf jeden Fall ist dadurch die Sache auf eine Spitze gestellt, wo sie nicht bleiben kann. Der Staat muß den Gemeinden helfen. Aber vor Allem aus mit Intelligenz, die fehlt noch mehr als Geld; er muß sich vertreten lassen in der Armenpflege. Zweitens muß er helfen mit seiner Kraft. Ehedem machte man mit einem schlechten Kerl kurzen Prozeß: wenn ein Ammann über einen klagte, so warf ihn der Landvogt an Schatten. Jetzt verpallisadirt sich ein solcher hinter einen Berg von Gesetzen, den Grundsätzen persönlicher Freiheit, und die Gemeinde kann gar nicht an ihn kommen; er lacht sie nur aus hinter seinem Schilde, von einem Rechtsagenten verbeiständet, vielleicht noch von einem Richter begünstigt. Da muß der Staat helfen: seinen Arm leihen, solche Leute in die Finger zu nehmen, und zwar auf solche Weise, daß es wenig oder nichts kostet und auch ihnen an Leib und Seele frommt. Erst drittens kömmt das Geld, mit welchem allerdings der Staat auch zu Hülfe kommen soll, indem auch er an der Armenlast schuld ist, und zwar eben durch allerlei Gesetze, und weil es ein

allgemeines Uebel ist, unter dem Alle erliegen würden, wenn man sich nicht aufmachte gegen dasselbe. Und ich denke, wenn guter Wille vorwaltet, so wird sich der billige Antheil, den der Staat den Gemeinden an ihre Lasten giebt, aber wohl verstanden, nur einen Antheil, und zwar den kleinen Theil, wohl ausmitteln lassen. Und ich denke, wenn guter Wille kommt, und die grenzenlose Liederlichkeit in einigen centralisirten Verwaltungszweigen aufhört, der Gefräßigkeit einzelner Angestellter Schranken gesetzt wird, so würde sich das Geld dafür wohl finden lassen. Wie viel im ganzen Lande für Arme getellt wird, soll man in Bern wissen, wenn die eingeforderten Tabellen nicht da vergraben sind, wo freilich die Diebe nicht nachgraben und sie stehlen, wohl aber die Schaben und der Schimmel sie verzehren, und zwar unvermerkt. Aus diesen ließe sich berechnen, wie viel Procent der Staat übernehmen könnte, und auf welche Weise.

Wenn aber auch dieses wichtige Verhältniß zwischen Staat und Gemeinden gefunden, beide auf freundschaftlichen, einigen Fuß gestellt würden: dem Uebel wäre denn doch nicht die Axt an die Wurzel gelegt, wäre ihm das Krebsartige, Feindselige nicht genommen: es wäre nicht den Armen eigentlich geholfen, sondern den Gemeinden; es würde die Armuth wohl hemmen in ihrem Anwachsen, sie aber nicht ändern in ihrer Natur.

Neben den vorhin dargethanen radicalen Ansichten über die Hülfe in der Armennoth geben sich noch andere kund, welche von gewöhnlicheren Mitteln Hülfe hoffen, und welche bei freundlichem Handbieten des Staates und der Gemeinden diese Mittel als vollkommen genügend annehmen. Sie weisen auf die besseren Schulen hin und sagen: darauf müsse man besonders halten, daß arme Kinder fleißig in die Schule gehen, rechnen und schreiben lernen: gut geschulte Menschen kommen immer durch die Welt; und die Schulen seien jetzt so, daß die Kinder allenthalb das Nöthige lernen könnten. Ich will nicht davon reden, daß das Schulgesetz namentlich in Bezug auf den Schulbesuch armer Kinder gar sehr schlecht gehandhabt wird, sondern behaupten, daß das Schulen armer Kinder eben so viel schaden als

nützen kann. Man giebt doch nach und nach zu, daß das Erziehen die Hauptsache sei, und nicht das Schulen; so wie der sittliche Werth eines Menschen weit höher zu halten ist als irgend eine Kenntniß oder Fertigkeit. Die Abgötterei, die man mit der Schule trieb, geht vorüber. Wenn man nun ein unerzogenes, sittlich verwahrlostes Kind geschickt in den Schulen macht, so wird es ihm weit eher schaden als nützen. Es wird pfiffiger, begehrlicher, wird hauptsächlich hineingerissen in die Schwindelei der Zeit, mag nicht mehr fleißig sein, will händelen, g'werben u. s. w. Daher auf dem Lande die Sprüchwörter: je gelehrter, desto verkehrter; je geschickter, desto fäuler ꝛc.; die Meinung, daß, wer rechnen und schreiben könne, ein Schreiber werden müsse oder sonst etwas Apartes. Sehr selten wird in einer Schule der sittliche, religiöse Einfluß auf das Gemüth des Kindes so stark, daß er den häuslichen Einfluß ersetzt oder gar denselben aufhebt. Von den Schulen an sich hoffe ich daher durchaus keine Heilung der ansteckenden Krankheit der Armuth; es ist schon viel, wenn sie dieselbe nicht noch verschlimmern helfen.

Man wird dieses vielleicht zugeben, aber dann hinzusetzen: ja, allerdings kömmt auf das Erziehen viel an; darum muß man die Kinder besser verdingen als bisher, viel mehr darauf sehen, wem man sie anvertraut.

Ich habe schon vorhin über das Verdingen gesprochen, als auf einen eigenen Erwerbszweig darauf aufmerksam gemacht, aufmerksam darauf gemacht, wie die Kinder da recht eigentlich ausgenützet werden; wie eine arme Familie von einem noch ärmeren Kind leben will, oder wie einem Reicheren ein armes Kind seine Haushaltung soll fördern helfen, und wie da seine schwachen Kräfte auf wirklich unmenschliche Art ausgebeutet werden. Nun zweifle ich, daß man auch bei größerer Vorsicht bei einzelnen Familien für so viele Kinder viel bessere Unterkommen finden wird. Ich will nicht sagen, daß es nicht viele brave, verständige Familien giebt: aber die meisten derselben befassen sich nicht mit Erziehung fremder Kinder, haben weder Platz noch Lust für solche. Brave Familien, die Kinder aufnehmen, können doch vielleicht neben aller ihrer Rechtschaffenheit zur Erzie-

hung durchaus nichts taugen, haben entweder den Verstand nicht dazu, oder nicht Zeit, oder nicht Kraft, welche namentlich ganz besonders denen fehlt, welche keine eigenen Kinder haben. Zudem herrscht in den meisten Häusern auf dem Lande die verderbliche Sitte des Kiltganges, welche die Herzen so vieler Kinder vergiftet und sie dem Laster und der Armuth weiht für ihr ganzes Leben. Ich habe das Verdingwesen an manchem Ort und von mancher Seite betrachtet und manchmal fast Blut geschwitzt darüber. Ich will nicht in Abrede stellen, daß viele verdingete Kinder brav geworden seien; aber das widerlegt mich nicht. Ich gebe auch gerne zu, daß man immer noch Ehen, häusliche Kreise findet, in deren Verband ein Kind wie das eigene aufgenommen, mit Ernst und Liebe Gott zugeführt wird, die zugleich in den äußerlichen Umständen sind, der Lage der Kinder angemessen. Einer solchen vertraue man Kinder mit Freuden an; wer eine solche weiß, bezeichne sie den Gemeinden, sie wird ein wahrer Fund sein; denn eine solche Ehe ist allerdings der natürlichste Kreis, in den ein armes Kind gebracht werden kann; aber sie werden selten sein, solche Kreise, wo das Kind an Leib und Seele das Nöthige empfängt, nicht mehr geben muß, als man ihm giebt. Ob man mir meine Ansicht zugeben wird, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mir Viele antworten werden: man kann dann immer noch nachhelfen; wenn die Kinder einmal erwachsen sind, so thue man sie zu guten Meistern, daß sie ein Handwerk lernen; bei diesen lernen sie dann schon gehorchen und kommen später zu schönem Brot. Man hält wirklich auf Handwerkbildung viel, thut sich viel zu gut darauf und erwartet viel davon: und wieder mit Unrecht, weil man wieder dieses nur vereinzelt, nur von der Oberfläche betrachtet, wie ich es schon vorhin bei der Schule zeigte. Auch hier kann ich behaupten, das Handwerklernen schade so viel, als es nütze. Man täuscht sich furchtbar, wenn man meint, es brauche weiter nichts, als Kinder zu einem Beruf zu bestimmen und sie zu irgend einem Meister zu thun; so sei das Ding vollbracht, das Kind nun eine Frau Meisterin, ein Herr Meister. Es sind von Privaten, Stadt- und Landgemeinden eine Unzahl Kinder Handwerken ge-

widmet worden, und ein sehr großer Theil derselben mißriethen, nicht viele harrten als ehrenwerthe Meister in ihrem Berufe aus. Eine ehrenwerthe, tüchtige Gesinnung, einen ächt christlichen Sinn bedarf der junge Mensch, wenn er in der rohen Gesellenwelt nicht liederlich werden, sondern vorwärts streben, bedarf das junge Mädchen, wenn es unter leichtfertigen Gespielen nicht leichtfertig werden will. Auf Sand gebaute Grundsätze oder auswendig gelernte Antworten statt der Grundsätze halten da nicht aus. Es bedarf der Mensch, wenn er ein bestimmtes Handwerk beginnen soll, bereits die Gewohnheit zur Arbeit, eine geübte Kraft, gestählte Muskeln und eine rührige Emsigkeit; er muß ob der Lust zur Arbeit die Lust zu einem müßigen Leben vergessen können. Er muß allerdings auch die nöthige Schulbildung besitzen, sein Verstand muß geschärft, sein Urtheil geübt sein, sein Auge schauen und betrachten können; ohne dieses giebt er nie einen Meister. Endlich muß er auch einen Meister finden, der den Menschen in ihm anerkennt und den Meister aus ihm herausbilden will.

Es bedarf daher der werdende Handwerker eine sehr tüchtige sittliche und intellektuelle Vorbereitung, wenn nicht Geld und Zeit und Mensch verloren gehen sollen. Nun gedenkt man leider an die Nothwendigkeit dieser Vorbereitung weder zu Stadt noch Land, meint, man könne Jemand zu einem Schuhmacher, Schneider, Schlosser machen, wie man auf das Papier schreiben kann, mit rother oder schwarzer Tinte, deutsch oder welsch.

Mit diesem Leichtsinn in der Bestimmung zum Handwerk, mit dieser liederlichen Gutmüthigkeit hat man zerstörend eingewirkt auf den Handwerksstand, hat die alte Handwerksehre häßlich befleckt. In den bessern Gemeinden des Landes hat man schon seit einiger Zeit recht gut für die armen Kinder zu sorgen gemeint, wenn man sie Handwerke lernen ließ; denn dieses kostete mehr, als wenn man sie g'rad ane bei einem Bauer ließ. Aber nie sah man darauf, wo der Knabe vorher gewesen, was er gelernt, ob er auch die nöthigen Schulkenntnisse dazu besitze; die Auswahl geschah gewöhnlich auf folgende dreifache Weise. Das giebt keinen Knecht, sagte man, wenn man ein halblahmes,

halbblindes, verwachsenes Kind vor sich sah: man muß das zu einem Handwerk thun, es ist gar eine elende Person, eine schlechte Kreatur. So ein Kind that man dann zu einem Handwerk. Oder es war ein gar wildes, böses Kind, mit dem man nichts anzufangen wüßte, das nirgends gut thun wollte; dann erklärte man: dem muß man einen Meister suchen, so recht einen handfesten, kuraschirten. Ich wüßte einen, sagte man, der hat schon Manchen rangiert. Nun frug man nicht: ist's ein Tischmacher, oder ein Maurer? sondern man übergab ihm den Knaben, weil er ein kuraschirter war.

Oder es kam ein Kind vor die Gemeinde und begehrte, ein Handwerk zu erlernen. Man frug dasselbe: weißt du einen Meister? Gewöhnlich wußte es einen. Man frug nach dem Lohn, und wenn man mit demselben zufrieden war, oder mit dem Meister darüber einig werden konnte, so ward das Kind ohne große weitere Untersuchung zum Handwerk gethan. Man kann sich aber denken, in wie fern ein Kind beurtheilen konnte: ob ein Meister tüchtig sei, ein Handwerk zu lehren. Es ist eine merkwürdige Dummheit, die man noch nie so recht beleuchtet hat, daß man annimmt, jeder Handwerksmeister sei auch ein Lehrmeister und könne Kinder zum Handwerk erziehen, müsse Lehrbuben haben. Es ist das Lehrbubenhaben wiederum an sehr vielen Orten durchaus nichts Anderes als ein verfluchtes Ausnutzen armer Kinder, als ein Diebstal an ihrer Zeit, an ihrem Gelde, oft an ihrer Gesundheit. Man sollte öffentlich die Meister zeichnen, welche ob armen Kindern reich werden, ihre eigene Trägheit durch sie ersetzen wollen; und wiederum sollten sich Andere recht eigentlich dem Erziehen von Lehrlingen wiedmen.

So wenig aber ein Kind die Auswahl versteht, so wenig giebt sich meistens die Gemeinde darum Mühe. Man hat gar keinen Begriff davon, daß ein Kind einem Meister weit eher seine Fehler als seine Künste ablernt.

Wenn man z. B. ein Kind zu einem Schuhmacher thut, der so langsam näht, daß man zwischen jedem Stich zweimal aus der Haut fahren könnte und zweimal wieder hinein, so wird das Kind bestimmt nicht schneller arbeiten lernen; und doch

hängt die Güte des Handwerks meist von der Rührigkeit, der Raschheit im Arbeiten ab.

Sehr oft sieht man auch hier auf das geringste Lehrgeld, auf einen Gemeindsburger, oder einen, der Stören bei den Vorgesetzten hat, ja auf einen, dem man den Hauszins zahlen müßte, wenn man ihm nicht das Lehrgeld statt dessen geben würde, so daß im eigentlichen Sinne des Worts das arme Kind statt der Gemeinde dem faulen Meister den Hauszins zahlt. Und bei solchen Meistern läßt man die Kinder, sie mögen nun etwas lernen oder nicht, gut oder schlecht gehalten werden; und am Ende soll das Kind doch das Lehrgeld wieder erstatten, wenn es auch alles Böse gelernt hat, nur sein Handwerk nicht. Es geschieht hier oft Himmelschreiendes.

In den Städten geht es eben so schlimm, wenn auch aus anderen Gründen. Hier wachsen arme Kinder entweder bei liederlichen Eltern auf, oder in Waisenhäusern. Bekanntlich führen liederliche Bürgersleute bei aller Armuth ein üppig Leben, ein Leben, das, wenn auch nicht alle Gelüste befriedigt, doch eine Menge erzeugt; das meist arbeitslos ist und zu einer fürchterlichen Meisterlosigkeit führt, die sich immer groß macht mit ihrem Bürgerrecht. So einer Haushaltung fehlt alles Ehrbare, Solide, Ordentliche und birgt dagegen eine Liederlichkeit, Schleckerei, Schlemmerei in ihrem Schooße, die gräßlich auf Kinder wirken müssen. Wenn nirgends ein Vorräthchen ist, daß eine Maus davon ein Mahlzeitchen machen könnte, und der Vater schöppelt doch wohlgemuth, und die Mutter visitelt vergnügt, und beide marschiren auf Maskenbälle, da kann man denken, was da Solides an die Kinder kommen soll; und solid muß ein Handwerker sein, sonst giebt er einen Hudel.

Oder es wachsen die Kinder in Waisenhäusern in besserer Zucht und Sitte auf. Aber in diesen Waisenhäusern, die gewöhnlich in den Städten sind, wo die Eltern wohnen, können die Kinder selten weit genug von ihren schlechten Eltern entfernt werden. Diese unterhalten die Gierigkeit der Kinder, stopfen sie mit den aufgebrachten Schleckereien, weisen sie auf gegen Zucht und Ordnung, blasen die Lust nach ungebundener Freiheit fort

und fort an. Zu dem sind diese Waisenhäuser doch mehr oder weniger städtisch eingerichtet, Wohnung, Essen, Leben ist städtisch, und der größte Theil des Lebens wird nach jetziger städtischer Weise in der Schule oder doch hinter den Büchern zugebracht. Die städtische Weichlichkeit, der städtische Stolz werden nicht bekämpft, oder doch nicht ausgereutet, und hinter den vielen Büchern sind die Kinder auch nicht stark geworden für das Leben. Findet man nun am Ende, daß ein Knabe zu dumm ist für einen Pfarrer, ein Mädchen zu wenig hübsch für eine Gouvernante, so heißt es: er muß ein Handwerk lernen, es muß sein Brot verdienen. Schon darin liegt etwas unbeschreiblich Verächtliches, liegt ganz die gegenwärtige städtische Verkehrtheit, welche die Handwerke und die Arbeit, durch welche sie reich und groß geworden, verachtet, wie vornehm gewordene Kinder einfachere Eltern verachten; wie Söhne von Handwerkern zum Familienstatut erheben können, daß keins ihrer Kinder ein Handwerk treibe. An solchen Statuten, an solcher Verkehrtheit erarmen aber und sterben die Burgerschaften aus.

Sollen nun städtische Kinder hinein in die harte Werkstätte, aus allen jugendlichen Angewöhnungen heraus, von den feinern Gespielen, die nicht übel spötteln, wenn sie den alten Kameraden zum ersten Mal im Schurzfelle sehen, die über und über roth werden, wenn sie die hinter einer Schneiderin mit Arbeit gehende Gespielin grüßen sollen, hinweg ans harte, geringgeschätzte Handwerk, mit den weichen Händen, den schlaffen Armen an die harte Arbeit, mit den lüsternen oder weichen Herzen in die rohe Gesellenwelt, — so kann man denken, wie es ihnen zu Muth wird; kann es begreifen, warum die meisten Städter und Städterinen entweder ob dem Lernen des Handwerkes zu Grunde gehen, oder später am Handwerk selbst; warum das ungeheure hierauf verwendete Geld meist ein verlornes ist. Die vielerlei Entbehrungen, der kürzere Schlaf, die rauhere Behandlung, das Zurückziehen der früheren Kameraden, vor Allem aus die ungewohnte Arbeit, die wenige Freiheit dabei zum Genuß lassen die wenigsten das Handwerk lieb gewinnen, in dasselbe sich hineinleben, es mit ganzer Seele ergreifen. Man bedenkt gar nicht,

wie im 16 Jahr ungewohnten Händen die Arbeit vorkömmt; wie sie dem verweichlichten Gemüth verhaßt wird, eine Last bleibt, welcher man sich so schnell möglich zu entziehen sucht. Und wenn auch Einige den Widerwillen überwinden, des Handwerks Meister werden, so schwebt ihnen doch, wie den Juden das gelobte Land, das reiche, üppige Leben der Jugend vor, eine Menge alter Bedürfnisse stellen sich ein, neue tauchen auf, das Geld, über welches man Meister wird, wandert nicht ins Handwerk zurück, sondern wird zum Leben verwandt, an elegante Wohnung und Kleidung und Chaisli und Schöppli; das Fundament wird weggenommen, und daraus das Dach gebaut — und was ist das Ende vom Liede? So wurde nach und nach die Ehre des Handwerks untergraben, man sieht allenthalben halbbatzige Meister und Meisterinen, die auf Pöstlein lauren, Zöllner oder Vorgängerinen werden möchten, auf das Burgergut sich trösten, den Eltern oder dem Gemeindwesen zur Last liegen, lüderlichem Leben sich hingeben, das Handwerk immer mehr in Mißkredit bringen, als ob es nicht mehr seinen goldenen Boden hätte.

So geht es zu meist, wenn man ein Leben auferbauen will auf eine verwahrloste oder verweichlichte Jugend, ein steinern Haus auf ein strohern Fundament. Es geht das Geld verloren, mit dem Gelde der gute Wille, die Barmherzigkeit. Die tausend im Handwerk mißrathenen Kinder sollen zeugen, daß mit solchen Kindern nichts anzufangen sei, daß alle Mühe um sie fruchtlos sei. Nein, nein! das zeugen diese armen Kinder nicht, sondern sie zeugen, daß der Wille, ihnen zu helfen, besser war als der Verstand dazu; daß man das Geld nicht schonte, aber das Nachdenken über seine Verwendung; daß man das Gute gewollt, es aber verkehrt angefangen. Sie zeugen davon, daß die Handwerkbildung nicht der Armuth an die Wurzel schlägt, mehr noch die Armuth fördert; daß Staat und Gemeinden, auch wenn sie das doppelte Geld aufwenden mit den Kindern, durch das Erlernen von Handwerken der Vermehrung und Ansteckung der Armuth nicht vorbeugen können, wohl allerdings bei mehr aufgewendetem Nachdenken und gesundem Verstand Manches besser machen als bisdahin, manches Ueble unterlassen können.

Wo also die Leute gewöhnlich die Hülfe suchen, woher sie sie hoffen, da ist sie nicht, daher kömmt sie nicht; da ist keine Brücke über die Kluft, welche der Armuth verpestet Land vom gesunden Lande wackerer Bürger trennt.

Viertes Kapitel.

Bei wem ist die Hülfe in der Noth zu suchen?

Wenn auf eines steilen Hügels Krone die Tod speienden Kanonen stehn, ihre blanken Röhren hinunter ins Thal ihren blendenden Schein werfen, ihre schwarzen Mündungen wie Drachenaugen den anrückenden Feind versteinern, dann ruft der Feldherr die Freiwilligen vor. Er weiß, nicht das Kommandowort, nicht der Schritt und der Tritt nach Gesetz und Takt stürmt den Hügel, nimmt die Kanonen, sondern nur entfesselter, kühner Muth, der frei sprudelt aus kühner Brust.

Und was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe. Die Liebe treibt um ihr Kind die Mutter in den wüthenden Strom, in die prasselnde Flamme; die Liebe stürzte Winkelried in die Lanzen und brach der Freiheit eine Gasse; die Liebe führte den zum Tode, dessen Name ich in dieser Zusammenstellung nicht zu nennen wage, der mit seinem dahingegebenen Leben den armen Sterblichen den Schooß des Vaters öffnete. Hier müssen auch Freiwillige vor in kühnem Muth zu kühnem Thun: sie müssen vorangehen mit entschlossener Hingebung in der festen Ueberzeugung, daß auch hier der Glaube Berge versetze, daß nichts dem Siege so gefährlich sei, als unsicheres Wanken, als unschlüssiges Stillestehen und wieder zagendes Vorwärtsgehn.

Wenn Freiwillige aufgerufen werden in einem Heere, wem giltet der Ruf? Den Offizieren oder den Unteroffizieren, den Gemeinen zu Roß oder zu Fuß, den hintern oder vorderen Gliedern, den neuen oder den alten Regimentern? Da frägt man nicht, sieht nicht den Nebenmann an, winkt nicht diesem, daß er gehe, steht wieder zurück, wenn jener nicht vortritt; da schützt

kein Offizier seine Epaulette vor, kein Soldat zerrissene Schuhe: wer in seiner Brust den Muth fühlt, an den der Ruf ergangen, der stürzt sich vor, Offizier und Gemeiner, schaart sich zu den Muthigen: sie stürmen den feuerspeienden Hügel, schlagen die Feinde, erobern die Kanonen, setzen sich fest auf des Hügels Krone; dann rückt nach mit klingendem Spiel, in wohlgeordneten Reihen und gleichmäßigem Schritt durch die geöffnete Bahn das übrige Heer.

Wenn nun in unserer Republik der Ruf nach Freiwilligen erhoben wird, der verderbendrohenden Armuth entgegen zu stehen und sie zu bewältigen, wem giltet der Ruf? Er giltet allen Christen im Ländchen, er giltet allen, die Liebe haben zu dem Ländchen. Er giltet den Regenten aller Arten, aller Sorten. Wie kein Offizier einen Schuß Pulver werth ist, der zu vornehm oder zu feig zum Freiwilligen ist, so ist kein Regent einen Kreuzer werth, der nicht auch außer dem Kreise seines Amtes zu Allem bereit ist, wo er das Heil des Landes fördern kann. Ist er nicht bereit dazu, so ist er weder ein Christ noch ein treuer Bürger. Nur ein Thor oder ein Selbstsüchtling kann glauben: in bezahlten Aemtern seine Pflicht thun entbinde von allen übrigen Christen- und Bürgerpflichten. Wer dieses meint, taugt nicht zu einem Regenten eines christlichen Landes.

Es giltet aber auch allen Regierten. Gerade sie sollen als Christen und als Bürger freudig die Gelegenheit ergreifen, neben der Arbeit für sich und ihr Haus auch für das allgemeine Wohl nach Kräften mit zu wirken, es zu beweisen, daß das das glücklichste Land sei, wo Alle aufrichtig Theil nehmen am Glück desselben; daß das das christlichste Land sei, wo Jeder im Glück des Andern das eigene sucht. Dieses auch ist die wahre und einzige Centralisation, die einer Republik heilsam ist, die Vereinigung aller freien Kräfte freier Bürger zu des Vaterlandes Heil. Es ist wiederum merkwürdig, daß man meint, nur wenn die Kanonen donnern, nur wenn Feinde durch die Berge brechen, müsse man zusammen stehen zu Noth und Tod und einig sein in der Schlacht. Wenn der Feind verschwunden sei, da könne man wieder auseinander gehen, die vereinten Kräfte auseinan-

der reißen, bis wieder Kanonen donnern, bis wieder Feinde durch die Berge stürzen. So will man im Großen treu sein und kann es am Ende doch dann nicht, weil man nicht im Kleinen treu war. Es giebt zu jeder Zeit Anforderungen, zusammen zu stehn, Uebel, die nur vereinten Kräften weichen: aber da will Jeder für sich sein, da erkennt man das Gemeinsame in dem Besondern nicht, da trennen sich die Herzen; darum finden sie sich dann in der Noth auch nicht, trauen sich nicht, helfen sich nicht, wenn die Kanonen donnern. Zu einer solchen Centralisation der Kräfte gegen ein gewaltiges Uebel rufe ich daher jetzt im Frieden auf, damit der Feind im Kriege auch vereinte Kräfte finde: vereinte Herzen geben hundertmal mehr Kraft als hundert über einen Leisten geschlagene Verfassungen bei getrennten Herzen.

Der Ruf giltet Allen zu Stadt und Land. Auch zwischen beide hat sich so manches Trennende gelegt im Laufe der Jahre, hat sich aufgehäuft in der Brandung der neuen Zeit, daß es Noth thut, Brücken zu bauen über die Klüfte und Gelegenheit zu geben, einander in der Liebe zu erkennen. Gar Mancher kömmt uns feindselig und hassenswerth vor, wenn wir ihn nur von ferne sehen, nur vom Hörensagen kennen, und bringt uns die Vorsehung an ein gemeinsames Werk, so erwarmen unsere Herzen in der Liebe und werden einig für immer. Bietet sich nun wohl den Stadt- und den Landbewohnern eine schönere Gelegenheit dar, sich zu vereinigen in der Liebe, als die vorgeschlagene Centralisation der freien Kräfte gegen die wachsende Armuth? Man muß es den Städtern nachreden, sie sind erwachet, sie begreifen die Gefahr, sie erheben sich gegen sie. Die in den Städten so fürchterlich anwachsende Armuth der vor der Noth in die Städte geflüchteten Landbewohner, ihre Bildung, welche ihnen überall die gleichen drohenden Merkmale vor Augen stellt, haben sie erweckt, und sie sind nicht unthätig geblieben, sie haben Werke der Liebe gethan, haben nicht gefragt: ob ein Bedürftiger ein Mitburger sei oder nicht; sie unterschieden nicht, wie die Pharisäer zwischen Judäern, Galiläern oder Samaritern, sie sind über die Grenzen des Bürgerziels gegangen. Sie werden sicher

auf diesen Ruf hören, hören und prüfen, wozu er ruft. Auf dem Lande ist der Blick viel beschränkter, man sieht gar zu oft nur das Nächste, und von dem, was jenseits einem Walde liegt, hat man schon keine Vorstellung mehr. Man vermag gar oft nicht zu urtheilen über die Folgen einer Ursache, vermag nicht zu erkennen, wie eine begonnene Sache in der nächsten Tage Lauf sich gestalten muß.

Weil zum Urtheil die Einsicht fehlt, so urtheilt das Mißtrauen, verwirft daher alles Ungewöhnliche, alles Neue, von dem der Großätti und das Großmütti nicht bereits geredet haben hinterm Spinnrad, hinterm Ofen hervor. Zu dem sind eben auf dem Lande die gezwungenen Allmosen, die Tellen. Da erwahret sich wiederum: daß Gott die Sünden der Väter an den Kindern straft bis ins dritte und vierte Geschlecht und hier vielleicht noch länger. Zu dem muß der Landmann noch gar Vieles freiwillig geben, er mag fast wollen oder nicht. Gewohnheit, die Angst vor bösem Ruf zwingen ihn dazu; er übersieht auch die verschleuderten Gaben nicht, bedenkt ihre Bedeutsamkeit nicht. Zu dem geht es hart, Geld auszugeben, das hart hielt, bis es in die Hände kam; der Kaufmann, dem das Geld in beständigem Fluß durch die Finger rollt, der Kapitalist, der höchstens Mahnbriefe zu schreiben hat, geben viel leichter Geld aus. Aber sicher werden auch sie den Ruf vernehmen und ihm immer freudiger gehorchen, je deutlicher man ihnen vor Augen stellt, wozu man ruft. Sie werden es immer klarer fassen, wer Hülfe wolle, sei es von Gott oder von Menschen, der müsse selbst nach seinen Kräften mithelfen. Es sind aber auch bereits auf dem Lande Viele erwacht, sehnen nicht nur begierig nach der Hülfe sich, sondern haben ihre Hände und Herzen geöffnet zu reichen Gaben und sind sicher zu noch reicheren bereit; sie beweisen es, daß man auf dem Lande die Freiheit nicht bloß zum Anlaß dem Fleische benutzen will.

Der Ruf giltet jeder Ansicht, jeder Farbe, allen Separatisten, politischen und religiösen, und namentlich den sogenannten Frommen, bei denen gerne der Glaube fest sich stellt, und der auch von Haus zu Haus getragen wird, daß es Sünde sei, de-

nen zu helfen an einem gemeinsamen Werk, die mit ihnen nicht gleicher Ansicht seien, nicht die gleichen Floskeln mit ihnen im Munde führen. Denkt man da auch eigentlich daran, daß man damit recht eigentlich Jesus verläugnet, der in seinem Gleichniß vom barmherzigen Samariter, der den Juden nicht erst bekehrt haben will, ehe er ihm hilft, die entgegengesetzte Lehre so scharf ausdrückt?

Der Ruf giltet Schwarzen und Weißen. Sie wollen beide ja nur das Vaterland lieben; ist Streit, so soll ja nur der sein: wessen Liebe die größere, die aufrichtigere sei. Wohlan, hier mögen sie streiten und wetteifern, entfalten im Frieden ihre Vaterlandsliebe, nicht bloß in den Zeitungen, wo ihr Kampf fast dem Kampfe gleich wird zweier Marktschreier, die einander gegenüber ihre Bühne errichtet haben, und wo jeder lauter als der andere zu schreien sucht, seines Beutels wegen.

Wer den meisten Antheil nimmt an des Landes Noth, nie darüber witzelt und spottet, am treusten hilft in derselben, der sei mir auch der Liebste, der trage den Preis davon.

Alle diese möchte ich zu dem großen Werke zusammenrufen, möchte, daß darin alle Separationen aufgiengen. Es muß ein Nationalwerk sein, wenn so recht schön und herrlich gelingen soll; ein Nationalwerk nun wird nur von Nationalsinn geboren. Es ist ein Werk, das unendlich großartiger ist, als alle Brücken der Welt, als alle Palläste der Könige; dessen Ausführung viel schwerer ist, als Bogen zu sprengen, als Steine auf einander zu thürmen. Es ist ein Werk, an dem die Weisen dieser Welt ihre Weisheit verschossen haben ohne Frucht; das dem Lande, in dem es aufgerichtet wird, den Segen Gottes herabzieht; das denen, die Hand an dasselbe gelegt, nicht Ordensbänder, aber Gnadenblicke Gottes gewinnen wird. Dieses Werk zu bauen ist kindlichen Gemüthern gegeben, welche den Glauben in sich tragen, daß die Liebe Alles vermöge. Es ist daher nicht nur ein Nationalwerk, an welchem Worte sich Einige stoßen möchten, sondern es ist ein bedeutender Theil der Aufgabe, welche dem Christen gegenüber seinen Brüdern geworden ist. Es ist ein Streben nach der Ausbreitung des Reiches Gottes, dem nicht nur äußerliche

Glieder zu gewinnen, sondern dessen die Herzen theilhaftig zu machen sind, und nicht nur jenseits des Meeres, sondern rund um uns. Dieses Werk ist die Ueberwältigung der Armennoth oder die Entsumpfung derselben, so daß das Pestartige derselben aufgetrocknet, entfernt, der Schlange der Giftzahn ausgebrochen wird.

Dieses Werk kann nur von Christen unternommen werden. Ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß die hauptsächlichste Quelle der Armennoth nicht eine äußerliche ist, nicht Mangel an Arbeit — man klagt über Mangel an Arbeitern, nicht Theurung, nicht Mangel an Geld überhaupt, sondern eine innerliche: ein verdorbener, versunkener Sinn, gelähmte, unentwickelte Seelenkräfte, so daß die Leibeskräfte nie zu freudiger, freier Thätigkeit kommen, daher eine vollkommene innerliche Untüchtigkeit der Eltern, ihre Kinder zu Menschen zu machen, ein ungehindertes Entwickeln des Thierischen im Kinde. Das Uebel muß daher von innen angefaßt werden, Maßregeln und Gesetze helfen da wenig; es muß hauptsächlich in dem Zustande angefaßt werden, in welchem es am leichtesten zu heben ist, d. h., so früh, als möglich. Ich will zwar nicht sagen, daß man später an den Alten nichts versuchen soll. Es sollen ihnen die Seelsorger auch nachgehen und an ihnen das Wort Gottes versuchen, aber sie mögen sich nicht täuschen lassen, als ob es bei allen guten Boden gefunden, die: Herr! Herr! sagen. Eine gute Frau gab jedem Weibe, das des Sonntags eine Predigt besuchte, 6 Kreuzer; besuchte es zwei, so konnte es noch mit ihr z'Abe trinke. Sie fand für das viele Weiber, aber wenige waren fromm.

Aber zum Kinde, dem hülfsbedürftigen, das keine Liebe auf Erden empfängt, oder das von aller Liebe verlassen worden, soll die Liebe treten, soll dem armen Kinde Gotte und Götti sein. Dieses Verhältniß war in unzähligen Fällen ein heilbringendes, besonders auf dem Lande. Der Name „Gotte und Götti" tönt ganz eigen in den Herzen wieder, übt darin eine Gewalt, welcher man sich kaum bewußt wird. Ein Beobachter wird in der Behandlung eines Götti, oder eines Güterbuben eine große Verschiedenheit bemerken, aber eine noch größere in der Gesinnung der Betreffenden, welche besonders im Ton der Stimme kenntlich wird.

Nun aber haben eben nicht alle Kinder Gotte und Götti, die sich ihrer annehmen können: namentlich arme, namentlich uneheliche Kinder nicht. Die haben gar zu oft bezahlte Gevaterleute, die nur der Form wegen am Altare Gottes stehen, sich zu nichts verbunden achten, das Kind als ein fremdes betrachten für und für. Eine Uebung, die, beiläufig gesagt, nirgends geduldet werden sollte; sie ist ein Hohn des Heiligen.

Da, meine ich nun, solle die ganze Gemeinde, d. h. die Gemeinde Gottes und nicht die bürgerliche, Gotte und Götti sein dem kleinen Christenkinde. Ist doch auch die Gemeinde zugegen, wenn es getauft wird, bildet eigentlich den größern Kreis der Taufzeugen, ist zu Brüdern und Schwestern dem Kleinen geweiht. Dieses erkennt man ja auch an vielen Orten auf dem Lande in alter, schöner Sitte noch an. Kaum ist da das Kind als Schwesterchen oder Brüderchen der Gemeinde vorgestellt worden, so kommen die Freundinen, die Nachbaren, Andere in weiterem Kreise herum und bringen der Wöchnerin, welche das Kindlein zur Welt gebracht, freundliche Gaben, Zeichen der Freude und Theilnahme. Sie bringen dem Mutterherzen, dem Säugling, der vom warmen Mutterherzen in die rauhe Welt versetzt ist, den freundlichen Trost: daß die Mutter nicht kümmern solle; der arme Kleine solle noch gar manche warme Brust finden, wo er sich bergen könne in den rauhen Stürmen der kalten Welt. Und wenn diese Gaben gebracht sind, diese freundlichen Zeichen, so geht man heim und hat genug gethan: hat das Zeichen für das Werk genommen, wie leider noch so oft in andern Dingen. Wenn dann die Muttermilch versiegt, wenn die Mutterbrust erkaltet: wo sind dann die Herzen zu den Händen, welche die Zeichen dargebracht? Ach! da finden sich die Herzen selten mehr, da kömmt nur das Allmosen, das kalte, unwillige, herzdurchschneidende; an ihm wärmt das kleine Herz sich nicht, an ihm wächst es nicht auf zum Himmel: an ihm sättigt sich nur der Hunger, entfaltet sich nur das Thier mit all seinem gierigen Sinn: je nahrhafter das Allmosen war, desto wilder und kräftiger wird das Thier. Wenn in der Mutterbrust die Liebe versiegt, dann ist dem Kinde für sein Lebenlang der Quell

der Liebe vertrocknet, sprudelt ihm nimmer wieder aus freundlichen Augen entgegen, aus warmen Herzen empor, und nur in der Liebe zärtlichem Hauche bildet im Menschen der Engel sich aus.

Darum bleibe man doch auch da nicht beim Zeichen stehen, ob welchem Stehenbleiben Millionen verloren gehen, sondern es werde die Gemeinde Gottes im eigentlichen christlichen Sinne. Gotte und Götti armen hülflosen Kindern, mache es sich zur heiligen Aufgabe, so viel derselben sie fassen kann, an der Hand der Liebe dem Herren zuzuführen. Und wer einst denkt, vor dem Herrn zu erscheinen, von seiner Liebe Gnade möchte, reihe sich an diese Gemeinde Gottes, sammle sich um den heiligen Altar, auf dem man dem Herrn heilige Opfer bringen will im Geiste und in der Wahrheit — Kinder! Kinder, nicht zum Anbrennen mit irdischen Flammen, wie man dem Moloch sie brachte; Kinder zum Entzünden mit seinem heiligen Geiste, daß sie in froher Begeisterung auflodern, dem Herren zu dienen ihr Lebenlang.

Und wenn man mich nun frägt, ob ich denn mit diesen vielen tönenden Worten meine, daß solche Kinder zu sich ins Haus nehmen solle, wer an dem vorgeschlagenen Werke Theil nehmen wolle: so muß ich sagen, daß das nicht meine eigentliche Meinung ist.

Allerdings möchte es für Viele selbst eine Wohlthat sein, wenn sie später errettete Kinder in ihr Haus aufnehmen können: aber nun sie selbst zu erretten, taugt doch gar Mancher nicht, taugt gar manches Haus nicht. Wohl mögen Einzelne sich befähigt fühlen dazu und befähigt sein, es mögen ihre äußern Verhältnisse dazu passen, aber im Allgemeinen wird dieses doch seltener der Fall sein.

Gar viele Menschen haben ein weiches Herz, aber keine Hand zum Erziehen. Gott hat ihre Hand dem Herzen gegeben als Spenderin von Liebesgaben, aber sie ist viel zu weich, Dornen auszuziehen, ein Distelfeld zu säubern, harten Boden umzuackern. Ihre weiche Hand würde mit dem an rauhes Leben gewöhnten Kinde nicht auskommen: ihr weiches Herz würde an gar mancher Ecke blutig sich ritzen, die Ecke aber nicht

abstumpfen, nur schärfen. Auch wohnt in solchen Herzen nicht immer die andauernde Kraft, die Länder urbar macht, Moräste entsumpft, Menschen aufrichtet und aufrecht erhält. Solchen Herzen fehlt mit der Hand gar oft das Auge, das scharf sieht, sich nicht blenden läßt, aber auch nicht schnell aus Eckel sich abwendet, das durch Schein und Schmutz auf den Grund zu dringen vermag.

Gar viele Menschen haben ferner ein Haus, in welches arme Kinder nicht taugen. Es ist gar schön, dieses Haus, reich geziert, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet; weich sind die Betten, köstlich das Essen, kurz der Tag, lang die Nacht. Als ob eine eigene, nie schlummernde Vorsehung für dasselbe bestimmt sei, ist in Hülle und Fülle immer für Alles gesorgt. In solche Häuser gehören arme Kinder nicht zur Auferziehung, solche Häuser machen schwach, und stark für das Leben müssen arme Kinder werden. Um stark zu werden, muß man ihnen Entbehrungen an die Brust legen, und die Entbehrung muß, ohne daß sie es wissen, als Gewohnheit an sie kommen, so daß sie ihnen Bedürfniß wird, daß sie entbehren können unbeschwert, wie der Apostel Paulus sagt. So in einem Hause weiß man aber meist gar nicht, wie viel Ueberflüssiges man hat, wie viel davon der Aermere nicht hat, ohne daß er deßwegen im mindesten zu bedauren wäre. In den theuren Jahren kam eine arme Frau zu einer Frau Landvögtin, klagte ihr gar nöthlich ihre Noth: „und nicht einmal mehr Erdäpfel haben wir, denket doch, Frau Junker Landvögtin!“ sagte sie. „Aber, meine gute Frau“, sagte die Frau Junker Landvögtin mit weisem Gesicht: „Eh, eh, ich wollte doch nicht so jammern! Wir sind auch schon manchmal ausgekommen mit den Erdäpfeln, aber man muß sich immer zu helfen wissen, meine gute Frau. Wenn ihr keine Erdäpfel habt, so machet öppe ein Apfelmüßli, oder einen Eiertätsch, oder esset es Bitzli kalte Bratis aus dem Kuchischäftli. Mi muß nit so meisterlosig sy und meine, mi müß geng Erdöpfel ha; mi muß si öppe lere i d' Sach z'schicke und z'esse, was da ist!“

Auch weiß man in solchen Häusern meist gar nicht, was

es heißt: entbehren, was man einmal gewohnt ist; sie haben das nie erfahren. So in der Theorie scheint das gar leicht, und gar leicht ist es gesagt, man müsse sich nach der Decke strecken. Aber diese Leute haben ihre Decke nie gewechselt, und die Decke, nach welcher sie sich strecken, ist so lang und breit, warm, bequem, solid, daß es gar behaglich sich darnach strecken läßt. Wenn man aber käme mit einem kurzen, dünnen, schmalen Deckeli: was für Augen würden diese Leute machen, und wie würden sie frieren, zappeln, schreien unter einem solchen Deckeli, das manchem armen Menschen wie ein Herrenbett vorkäme! Dann erst würden sie begreifen, wie unglücklich man Kinder mit zu weichen und reichen Angewöhnungen macht. Man muß nicht in Baumwolle einwickeln, was später nackt an die Winde des Lebens soll, so wenig als man Kinder an Soireen und Societäten gewöhnen darf, die später Hausmütter werden sollen.

Man möchte vielleicht meinen, in solchen Häusern könne man sich auch an Entbehrungen gewöhnen, indem man ihnen nur das Ansehen läßt, nicht das Genießen, wie man z. B. in gewissen Häusern die Lehrer Erdbeerenschnitten essen ließ, während man die Knaben mit Mangoldkraut (penuria greme, wie sie es hießen) abfütterte. Das heißt aber, auf das Gelindeste gesagt, ein muthwillig Spielen mit kindlichen Naturen; bei manchen Naturen aber ein boshaftes Reizen, ein Quälen, wie es sich die alten Griechen in der Hölle dachten, wo sie einen durstigen und hungerigen Mann mit dem halben Leibe in schönem, klarem Wasser stehen, über ihn einen von herrlichen Früchten niedergebeugten Baum hangen ließen: wollte er trinken, so senkte sich das Wasser tiefer und tiefer, er konnte es nimmer erreichen; wollte er essen, so hoben sich die Zweige mit ihren Früchten höher und höher, zum Munde brachte er nimmer eine Frucht. Wenn auch reiche Kinder nicht immer alle Genüsse der Eltern theilen, so trösten sie sich mit der Zukunft, wenn sie auch groß seien; und hinwiederum gewähren ihnen die Eltern besondere kindliche Genüsse, ob denen sie füglich die elterlichen vergessen können.

Dem Gesinde sie zutheilen könnte man jedenfalls nicht.

Die meisten Dienstboten würden sie mißbrauchen: sie einweihen in ihre Gezänke und Ränke, oder aber sie hassen und verfolgen, je nachdem das Kind näher zu ihnen stünde, oder näher zu seinen Pflegeeltern. Ueberhaupt würde sich an den meisten Orten das eigentliche magische Band, welches den Götti zu dem Götti zieht, nicht bilden wollen, weil beide sich zu ferne stünden, es sei denn, das Kind würde bewußtlos aufgenommen.

So können die Meisten wohl das Werk der Liebe nicht selbst ausführen, können nicht selbst Hand anlegen, sie müssen eine Stellvertretung suchen, die das vollführt, was sie wollen und nicht können: arme Kinder auferziehen, daß sie stark werden für das Leben, tüchtige Bürger des Gemeindwesens; daß sie aber auch geziert werden für den Himmel, treue Mitmenschen, fröhliche Kinder Gottes, würdige Erben dessen, was Gott den Frommen schon vor der Welt Beginnen zubereitet hat.

Diese Stellvertretung ist vielleicht der schönste Gedanke, der in dieser Zeit ausgesprochen wurde: einer der edelsten Menschen wurde von Gott gewürdigt, ihn zu empfangen, ihn auszusprechen; aber wie Moses sah er sein Kanan nicht, er mußte in der Wüste sterben.

Es sei mir vergönnt, diesen Gedanken darzustellen, wie er mir vorkömmt im Verhältniß zu unserer Zeit.

Fünftes Kapitel.

Die Hülfe in ihrer ideellen Gestalt.

Es geht ein eigener Geist durch die Jahrhunderte, Denkmäler sich bauend, Opfer forderend von der durch ihn beherrschten Menschheit. Es lösen diese Geister sich ab in den Jahrhunderten, jeder giebt seiner Zeit eine eigene Färbung:

Zeitgeist nennen die Menschen einen solchen Geist.

Vor tausend Jahren schwebte dieser Geist wie eine dunkle, majestätische Gewitterwolke über der Erde; zitternd schaute der

Mensch zu ihr auf, er ahnte Gewaltiges in ihrem Schooße; aber ob es der Welt Zerstörung sei oder ihre Verherrlichung, wußte er nicht. In demuthsvoller Andacht thürmte der Mensch heilige Dome auf, baute düstere Klöster in die Wüsten, Sühnopfer diesem Geiste. In des Domes heiligem Halbdunkel, in der Klöster schauerlicher Einsamkeit suchte der Mensch seinen Gott, entsagte der Welt, damit er nicht untergehe mit der Welt. Wie oft die schwärzeste Wolke roth sich randet in der Sonne Schein und in ihrem rothen Scheine die Erde verklärt, oft zunächst vor der Gewitter Ausbruch, so leuchtete aus dieser finstern Andacht hervor der gewaltigste Muth, die herrlichste Liebe; es kämpfte dieser Muth sich bis zum heiligen Grabe, es gab die Liebe sich selbsten hin in heiliger Begeisterung.

Kein Haupt war zu hoch, vor dem Kreuze sich in den Staub zu beugen; kein Leib zu edel für ein härenes Gewand; keine Hand zu fürstlich, den Armen die Füße zu waschen. Wie oft aus dem fürchterlichsten Wolkenberg der befruchtendste Regen sprüht, der Regen der Wolke Nacht versilbert, an ihrer Stirne in seiner Farbenpracht der Bogen Gottes sich wölbet und über das Gemüth den Frieden bringt, daß kein Sturm, keine Nacht ewig sei; daß der Sturm das Leben, die Nacht den Tag gebären müsse: so sproßten um die düstern Klöster Blumen auf und Bäume. Zum Garten ward die Wüste durch klösterlichen Fleiß und klösterlichen Frieden; und in himmelanstrebenden dunkeln Münstern erklang es wie Engelchor, es stiegen die Himmlischen auf und nieder in herrlichen Bildern. Als ob er im Vorhofe des Himmels sei, ward dem Menschen im heiligen Münster; vor dem düstern Geiste sank er in tiefer Andacht nieder, und der düstere Geist ward ihm zum Engel des Friedens, der des Vaters Frieden senkte in des sündigen Beters bewegte Brust; und dieser Geist brachte nicht den Untergang der Welt, sondern Licht und Ordnung in die Welt.

Aber dieser Geist schien, wie er die Erde befruchtend mehr und mehr aus seinen heiligen Schatten heraustrat, sich selbst mehr und mehr zu verweltlichen. Um ihn zu suchen, richtete der Mensch seine Augen immer weniger dem Himmel zu, sondern

nach irgend eines Menschen Haupte, setzte diesem, um ihm das Menschliche zu nehmen, eine Wolke aus Haaren auf's Haupt, mit Puder geschwängert. Diesem Geiste baute man lange, lange viereckigte Schlösser, umgab sie mit rechtwinklichten Gärten, bepflanzte diese mit Bäumen und hieb den Bäumen die Kronen ab; zog Blumen auf und bestrich sie mit Pommade; besprengte sie mit Essenzen; erbaute ungeheure Kasernen, nebendran Spitäler; brachte die eigenen Kinder zum Opfer dar in den Schlössern und Kasernen und sah sie sterben in den Spitälern; nannte Gott den Höchsten, den siechenden Landesfürsten den Allerhöchsten, den donnernden Landvogt gnädig und forderte von Gott das tägliche Brot als eine Schuldigkeit. Es hatte sich ein düsterer, schwühler Tag über die Erde gelagert. Den Himmel sah man nicht mehr, seine freien Lüfte fühlte man nicht mehr; im Schweiße keuchten die Menschen an des Tages Arbeit oder unter der Perrüken heißem Dache; einen freien Gang sah man nicht mehr, desto längere Scharwenzel; einen freien Gedanken hörte man nicht mehr, desto lautere Komplimente, desto längere Titel. Darum erstarben in den Herzen Wahrheit und Liebe, geschahen keine Liebesthaten mehr. Gesetze der Mode oder des siechen Allerhöchsten regelten und beschnitten Herzen und Thaten, wie der Gärtner seine Bäume.

Es ist wunderbar, je tiefer dieser Geist sich niederläßt, desto tiefer will der Mensch ihn haben, desto niederträchtigere Opfer bringt er ihm. Wenn endlich der Opfernde mit seinen Opfern im Schlamme liegt und der verehrte Geist neben ihm, dann erst richtet der Mensch seine Augen wieder aufwärts: denn da unten ist's fürchterlich, da unten wird es grausig und schauerlich dem zum Himmel gebornen Menschen.

Die Häupter mit Perrüken trugen den Geist auch noch zu hoch. Erst fielen die Perrüken, dann die Häupter; oder sie beugten sich, daß sie nicht höher blieben als andere Häupter. Auch unter die Häupter sank dieser Geist, tief unter sich hefteten die Menschen ihre Augen, an des Geldes trügerischen Schein, an den schmutzigen Schaum der Lust, an papiererne Gestalten, an steinerne Trümmer, an leinwandene Münster und Menschen, an

glänzende oder üppige Darstellungen des menschlichen Lebens, des Lasters und der Leidenschaft, ja an leichtfertige Sprünge leichtfertiger Beine.

An diese Dinge hängt man das Leben, setzt man das Leben, achtet sie als des Lebens Höchstes, als des Daseins Zweck. Ihnen baut man nun Tempel, bringt ihnen Opfer aller Art, das Leben selbst. Baut ihnen Börsenhallen, eine mächtiger als die andere, fürchterliche Denkmäler fürchterlicher Schwindelei; baut Schauspielhäuser dazu und Tempel, der thierischen Lust geweiht; schmückt sie mit erfinderischer Pracht — und in dieser Pracht gebehrdet der Mensch, das erste Wesen der Erde, wie ein Thier sich, der Mensch ein Thier, das einzig Häßliche im glänzenden Pallaste.

Man verehrt Schauspieler, Menschen, die fremdes Leben zur Schau zu stellen suchen, wie Götter, während sie oft das eigene Leben im Kothe wälzen; man entbindet sich aller Gesetze, bildet das eigene Leben ihrem entbundenen, wüsten Leben nach; ja, spannt sich wie's Vieh vor den Wagen einer Tänzerin, Einer, die ihre Beine zu gebrauchen weiß, wie ein Ziegenböcklein, eine Bachstelze, ein Eichhörnchen; vergöttert sie mit Schrift und Wort; treibt das gleiche sündige Spiel mit denen, die zu trillern wissen und zu schmettern, daß ein natürlicher Mensch Bauchweh kriegt, und vergißt ob den sprungfertigen Beinen und seltsamen Tönen Gott und die eigene Seele. Baut herrliche Hallen menschlichen Kunstgebilden aller Art, versenkt in diese Gebilde sein Leben, macht ihre Schöpfer zu seinen Götzen, Schöpfer, deren Leib oft einem Schweine gleicht, deren Leben eine schmutzige Darstellung eines ungewaschenen Schweines ist. Wie man ehedem mit Königen und Fürsten, die man jetzt in allen Blättern aushunzt, als wären sie in keinen Schuh mehr gut, sündige Abgötterei trieb, treibt man sie jetzt mit Künstlern, Malern, Bildhauern, Schauspielern, Thierbändigern, Tänzern, besonders Tänzerinen ꝛc. Und merkwürdiger Weise stehen an der Spitze dieser Abgötterei die ausgehunzten Könige und Kaiser, Fürsten, Herzoge und gräfliches Zeug; opfern diesen Götzen das Mark ihres Landes; lassen in der bittersten Noth Kranke schmachten, Greise hungern, Sieche

arbeiten, um einer Sängerin den Hals zu salben; lassen Tausende verhungern, auswandern, am Leben verzweifeln, um einer Tänzerin die Beine zu vergolden. Diesem kaiserlich königlichen Unsinn taumeln in angeborner Unterthänigkeit die Unterthanen nach, schreien Lob und Preis in allen Tönen, schauen in wahrhaft grausenhafter Verblendung zu diesen Götzen auf, wie zu Vorbildern, und wenn sie auch nicht wie die Malibran singen können, so möchten sie doch à la Malibran coiffirt sein! Herrgott! und wenn ein muthiger Mann diesen heidnischen Unsinn Abgötterei heißt und mit Recht ihn züchtigt, wie zu Berlin neulich geschah, so erhebt sich ein Geschrei, wie wenn man im Frühling einen Stein in einen Morast voller Frösche wirft; und dieses Geschrei zeuget auf eine furchtbare Weise für die Versunkenheit der Schreier, und die Schreier merken es nicht. Und diese Schreier heißen sich die Gebildeten, und diese Gebildeten wissen es nicht, daß diese Abgötterei mit den Künsten immer dem Untergang der Reiche vorangegangen ist. Diese Abgötterei tobt Gottlob! außer unsern Grenzen, und nur wenige Spuren derselben drangen herüber zu uns, Häubchen à la Vial z. B. und schriftliche Versuche, das Publikum künstlerisch zu enthusiasmen; doch bis dahin nahm man es Gottlob noch kaltblütig.

Dieses sind nicht Worte eines Zeloten oder eines frömmelnden Träumers. B'hüt is Gott davor! Jeremias Gotthelf ist kein Zelot, kein Träumer, aber er ist ein Schweizer, hat gerne jedes Ding an seinem Ort, nicht um's ganze Haus herum den Mist, nicht bei einander Stall und Wohnung, nicht in einem Schauspielhause den Himmel; er will kein Spazierstöckchen als Schlachtschwert, keine Tänzerin als Göttin; er läßt nicht gelten Tändelei für Lebensernst, nicht Kunstsinn statt Christensinn, nicht künstlerische Fertigkeit als Gottähnlichkeit.

Alle Menschen sind hochgeboren: denn alle sind Gott verwandt, alle tragen in sich schöpferische Kraft. Jeder schaffet in sich, ruft Vorstellungen hervor, Gedanken steigen auf fort und fort, Träume drängen sich durch die Seele, eine eigene innere Welt gestaltet im Menschen die nie ruhende, die immer schaffende Seele.

Diese innere Welt, das Allerheiligste im Menschen, ist die unsichtbare Werkstätte, aus welcher das äußere Leben trittet; sie zeuget auch vor Gott über des Menschen Werth und Bedeutung. Dieser innern Welt werden die Menschen mehr oder weniger sich bewußt; Vieler Leben ist nur ein Traum, aber Jedem ist der Trieb angeboren, äußerlich darzustellen, was unsichtbar sich in ihm regt. Aus dem Gedanken Gottes heraus trat die Welt in ihrer Herrlichkeit. Nun stelle ich allerdings die am höchsten unter den Menschen, die mit Bewußtsein etwas darstellen wollen im Leben, die es vermögen, das innerlich Erschaute anschaulich vor Andere zu stellen; und um so höher sind sie zu schätzen, je vollendeter ihre Darstellung ist. Sie stehen weit höher als die, welche sich Genüsse träumen und nach Erfüllung dieser Genüsse jagen; welche sich reich wünschen und nach diesem trachten von ganzer Seele, mit allem Gemüth. Nun fängt mir die Reihe der Darstellenden schon an bei Hans Uli, der einen Zaun macht; und wie er die Stecken stellt und verbindet, verkündet mir, ob der Zaun aus seiner innern Anschauung hervorgetreten sei oder nicht, ob er Kraft habe, das Innerliche äußerlich zu machen. Ja, wahrlich, ich habe in manchem Zaun mehr Geist gefunden, als in manchem Buche. Je schöner, vollendeter die Gebilde der Gedanken heraustreten in die Welt, desto höher steht der Schöpfer, desto näher dem, dessen Gedanken Geburten von Welten sind; diese Gebilde mögen nun heraustreten in die Welt als in Schrift verkörperte Gedanken, oder als in Stein oder auf der Leinwand erschaffene Gestalten.

Wer die Regungen des Herzens, den Sturm der Seele kann herausflattern lassen in die Welt als bewältigende Töne, verdient, behorcht zu werden; wer ein fremdes Leben in sich aufnehmen, sichtbar und treu dasselbe wieder darstellen kann, verdient Bewunderung; ja, meinethalb mag auch Eine angesehen werden, wie sie ihre Füße setzt und hebt, ihre Beine wirbelt und windet; es mag gelten als Versuch, die Elasticität und Schönheit des menschlichen Körpers anschaulich zu machen. Giebt es ja auch eine Menge Menschen, und besonders in den so genannten höheren Ständen, die ihr ganzes Leben nur mit den Versuchen

zubringen, ihren Leib so geziert als möglich darzustellen; denen dieses Darstellen ihre innere Welt bildet, und denen die Darstellung doch nie zu gelingen scheint, denn sie beginnen sie jeden Morgen neu und anders: diese verdienen nicht Bewunderung, das sind jammerwürdige Creaturen. Aber auch jene vorhin Genannten stellen nicht das Höchste dar, sondern nur Irdisches, in der Welt Gegebenes. Das Höchste, was in des Menschen innere Welt treten kann, ist Gott; das Höchste, was der Mensch darstellen kann, ist Gott: zu der Kunst sind Alle berufen, unseres Gottes Ebenbild aus uns treten zu lassen ins Leben hinein — das ist die höchste Kunst. Uns selbst sollen wir darstellen als eine Schöpfung, die über alle andern Schöpfungen geht, die auch nicht untergeht, sondern ins andere Leben übergeht; das ist unser Beruf, zu dem wir durch Christus berufen sind. Wo aber die so genannte Kunst über diesen Beruf geht, wo Jemand ob der Kunst das Leben vergißt, da ist Abgötterei und Götzendienst; wer dieses Berufes nicht achtet, mag allerlei sein, von der Welt hochgestellt sein: ein Christ ist er nicht, das Höchste versteht er nicht. Zu diesem Beruf ist berufen der Kaiser und seine Tänzerin, der König und sein Maler, der Bauer und sein Pfarrer: und wie Alle auch kaiserlen und tanzen, königlen und malen, bauren und pfarreren mögen, es ist all eitel und niederträchtig ihr Thun, wenn sie ob dem ihnen eigenthümlichen Menschlichen das allgemeine Göttliche vergessen — denn, wenn der Mensch leidet an seiner Seele, was helfen dann den Tänzern ihre Beine, dem Kaiser sein Reich, dem Bauer sein Hof, dem Künstler seine Gemälde und Säulen, dem Pfarrer seine Predigten?

Wenn nun auch unser Volk noch nicht im Wirbel dieser Künstlerwuth treibt, die immer da entsteht, wo kein rechtes Leben ist, wie Perrüken da, wo die Haare fehlen, so hat doch auch der Zeitgeist tief herunter es gezogen, in den Staub, die innere Welt verdüstert, die darstellende Kraft gelähmt oder verleitet. Man setzt das Leben an Schachern und Schinden, an Bauen und Essen, schnell Fahren und schöne Gartenstecklein, an hoffährtiges Wesen, mit Kleidern und Manieren, mit Worten und Kühen, mit Möbeln und Misthaufen, an Regenteln und

Agenteln, an Tändeln und Repräsentiren, an Visiten und Badekuren, ans Tanzen und Lesen, an die verschiedenartigsten Dinge: aber selten an das Eine, das Noth thut; im Moder sucht man das Leben, und findet den Tod.

Es giltet ein altes Sprichwort: wenn die Noth am größten ist, da ist auch die Hülfe am nächsten; kann aber nicht auch ein anderes gelten für den Christen: daß aus der tiefsten Erniedrigung die Erhöhung hervorgehe? Ehedem weinten die Menschen auf den Gräbern vergangener Herrlichkeit, bis sie trostlos versanken in den Moder der Gegenwart; Völker giengen unter mit all ihrer Herrlichkeit, überwundene Helden stürzten in ihre Schwerter.

Bewahrt nicht vor diesem Untergange Völker und Menschen das Christenthum? Es trägt das Leben in sich, und überwindet den Tod; dem zum Tode Matten träufelt es Balsam ein; die zu den Träbern Gekommenen führt es zurück in des Vaters Arme; den versunkenen Sünder gebiert es neu, den ins Grab Gesunkenen sprengt es Steine von des Grabes Thüre, ruft Leben heraus aus den Gräbern. Hört ihr nicht rufen in die Gräber hinein, hört ihr es nicht regen in den Gräbern, hört ihr nicht leise Lüftchen aus den Gräbern hervor, als ob da drinnen durch des Geistes Wehen ein neuer Geist geboren werde für die Erde — ein neuer Geist der Zeit?

Wenn das Alter durch seine Gebrechlichkeit in das Bewußtsein trittet, da sehnt sich der Mensch zurück nach den Tagen der Jugend, baut ihr in jeder neuen Stunde neue Denkmäler auf; aber das Alter wälzt er nicht von seinen Gliedern, es giebt ihm den Tod. Wenn seine Versunkenheit, seine Sündhaftigkeit dem Menschen zum Bewußtsein kömmt, so sinkt er auch in sich zusammen, als ob er sterben wollte, weint um die Jahre, in denen seine Sünde noch nicht aufgethürmt war zum Himmel: aber diese Traurigkeit führt nicht zum Tode, sondern zum Leben; sie richtet nicht vergängliche Denkmale auf der vergangenen Zeit, sondern sie beginnt ein neues Leben für alle Ewigkeit. So beginnen gegenwärtig Völker und Menschen zu weinen, wehmüthig zu schauen nach dem Leben hinter sich, den versunkenen Tagen der Jugend und der Heldenkraft: aber sie beginnen thorrechter-

weise, diesen Vertretern vergangener Herrlichkeit und Heldenkraft Denkmäler zu erbauen auf allen Hügeln, verherrlichen die alte Zeit, die nicht wiederkehrt, vergessen die neue Zeit, die sie gebären sollten.

Und mit diesen Denkmälern kömmt das neue Leben nicht; diese Denkmäler sind nicht Leben, geben nicht Leben; sie retteten weder die Egypter, noch die Griechen vom Untergang: denn nicht aus Stein, nicht aus Erz quillt neues Leben, sondern allein aus des Menschen Seele. Und eben das Verzweifeln an dieser Seele, das sich Zuwenden den Bildern und Säulen, den Denkmälern und Grabmälern ist ein Verzweifeln am Leben, ein Verläugnen der Zukunft, ein aufgewärmtes Heidenthum, ist gewaltiges Zucken der am Zeitgeist tief erkrankten Völker und Menschen. Aber in Menschen und Völkern regt unter diesen Zuckungen ein neuer Keim zum Leben sich. Dieser vergißt, was dahinten ist, schaut nicht in die Gräber hinein: er streckt zu frischem Leben sich aus, er schaut aus dem Moder zum Himmel auf, er will lebendig zu seinem Gott empor, will sich nicht klammern an todte Denkmäler, aus Stein gehauene, aus Erz gegossene. Wie schlank auch die Thürme der Münster himmelanstrebten, sie blieben doch unendlich weit vom Himmel; wie hoch und weit die Klostermauren auch von der Welt scheiden sollten, sie schieden doch von der Welt nicht, hielten die Sünde nicht ab. Welt und Sünde setzten sich zuletzt fest in ihnen und trieben aus den heiligen Geist. Wie kunstreich und viel besprochen die Denkmäler dieser Zeit auch sind, sie werden verrosten, verwittern, veralten; sie werden zur Erde niedersinken, zur Strafe, daß sie die Blicke der Menschen nicht aufwärts, nicht vorwärts richteten, daß sie dieselben zur Erde niederhielten und fesselten an die Vergangenheit.

Vorwärts in die Zukunft hinaus soll sich der Christ sein Denkmal bauen, ein lebendig Denkmal, das himmelan strebt; das, wenn der Herr den ermatteten Baumeister abruft in seinen Himmel, dem Baumeister nachwächst in den Himmel und dort zu seinem Schatze wird; ein lebendig Münster, in dem er sich entsündigt; ein heilig Kloster, das die Sünde der Welt nicht überwältigt.

Pestalozzi war der Hochbegabte, der das Wehen dieses Geistes vernahm, der ihn bei Namen nannte, der in seinem Namen der Kinderwelt sich hingab, um aus ihnen Münster, Klöster, Denkmäler zu erbauen, lebendige, heilige, bis in den Himmel reichende.

Er erkannte es, so recht innig und begeistert, wie Simeon im Tempel in der Maria Sohn das Heil der Welt erkannte, daß in den Kindern das Heil der Welt liege; daß sie wie Engel Gottes herabsteigen in unser Leben, bittend, daß wir sie aufnehmen, das Himmelreich mit ihnen theilen, es ihnen bewahren möchten; daß sie die wahren Tempel seien, in denen wir uns entsündigen, heiligen könnten. Begeistert sprach er aus seine Erkenntnisse, mit ganzem Herzen und ganzem Gemüthe drang er in diesen Tempel und ward Hoherpriester in demselben. Und mit Erstaunen vernahm man seine Rede: sie drang über's Meer hin, Könige horchten auf, und Gelehrte vergaßen, mit ihm zu zanken. Von Erziehung tönte die Welt wieder. Daß an einer guten Erziehung Alles hänge, sagte man sich von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohr; man war noch einmal so eifrig dran, die Kinder weltsch lernen zu lassen und Klavier klimpern, Visiten machen, Thee serviren, mit Manier parliren, Gedichte hersagen mit eingelernten, zärtlichen Gebehrden: und Unverschämte gaben solches Zeug für pestalozzische Eingebung aus! Und der arme große Mann mußte sich wegdrängen lassen aus seinem Tempel; seine Güte beherrschte seine Idee nicht. Während er eine unaussprechliche Gewalt hatte über kindliche Herzen, wurde ein unaussprechlich Spiel mit ihm getrieben, und wie düstere, dunkle Schatten warfen sich seine Jünger über seinen Namen. Er sollte ein vornehmer Pädagog werden vornehmer Kinder, die gut zahlten: und er hieng mit ganzer Seele an armen Kindern. Ihm waren diese vor Allem geheiligt, denn auch der Heiland war als ein arm Kindlein geboren, er blieb armer Kinder Bruder und legte den Fluch auf die, die arme Kinder ärgerten: daß ihnen besser wäre, ihnen würde ein Mühlstein an den Hals gehängt und sie versenkt, wo das Meer am tiefsten ist. In des armen Kindleins Reichthum sollen selig werden alle Völker, ja nur durch dasselbe können sogar die hohen Häupter, die Allerhöchsten selig

werden. Und dieses Kindleins Brüder und Schwestern solle man nicht nur nicht ärgern, sondern auch ihnen thun nach Vermögen: denn alles, was man ihnen thue, das wolle ja jenes reiche Kind ansehen, als hätte man es ihm gethan; so meinte der große gute Mann. Dieser Kinder Geist wollte er anbauen, dieser Kinder Herzen wollte er erwärmen, wollte den Götterfunken in ihnen anzünden, damit sie freudig und vernünftig das Leben gewinnen möchten. Aber die Welt drängte ihn von diesen Kindern weg, alt und müde rief den geplagten Greis der Herr zu sich. Er wurde begraben, aber seine Idee nicht mit ihm. Das Saamkorn, das er in den großen Weltenacker hat fallen lassen, ist nicht erstorben; der neue Geist, den er geahnet, ist nicht verschwunden: das kleine Senfkorn sproßt immer mächtiger auf, der Geist regt immer gewaltiger seine Flügel; schon nehmen ihn die Uneingeweihten wahr und wissen nicht, ob sie mit ihm kämpfen, sich ihm unterwerfen sollen. Und mit Weltengewicht hängt die arme Welt sich an die Füße der reichen Welt und sucht sie niederzuziehen zu sich hinab in Koth und Jammer; und die reiche Welt fühlt den gewaltigen Zug, sträubt sich dagegen und fühlt ihre Ohnmacht. Da gehen die Ohren auf, und die Stimme des großen guten Mannes, der im Grabe liegt, wird immer deutlicher vernommen und dringt durch die Ohren zu den Herzen ein: nehmt die armen Kinder von den Füßen weg hinauf an die warme Brust, hebt sie auf zum Himmel, dann werden sie euch nicht nieder, sondern aufwärts ziehen; vergesset nicht: wer eins dieser Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der hat mich aufgenommen! sagte das reiche Kind.

Weil aber der wenigsten Menschen Brust die rechte Wärme hat für solche Kinder, der wenigsten Menschen Häuser gute Herbergen für sie wären, so müssen eben Stellvertreter gesucht werden, ich möchte fast sagen, eigentliche Mittler zwischen den versunkenen Elenden und dem andern Theil der Menschheit. Sie müssen nicht nur eine Brücke schlagen über die Kluft, die zwischen Reichen und Armen so trennend klafft, sie müssen auch die Herzen versöhnen und die Liebe wieder bringen dahin, wo jetzt der Haß seine bittern Früchte trägt.

Es muß rechte, eigentliche, wahre Elternliebe sein, welche diese armen, in roher Gleichgültigkeit, in thierischer Selbstsucht erstarrten Kindlein an die Brust nimmt und sie daran erwarmen läßt. Diese Liebe wallte so glühend in Pestalozzi und seinem edlen Weibe, und diese Liebe ist's, was ihn so groß macht, und nicht seine Methode, welche später die, welche die Liebe nicht hatten, so hoch priesen und doch vor dem Veralten nicht schützten, sondern sie in Verruf brachten. Erst wenn das arme Kind in der Wärme der Liebe aufgethaut ist, beginnen seine Kräfte sich zu regen, lebendig wird es in ihm; und dieses Entfalten des Lebens zu fördern und zu lenken, daß alle Thätigkeiten des Geistes angespannt und geschärft würden, das war der Sinn von Pestalozzis Methode, deren Eckstein aber die Liebe war; denn wahren Elternsinn wollte er in die Erziehung der Kinder bringen, und zur Erziehung gehört auch die so genannte Schule.

Eltern nun, in deren Herzen der pestalozzische Funke glimmt und glüht, suche man zur Stellvertretung, Eltern, welche warme Herzen haben für fremde Kinder, aber auch Licht, sie zu erleuchten. Wärme und Licht besitzt beisammen die Sonne: fehlt das eine oder das andere dem Menschen, so wird er gefährlich; fehlen ihm beide, so ist er ein Klotz oder ein Thier. Und eben diese Wärme, dieses Licht waren die Elemente, deren Mangel die arme Menschheit verkrüppeln ließ. Sie nun in die Elemente zu versetzen, die ihnen fehlten; dahin, wo sie zu finden sind, in eine fromme, weise Ehe, welche als eigene Lebensaufgabe sich das Erwärmen und Erleuchten armer Kinder stellt, ist dieses Geschlechtes Aufgabe, ist des neuen Zeitgeistes, dem Pestalozzi mit Namen gerufen, Forderung. Dieses Geschlecht baut keine Klöster mehr, versteht nicht, Münster aufzuthürmen, und doch fordert der zur Buße erwachte Geist Denkmäler der Buße, der Andacht. Solche Ehen nun wölbe man als lebendige, heilige Münster über das arme, versunkene Geschlecht und trage auf seinen Armen in diese heiligen Freistätten arme Kinder, daß sie in denselben vor der Sünde behütet, rein und kräftig aufwachsen zum Himmel empor, um später selbst zu neuen Münstern sich zu gestalten für ein neues Geschlecht. Und diese frommen Freistätten

seien ein eigentlicher Sauerteig, den man pflanzet mitten in das sündige Geschlecht hinein, damit es durch denselben gesäuert werde zu einem neuen, rüstigen Leben. Und das sind dann die eigentlichen heiligen Tempel, nicht aus Holz oder Stein mit Menschenhänden gemacht, sondern die lebendigen Tempel, in denen der Geist Gottes wohnt.

Wie aus den Münstern, den Klöstern hervor viel Gutes gieng in die Welt heraus, so wird auch aus diesen neuen, lebendigen Tempeln hervor nicht bloß Schaar um Schaar an Bruderhand aus dem Elend heraufgezogener Menschen treten, für die Welt und den Himmel ausgerüstet, sondern noch ein eigener Segen wird von ihnen aus über das Geschlecht sich ergießen, das an ihnen sich entsündigen möchte.

Solche fromme Ehen, denen man arme Kinder zuträgt, die man ausstattet mit dem Nöthigen zum Unterhalt der großen Familie, wo die Kinder in der Liebe leben, durch Liebe thätig werden, Arbeit ihnen Freude wird, jedes sein Schärflein bringt zum allgemeinen Wohl, wenig bedürfen und daher wenig entbehren, wo man das Glück nicht mißt am Genuß und am Besitz und am Nichtsthun, sondern an der gegenseitigen Liebe und treuer Pflichterfüllung: solche Ehen werfen in die Herzen der ihnen Kinder Zutragenden, der sie Ausstattenden ein Bild, das sich nicht verwischen, das sich tief eingraben wird.

Sie sollen klar und deutlich vor die Augen der Hohen und Mächtigen der Ehe Bedeutung wieder stellen und ihren Segen, sollen wieder Liebe bringen zwischen Mann und Weib und ihre Hände und Herzen vereinen zum frommen Auferbauen ihrer Kinder. Sie sollen lebendig den Unterschied zeigen zwischen so genannter guter Erziehung, zu äußerer Darstellung des Leibes gelockt, geschürrt, geschweigelt auf alle Weise, und zwischen der frommen Erziehung zu einem reinen Sinn und einem Darstellen der Seele in reinen Werken; den Unterschied zwischen genußsüchtigen und bedürfnißlosen Kindern; den Unterschied zwischen selbstsüchtigen Kindern, welche die elterliche Liebe nach gewährten Genüssen, nach erhaltenen Ausstattungen wägen, und kindlich liebenden, welche nicht nur empfangen, sondern geben wollen, die

ihre Genüsse in den Freuden suchen, welche sie den Eltern darbringen; den Unterschied zwischen Kindern, die jeden Tag an der Eltern Brust zu heften suchen einen duftenden, strahlenden Strauß, geflochten aus Blumen kindlicher Liebe, und solchen, welche nur suchen, mit dem Schweiße der Eltern den eigenen Leib auszustaffiren; den Unterschied zwischen Kindern, welche auf Gott und ihre Kräfte bauen, und solchen, welche ohne Erbe und Besitz die trostlosesten Geschöpfe wären, Schmarozerpflanzen, die nur von Andern leben, auch eine eigene Klasse von Armen, wie reich sie heißen mögen: sie wissen ja auch, wie jene, nichts Anderes, als von fremdem Gute zu leben.

Diese Ehen sollen also nicht bloß unmittelbar heraufziehen die versumpften Armen auf einen gesunden Boden, sondern mittelbar auch das zu einer unnatürlichen, unmenschlichen Höhe heraufgeschraubte, verbildete Geschlecht der so genannten Vornehmen und Reichen wieder herniederziehen auf den gesunden Boden der Einfachheit und vor Allem der Arbeit, in welcher das Glück der Menschen liegt.

„Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen" soll wieder als ein Wort aus Gottes Munde gelten; und wenn es wieder giltet, so werden Tausende von Familien wieder ein Glück finden, die Alles zum Glück zu haben schienen und nicht begreifen konnten, warum sie doch unglücklich sein müßten.

So ist, was Pestalozzi meinte, nicht ein flüchtiger Einfall, der sich verflüchtigte, ehe noch der müde Greis zur Ruhe gieng: sondern es ist ein Weltgedanke, der in immer strahlenderer Klarheit aufgeht am Horizonte der Zeit, eine Sonne in unserer Nacht, ein heilend Licht in unserer Krankheit. Und er meinte, daß man in Liebe die Kinder aufnehmen und in ihnen die reichen Gaben Gottes zur Thätigkeit entwickeln solle, ohne in ihnen zu wecken Bedürfnisse, Gelüste und den damit verbrüderten Neid; und wenn dieses geschehen würde, so wäre Reichen und Armen geholfen, das heilbringende Mittel gefunden, der Welt zu geben, was der Welt gehört; Gott aber, was seiner ist.

Sechstes Kapitel.

Der Hülfe Ausführbarkeit.

Pestalozzis Gedanke erscheint gegenüber der unübersehbaren, ungeheuren Armenmacht gar klein und winzig, sein Einführen in die Welt unnütz, ein Kleinkinder Spiel in einer Männerschlacht. Die Weisen dieser Welt können ihn auch eine Thorheit nennen, den Selbstsüchtigen muß er ein Aergerniß sein. Das will aber nichts sagen. Wie klein ein Gedanke auch erscheint in seinem Heraustreten in die Welt: es ist doch der Gedanke, der die Welt überwindet; der Geist, der die Materie besiegt, wenn der Gedanke aus dem Geiste kömmt, der im Anfang über den Wassern schwebte.

Erschien wohl das Christenthum größer als ein klein Kindlein in der Welt? und diesem kleinen Kindlein gegenüber stund die ganze heidnische Welt in ihrer Macht, stunden gegenüber tausend Priesterschaften in tausendjährigem, angestammtem Ansehen: aber im Kindlein lebte der Geist in Fülle, und dieser überwältigte Macht und Priesterschaften. Freilich nicht nach der Mode unserer Zeit rollte dieser Sieg wie ein Dampfschiff, ein Dampfwagen durch die Welt. Das Kindlein starb und wurde begraben; scheinbar sein Gedanke, sein Wollen mit ihm.

Aber was gesäet wird, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Langsam keimte das Christenthum, langsam trieb es seinen Stamm empor, lange gieng es, bis es seine Blätter im Lichte tränkte, unter seinen breit sich ausdehnenden Aesten Völkern Schatten bot: aber langsam wächst, was lange leben soll, und noch ist das Christenthum nicht nur nicht ausgewachsen und streckt seine Aeste immer weiter aus über die Welt, sondern es entfaltet auch fort und fort neue und immer herrlichere Blüthen.

Und aus dem großen Gedanken, den Christus so klein setzte in die Welt, ist auch der geboren, den Pestalozzi aussprach, als er in den Kindern das Heil und die Rettung der Welt aus ihren verschrobenen Zuständen sah und durch Wärme und Licht die

Kinder und besonders die armen Kinder aufziehen wollte zu wahren Menschen, die nicht verkrüppelt über die Erde kröchen, sondern frisch und fröhlich empor zum Himmel wüchsen.

Darum glaube ich, daß dieser Gedanke, wie klein und dürftig er auch in die Welt herausgetreten, eine Zeit lang erstorben schien, nicht bloß eine Weltenmacht, sondern eine die Welt überwindende Macht in seinem Schooße birgt, wenn er einmal Glauben gefunden hat. Diesen Glauben geben mir nun zwei Umstände, die vielleicht Andern den Glauben an sie nehmen würden.

Die Idee wurde auch in einem kleinen Ländchen geboren, und zu ihrer Ausführung ruft man besonders in kleinen Ländchen auf; hier ist das Elend noch übersehbar, die Zahl der Armen noch zu zählen, ihre Versunkenheit noch nicht so bodenlos; hier glaubt man noch an Gott, an seine Hülfe bei jeder guten That; hier hat man den Grundsatz noch nicht ausgesprochen, daß kein Mensch den andern etwas angehe; hier lebt der Wille noch, zu helfen, zu retten. Ich bekenne, wenn man mich in Frankreich, in England, wo das Elend innerlich und äußerlich so unermeßlich und schrankenlos ist, zur Hülfe auffordern würde, es würde über mich kommen, wie Gänsehaut; ich weiß wahrlich nicht, ob ich Glauben fassen könnte. Hier strahlt die Idee freilich nicht in der Illumination eines Hofes, darum ist aber eben keine Verblendung dabei; sie wird nicht ausposaunet von hundert Journalen, an allen Straßenecken, darum wird sie nicht befleckt von falschen Freunden, die ihre eigene Ehre suchen; sie wird verketzert von der Menge, und darin liegt eben der Beweis, daß sie der Materie feindselig, eine der Welt furchtbare Macht ist. Man ruft zu ihr auf mit freundlichen Worten von Freund zu Freund, aber eben Gottlob in dem Schweizerländchen, wo das Leben noch höher giltet als die Kunst; wo keine Brust zu edel ist, den leidenden Bruder an der seinen zu erwärmen; kein Haupt zu hoch, um unter Christus und seine Gebote sich zu beugen in aller Demuth; wo die Unmündigen wohnen, welche meinen, wahre Freiheit werde einzig durch wahres Christenthum möglich, die Unmündigen, gering geachtet von den Klugen und Weisen dieser Welt, welche rings die großen Reiche bewohnen, sich groß

glaubend, weil weit die Gränzen ihres Landes sind, die sich für klug halten, weil sie sich gegenseitig so nennen in gegenseitiger Abgötterei. Hier im kleinen Ländchen findet sich wohl der beste Boden für sie; hier kann sie erstarken, kann am deutlichsten ihren Segen zeigen, ihre Wirkungen offenbaren auf die kleinere Masse: und wenn diese dann durchsäuert ist, so leuchtet sie über Europa hinein, und von den Bergen nieder wird Europa verkündet nicht so wohl die so mißverstandene politische Freiheit als die eigentliche Freiheit, die nicht in Reden und Worten auf dem Papier besteht, sondern im Geiste und in der Wahrheit. Dieser Gedanke wird in einer Zeit geboren, die kraftlos, ideenleer scheint. Hört man die Menschen, so würde man glauben, sie stießen mit den Köpfen bereits an den Himmel an. Es ist ein Lärm und ein Getöse von Selbstrufen der Menschheit, daß es einem schaudert: und wenn man in Kammern und Räthen das unverschämte Pochen hört auf die Mündigkeit der innerlich so schauderhaft versumpften Völker, so möchte man fast glauben, die Zeiten kehrten wieder, wo die hochgebildeten Römer ein Pferd zum Gott erhoben, mit dem Unterschiede freilich, daß man jetzt vielleicht eine Kuh oder einen Ochsen einem Pferde vorzöge. Und wenn man dann hineinsieht in die Menschheit, so sieht man sie im Staube schmählich kriechen, dem Gelde, dem Genusse nach; viel zu haben, viel zu gelten, ist ihr Ziel. In hohle Worte verbirgt sich die schmählichste Selbstsucht; mit geistreichen Worten sucht man den Leib zu mästen. Für alle höheren Interessen scheint man abgestorben: am Sonntag zählt man Geld; und wenn man vom Vaterland redet, so denkt man, was sich aus ihm saugen ließe; und wenn man andächtig aufzuschauen scheint zu Gott, so schaut man in Gedanken sich selbsten an, wie einem solch frommes Augenaufschlagen wohl stehen möge; und wenn einen fromme Worte umsummsen, so tönen sie einem fast wie Kleister über weltlichen Absichten. Es ist allenthalben eine Herausstellung des eigenen jämmerlichen Ichs, welche jeden andern Glauben als an das eigene Ich, jeden andern Gedanken als an das eigene Ich, jede Idee, welche über Prozente, Aemtchen, Eßglocke und Bürsten und Pommade herausgeht, tödet.

Darum nennt man diese Zeit nüchtern, und mit Recht: aber mit Unrecht glaubt man sie unfähig, begeisterte Geisteswerke aufzufassen, geistige, religiöse, in die unsichtbare Welt hinüberragende Schöpfungen zu erzeugen. Für dieses Sichversenken in den Staub ist der Mensch denn doch nicht geboren; seit Christus den Himmel geöffnet, hält es die Menschheit in die Länge da unten nicht aus. Eine Masse neuer Entdeckungen haben den Menschen in einen Strudel hineingerissen; die Erde öffnete ihren Schooß, neuer Schätze voll, verlockte, verblendete den Menschen: aber ihm wird doch mitten in diesen Schätzen so öde zu Muthe, so weh um's Herz, daß er es auf die Länge nicht aushält; daß er sich nach etwas Anderem und Höherem sehnt. Er fühlt es denn doch, daß all das niedere Treiben, all das hohle Reden, das Tändeln mit Nichts, das Prunken mit seinem Ich nicht selig, ja nicht einmal zufrieden macht einen ganzen Tag lang. Und eben dieses Weh, dieses Gefühl der Oede habe die Menschheit beschlichen, meine ich, und es öffne sich der Menschen Herz dem Verlangen nach einer rettenden Hand, nach etwas, das ihr Dasein aufweiset zu einer höheren Bedeutung; ich meine eben, das Wesen eines andern und bessern Geistes zu vernehmen in dieser Zeit. Darum, meine ich auch, sei diese Zeit gerade die von Gott geordnete, zu neuen geistigen Schöpfungen und besonders für die Ausführung der Idee, seine armen, versunkenen Brüder aufzuerbauen, ihrem Geiste aufzuhelfen, nicht nur mit Allmosen ihren Leib zu nähren.

Münster wird man keine mehr bauen in hoher Erregung, und wo man bauen muß, wird man schwitzen um's Geld und handeln um Plätze und mit allerlei Flitter die Armseligkeit verbergen: aber einen Theil der Menschheit aufzuerbauen im Herrn, das hat etwas Lebendiges, Praktisches bei all seiner hohen Erhabenheit, daß es die im Praktischen und für das Praktische erzogenen Kinder dieser Zeit ergreifen muß. Denn wie sie auch ergriffen werden mögen von Begeisterung, von einem höheren Leben: das Praktische können sie nicht verläugnen, Praktisches muß jede Idee in sich tragen, welche sie mit sich reißen soll. Was kann aber wohl Praktischeres den Kindern dieser Zeit

geboten werden, als der Versuch, andere Menschen zu schaffen am Platze derer, die jetzt so hohe Noth erzeugen, so gefahrvoll ihnen gegenüber stehen; die in alle Verhältnisse und namentlich als Dienstboten so unglücklich, so fast zur Verzweiflung bringend einwirken?

So liegt weder im Gedanken selbst, noch in dem Ort oder in der Zeit, wo er geboren wurde, etwas Unausführbares; und wenn er auch Viele gar nicht bewegt, so muß man nicht vergessen, daß die nie aussterben werden, welche nicht glauben, sondern sehen wollen. Man muß nicht vergessen, daß die Ungläubigen nie aussterben werden, welche den gegenwärtigen Zustand der Dinge als eine Naturnothwendigkeit ansehen und nicht als Produkt der sämmtlichen freien Handlungen der freien Menschheit; die daher glauben, die Aenderung dieses Zustandes müsse man der Natur, dem Schicksal, oder wie sie sich ausdrücken, überlassen, daran etwas zu ändern, solle der Mensch nicht versuchen. Es sind die gleichen Ungläubigen, die nie an die durch das Christenthum gebotene, in ihrem Wesen so klare und nothwendige Wiedergeburt des einzelnen Menschen glauben, sondern allezeit ihre so genannte Natur als eine Nothwendigkeit ansehen, die sich nicht ändern lasse; die daher auch alle Anmuthungen von Besserung als thorrecht von der Hand weisen; die bei jedem Laster, das man ihnen vorhält, sagen: das hätten sie vom Vater oder von der Mutter oder vom Urgroßvater, das sei halt in der Familie eingeurbet, und dagegen sei nichts zu machen.

Wie nun diese Menschen die eigene Wiedergeburt nicht versuchen, sondern sie geradezu als die eigentlichen Ungläubigen verwerfen, so müssen sie auch die Möglichkeit der Wiedergeburt der Menschheit oder eines Theiles derselben verwerfen und werden daher von diesem Gedanken gar nichts wissen wollen. Andere haben sicher nichts gegen die Idee, finden sie schön als solche: aber einer Menge Zweifel gegen die Ausführung derselben können sie sich nicht erwehren, und diese stimmen sie zu der Ansicht, die so Viele haben, daß eine Sache in Gedanken sich schön mache, in der Ausführung aber unmöglich werde oder dumm sich gestalten müsse.

Vor Allem aus sind sie der Meinung, daß diese Versuche, Kinder durch andere als die natürlichen Eltern in besondern Häusern erziehen zu lassen, allzu künstlich seien, sich daher nicht halten können. Sie mögen mir doch sagen, was eigentlich künstlich, was natürlich ist. Kann man nicht auch die Ehe künstlich nennen, und wollen sie eben deßwegen einige junge Juden und einige Unbeschnittene aufheben, um den Naturzustand wieder herbeizuführen? und doch beruht auf der Ehe einzig das Vorwärtsschreiten der Menschheit, einzig durch sie wird ein geordneter Staat möglich. Aber ist nicht wieder der Staat etwas Künstliches, dem Naturzustand Entgegengesetztes; ist nicht des Menschen Lebensweise, sein Wohnen in wohnlichen Häusern etwas Künstliches? Aber wenn Etwas durch besondere oder verdorbene Zustände aufgedrungen wird, so gestaltet es sich durch die Nothwendigkeit, die es gebietet, und durch die Vortheile, die es bietet, zu etwas Natürlichem, d. h. zu etwas, das sein muß. Werden nun in den geschilderten Ehekloaken die Kinder an Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit vergiftet, was ist doch wohl natürlicher, als daß man sie daraus wegnimmt und an einem für Leib und Seele gesunden Orte aufwachsen läßt?

Wenn man aber von der Künstlichkeit spricht, so will man eigentlich, wie ich vermuthe, sagen: etwas Künstliches könne sich nicht halten, veralte, denn man führt zum Belege dieser Meinung eine Menge Beispiele an. Ja, ich gebe gerne zu, daß, wenn Einer die Grille hat, in einer sandigen Wüste einen englischen Park anzulegen, in einem kalten Lande ein chinesisch Lusthaus zu bauen, einen Thiergarten einzuhägen mitten in fruchtbarem Gelände, so ist dieß eine Künstelei: wenn der Gründer der Grille zu Grabe geht, wird der Park verwildern, das Lusthaus zerfallen, der Thiergarten entvölkert; es war eine Grille, Grillen bringen aber nicht Segen, fassen darum nicht Boden. Ich gebe gerne zu, eine Menge Anstalten aller Art veralten, werden nutzlos, am Ende nur Schmarozerpflanzen. Die Zustände der Welt ändern sich, was vor hundert Jahren eine Wohlthat war, wird nach deren Verlauf überflüssig, eine Last vielleicht; ist deßwegen der Stifter zu verdammen? Wollte Gott, nach hundert Jahren

würde die vorgeschlagene Pflege armer Kinder überflüssig, weil wieder an Leib und Seele gesunde, natürliche Eltern gepflanzet werden! Es veralten andere Anstalten, großartige, herrliche in ihrer Stiftung: aber es ist die Liebe veraltet, die sie gestiftet. Wie groß die Kapitalien auch sein mögen, aus ihnen quillet keine Liebe; es sind veraltet die alten Reglemente und Ordnungen und erdrücken das junge Leben, und man behält doch die alten Reglemente und Ordnungen, weil man sie für den Geist der Stiftung hält.

Es kann kommen, daß in solchen Anstalten ein förmlicher Krieg ausbricht, wenn einmal Kraut gekocht werden soll statt Schnitze; daß es für schwere Widerspenstigkeit giltet, wenn ein schwächlicher Knabe nicht so viel essen will, als ein mächtiger Bengel. Ja, es stehen einem ordentlich die Haare zu Berge, wenn man den Geist in solchen Anstalten sieht, in dem Kinder Jahre lang aushalten sollen. Aber die Vettern und die Basen haben sich der Sache bemächtigt, haben Pöstlein gemacht und Ehrenämtchen, halten auf Connexionen und Recommandationen, und eine fürchterliche Fraubasen Wirthschaft schleicht sich ein, wo Geist und Liebe walten sollte. Ach, was würde die alte Liebe sagen, welche der Stiftung so schwere Opfer gebracht hat, wenn sie die kalten, aber sich viel dünkenden Staats- oder Stadtgesichter sehen würde, welche in eitlem Dünkel, als ob sie die Richter wären, ohne Liebe, ohne Geist in aller pedantischen Härte die alten Reglemente und Ordnungen über die Häupter armer Kinder schwingen! Aber eben dieser Staats- und Stadtgesichter wegen meine ich, daß nicht der Staat oder Gemeinden sich abgeben sollen mit diesem Werke. Der Corporationsgeist ist noch kein lebendiger Geist, er ist ein Oertligeist, ein Kantönligeist ꝛc., und jeder dieser Geister hat, wenn man ihn recht beschaut, einen Zopf, an dem man seine irdische Abkunft und seine basenhafte Gesinnung erkennt. Wo Staat oder Gemeinden die Hände in etwas haben, erstarret das Leben, und die Liebe flieht. Es entstehen Pöstlein, Stellen, Protektoren und Protegierte, das eigene Ich spielt seine Rolle, und die Sache wird vergessen. Selber essen mache fett: man ißt die Apfelmüßli nur mit Zucker

gebrannt, läßt sich tüchtig Kirschenwasser zum schwarzen Kaffe holen, und ob den Andern etwas übrig bleibe, kümmert man sich nicht von ferne. Und solches geht hin und wird säuberlich vermäntelt.

Oder wenn man Heilige oder Vettern im Gemeindrath hat, packt man ganze Fuder Eßwaare auf die Seite, läßt die armen Teufel an Wassersuppen schmahlbarten, schafft Werkzeuge von allen Sorten auf die Seite, und die Heiligen oder die Vettern möchten es vermäntelen, wenn der Spaß nicht gar zu offen getrieben worden wäre. Darum, meine ich auch, könne das Werk nur die freie Liebe vollbringen, die jeden Morgen neu wird, die jeder Sonnenstrahl aus Gottes Hand neu durchglüht, die jede Sünde, jede Schwachheit inbrünstiger, inniger macht, die um so freudiger Barmherzigkeit übt an Jesu Hinterlassenen, je heller die Hoffnung aufgeht, Barmherzigkeit bei Gott zu finden. Diese Liebe hat die rechte Wärme; am Staate wärmt sich Niemand als höchstens ein Salzfaktor, ein Straßenbaukundiger oder sonst ein Experter, der in einem Departemente sitzt oder sonst wo. Diese Liebe gründet ihr Werk auch nicht auf steinerne Mauren und papiererne Ordnungen, sondern auf die Tüchtigkeit eines Ehepaares mit warmem Herzen und hellem Kopf, bei dem die Kinder beides finden, Wärme und Licht. Wohlverstanden, dieses Ehepaar ist nicht ein solches, das sonst Kinder verdinget hat, unter denen wunderselten eines nicht schädlich einwirkt, weil es entweder die Kinder ausnutzet oder sie verwahrloset geistig oder leiblich: sondern ein solches, das in diesem Kinderaufnehmen einen eigenen Beruf erkennt, eine eigene Kraft dazu in sich, diesem Beruf nicht als Erwerbsmittel, sondern als Lebensaufgabe sich hinzugeben. Es ist also nicht eine Stiftung oder eine Anstalt, welche diese Sache trägt, sondern es ist eine Ehe: es sind auch nicht Reglemente, welche ihr Gestalt und Form geben, ein Gepräge aufdrücken, sondern dieses thut der Ehe Eigenthümlichkeit; es entstehen Familien, und nicht Anstalten. Die freie Liebe verbindet sich in ihren Trägern auf freie Weise, sie schließen sich großen Verbindungen an, oder stiften kleinere, wie sie wollen. Sie suchen eine Stellvertretung, eine erleuchtete, berufene Ehe und

einen Platz für sie, auf dem die Familie sich entfalten kann. Aber diesen Platz kann man nun nicht mit dem Klafter ausmessen, als ob er so und so groß sein müsse; das Haus nicht über ein Modell mit andern schlagen; der Familie Größe festsetzen und ihr Schritt und Tritt vorschreiben; vorschreiben, was sie des Tages machen, des Nachts träumen soll, daß die Hausfrau Jahre lang voraus weiß, was sie an jedem Tage kochen, an welchem Platz sie zu jeder Stunde des Tages sitzen oder stehen soll, so daß die geringsten Veränderungen der Hausordnung die tiefsinnigsten Häupter Jahre lang beschäftigen, und all ihre Weisheit nicht verhüten kann, daß ihre endliche Durchführung nicht wie eine eigentliche Hausrevolution aussehen würde. Jede Familie hat ein eigenes Gepräge, einen eigenen Kern, der ihr Leben treibt, und da muß Freiheit bleiben; Zwang würde alle Entwicklung verhindern. So mögen Familien, Freistätten armer Kinder entstehen, kleine, größere, dieses, jenes treibend, alle nur darin einig, daß sie in den Kindern das Göttliche erwecken und mit der größten Bedürfnißlosigkeit die größte ihren Kräften angemessene Arbeitsfähigkeit paaren. Das große Werk wird also durch lebendige Familien ausgeführt, von denen die einen eingehen mögen, während neue entstehen oder andere in ihren befähigten Kindern sich erneuern, die mit frischer Kraft und neuem Leben an die Stelle der alternden Eltern treten.

Wenn auf diese Weise der Geist die Hauptsache wird und nicht die Form, wenn man die alte Liebe bewahrt und nicht nur von der alten Liebe zehren will, so kann dieses Werk in seiner Ausführung nicht veralten, so lange dessen Bedürfniß bleibt, so wenig als christlicher Sinn und christliche Liebe veralten können. Das wäre schön, wird man sagen: aber wo solche Leute finden, zu solcher Aufgabe befähigt und willig, und zwar gerade zwei, die zusammengehören, Mann und Frau? Ehen, welche zu dieser Aufgabe befähigt sind, werden allerdings weit seltener zu finden sein, als Ehen im Weltschland, wo Monsieur und Madame eins werden, deutsche Kinder zu rupfen, um bequem faullenzen zu können; wo beide sich berufen glauben, Menschen zu bilden, weil Madame weltsch parliert, und Monsieur tranchiert, daß aus

einem Hähneli 17 Stücke werden; wo Madame die Tournure observiert, und Monsieur mit gefälligen Redensarten fade conversiert; Monsieur jede Tasse Camillenthee notiert und Madame die armen Meitscheni um ihre Lebkuchen dupiert und damit den Tisch ein halbes Jahr lang mit wohlfeilem Dessert fourniert: kurz, wo der schmählichste Eigennutz unter eleganten Manieren hervorschimmert, die fadeste Gemeinheit in weltsche Anmaßung sich kleidet, mit dem unverschämtesten Selbstruhm nach einem Jahr den gerupften Eltern die Kinder wieder übergiebt, die Gott danken können, wenn sie nur halb verhungert und nicht um ihre Gesundheit betrogen worden sind. Und wie dann die thorrechten Eltern noch danken; und wie das weltsche Ehepaar den entzückten Eltern noch einen nachträglichen Conto an ihrer Entzückung zumißt; und wie der ehrliche Papa weltsch schwitzt, und die ehrliche Mama mit den Augen die Tochter mißt, um wie viel sie gewachsen, um wie viel hübscher sie geworden; und wie beide in der Freude, eine solche Tochter producieren zu können, vor dem weltschen Ehepaar sich neigen und beugen, und wie dieses mit einem überlegenen Lächeln die Huldigungen hinnimmt und endlich die ehrlichen Leute gnädig entläßt in voller Zuversicht, in die deutsche Dummheit einen neuen Angel ausgeworfen zu haben. Und dieses Pensionsunwesen veraltet nicht, und diesem weltschen Moloch, der immer gieriger und gefräßiger wird, je dümmer die Deutschen werden, opfert man jährlich Hunderttausende: und ein Werk der Liebe und der Heiligung sollte veralten! Ich würde auf die Ausfuhr der Kinder ins Weltschland eine Auflage legen, und zwar von 10% des Kostgeldes. Von 10 Ld. Kostgeld einen Staatsabgabe. Allerdings sind Ehen, welche dieses Werk bedarf, schwerer zu finden, als solche weltsche Ehen.

Eine solche Ehe muß als Grundbedingung in sich das Streben tragen, immer reiner und heiliger zu werden, aus reinem Herzen das Ebenbild Gottes immer reiner ausstrahlen zu lassen und allem sie Umgebenden ein immer vollkommneres Gepräge ihres innern Wesens aufzudrücken, und so auch ihre Ehe selbst ihre Vereinigung immer inniger und vollkommner darstellen. Nur wo Vater und Mutter im Herren wachsen, kann ihre Familie

dem Herren zuwachsen; nur da, wo sie selbst vollkommener werden, kann auch vollkommener werden das durch sie gegründete Haus. Wo ein Mensch sich selbst verwahrloset, da wird er auch immer mehr verwahrlosen das ihm Anvertraute. Das ist's, was Paulus meint, wenn er sagt, daß man trachten solle, nicht selbst verwerflich zu werden, während man Anderen predige. Dazu gehören neben andern noch vorzüglich drei Gaben.

Vor Allem das Herz, Kinder zu lieben, als ob es die eigenen wären; in väterlichem und mütterlichem Wesen diese Liebe zu äußern, daß sie den Kindern wirklich zu Vater und Mutter werden, alles Fremdartige schwindet.

Sie müssen entsagen können allem, was nicht ins Leben dieser Kinder gehört. Diese dürfen weder verwöhnt, noch darf ihre Begehrlichkeit gereizt werden; sie müssen von Jugend auf lernen, daß im Entbehren ein weit soliderer Reichthum liegt, als im Besitz. Darum müssen die Eltern mit dem Beispiel vorangehen, die Begehrlichkeit ablegen, mit Kreuzern haushalten, als ob es Königreiche wären, aber ohne Geiz, und es dahin zu bringen suchen, daß ihr Haus, wie es in jeder gesunden Familie sein soll, sich hauptsächlich nährt aus dem Ertrag der gemeinsamen Thätigkeit, doch also, daß das Wesen der Kinder nicht aus dem Auge verloren, das neue Vaterhaus ihnen nicht ein egyptisches Diensthaus wird. Endlich müssen sie ausharren können in der schweren Arbeit, die jeden Morgen neu wird, ohne durch Ungeduld überwältigt, ohne müde und matt zu werden; sie dürfen sich nicht anstecken lassen von der Sucht, in äußerem Wechsel das flüchtige Glück zu suchen. Vater und Mutter laufen nicht von den Kindern fort und verzweifeln Jahre lang nicht an ihren Kindern, arbeiten ohne Unterlaß; aber nicht nur an den Kindern, auch an sich, damit keine eigene Blöße jahrelange Arbeit zerstöre; sie fordern von den Kindern nicht mehr sittliche Kraft, als von sich selbsten, sondern gehen ihnen in derselben jeder Zeit voran. Wer ausharret bis ans Ende, der wird selig! soll aller Wahlspruch sein. Unendlich nachtheilig liegt der nie endende Wechsel der Lehrer auf den Schulen; hier würde er geradezu zerstörend einwirken: denn wie schwer ist's, einer solchen einmal

gestifteten, mit einem eigenen Gepräge ausgerüsteten Familie neue Eltern zu geben, die nicht aus ihr selbst herausgewachsen sind, die ein eigenes Gepräge mit sich bringen und durch das Aufdrücken dieses neuen Charakters den übeln Eindruck erzeugen, der hauptsächlich Stiefeltern anrüchtig macht. Ich bin überzeugt, daß im Allgemeinen, z. B. in einer Stiefmutter, nicht böser Wille, sondern eben das Neue, das sie der bereits gestifteten Familie aufdringt, so widerwärtig wirkt. Je unbedachter, anmaßlicher sie ihre Natur walten läßt, um so widriger wird sie. Allerdings kommen dann sehr oft Eitelkeit, Bosheit und Eifersucht noch dazu.

Daß ich die Lehrfähigkeit in allen nothwendigen Schulfächern nicht unter die ersten Nothwendigkeiten zähle, möchte auffallen. Allein ich meine, daß, so wünschbar sie im Allgemeinen sind, sie doch nicht die Haupteigenschaften der Eltern bilden, und gar wohl eine herrliche Freistätte sich denken läßt, in welcher die Eltern selbst in vielen Fächern nicht zu unterrichten vermöchten; und auch lassen sich Freistätten denken von herrlichem Erfolg, in denen nur die einfachsten Fächer, und zwar sehr einfach, gelehrt würden. Hier ist schon ein Aeußeres, wo kein bestimmtes Modell gelten darf.

Nun ist's allerdings selten in unsern Zeiten, Menschen zu finden, die den Werth ihres Lebens messen nach der Höhe ihres Berufs und nicht nach den äußern Ausstattungen und Annehmlichkeiten desselben. Genuß und Tändelei mit dem Leben scheinen die Hauptsachen geworden zu sein, und, ohne unabhängiges Vermögen zu sein, von dem man in bequemem Nichtsthun leben kann, zur Arbeit gezwungen zu sein, ist zu einem Unglück geworden; wer arbeiten muß, ist sich und Andern ein Gegenstand des Mitleids. Er hat nicht Vermögen, sagt man mit bedauerlichem Achselzucken vom tüchtigsten Mann.

Ganz besonders ist der Beruf des Weibes verrückt worden. Gott hat das Weib nicht geschaffen zur Sclavin, daß es den Mann nähre, während er auf der faulen Haut liegt, tabaket und Feuerwasser trinkt: aber sicher eben so wenig, daß es den Bündel vorstelle, den er schleppen muß; daß es sich nur nähre

durch ihn, nur durch ihn zu Freuden und Genüssen komme, oder daß es sich mit seinem Eingebrachten von allen Pflichten loskaufe und daneben mit andern Weibern wetteifere, wer die Haare am schönsten flechten, am anständigsten nichts thun, am geläufigsten über nichts reden, am graziosesten vor andern Leuten les honneurs machen, en famille aber die Abgespannte, Unbefriedigte, Angegriffene, Capriciöse am beßten spielen könnte. Das Weib soll die Gefährtin des Mannes sein in Treue und Liebe in jeder Lage; es soll mit ihm theilen die Arbeit, oder ihn unbeschwert erhalten zur Arbeit; es soll die Mutter der Kinder sein, und nicht tanzen, während der Mann und die Kindermagd sie zur Ruhe legen und wiegen; es soll sorgen und walten im Hause, während der Mann seiner Arbeit nachgeht; es soll nicht Hemder und Strümpfe, Kinder und Küche über Novellen oder Visiten vergessen; es soll nicht die Nase rümpfen, wenn von zerrissenen Strümpfen die Rede ist, und sich kreuzigen, wenn die Wäsche naht. Wie da doch bei nahender Wäsche, als ob sie die Hundstage wäre, Donnerwetter streichen über viele Weibergesichter; wie der Mann kusch machen möchte, und sich doch nicht klein genug machen kann; wie da die Gesichter wachsen bis in den Boden hinab, und die Seufzer steigen bis zum Himmel auf, und nicht einmal mehr die Katze laut miauen darf, geschweige denn die Kinder etwas fragen — es ist wirklich gräßlich, es ist gräßlich, wenn eine immer wieder kehrende Hausarbeit so zum Berge wird, eine solche Stimmung in die Häuser bringt, den Kindern auf ihr Lebenlang einprägt, wie gräßlich es sei, wenn man einige Tage sich etwas mehr anstrengen, zu Hause bleiben müsse; wenn man ihre Phantasie von Jugend auf so vergiftet, daß sie sich bei vieler Arbeit unglücklich denken müssen. Das Weib ist so wenig zum Reden allein geschaffen, als der Mann. Frage man, was gebildete Weiber vorstellen in ihren Häusern, deren Bildung man nur beim Schwatzen merkt; frage man nach den gebildeten Männern in den Rathsstuben, was ihre langen Reden nützen, wenn sie nur der Deckmantel der Faulheit sind. Frage man doch, was einst Kinder für Weiber werden sollen, die man von Jugend auf dem Hause entfremdet,

aller Theilnahme an den häuslichen Freuden und Leiden entzieht, und deren Körper man in Anstrengungen zerrüttet, daß es zu jeder Anstrengung untüchtig wird, in Anstrengungen, die oft eben so unsinnig als nutzlos sind für den eigentlichen Ernst des Lebens und des Weibes Beruf, der in höheren und niedern Ständen nicht so verschieden ist, als man meint.

Eine solche Mutter paßt in eine solche Familie nicht, und solche Mütter, die an dieser Weichlichkeit krank liegen und viel vorstellen, viel genießen, aber wenig sein, wenig thun möchten, findet man durch alle Stände, auch in den niedern, häufiger als man meint. Eine Mutter, wie wir sie bedürfen, muß des Mannes Last theilen können und wollen, muß sich genügen lassen können mit Arbeit und der Liebe der Kinder, statt aller andern Genüsse. Sie darf in Ungenügsamkeit nicht die Hauss säure sein, die Alles verbittert: sie muß die Haussonne sein, die Alles heiter und lieblich macht.

Aber wiederum ist's merkwürdig, daß in dieser Unnatur, welche besonders das weibliche Geschlecht ergriffen hat, gerade dasselbe eine unaussprechliche Leere zu fühlen beginnt; daß es zu fühlen beginnt, daß ihm alle Bedeutung, jeder gesunde Halt im Leben abgeht; daß ihm zu Muthe wird, wie einem Verirrten, einem nicht ganz verdorbenen Menschen nach durchschwelgten Tagen. Aus diesem Gefühl der Leere hervor geht das weltsche Geschrei nach Emanzipation der Weiber, ihre Empfänglichkeit für politisches und pietistisches Treiben, in dem sie eine Rolle spielen können; gehen die unaussprechlich rührenden Klagen eines Mädchens über den Mangel eines Wirkungskreises hervor, das endlich in seinem Jammer ein Hündchen kauft, demselben sein Leben weiht und in diesen Sorgen sich beglückt fühlt.

Aber denn doch wird man passende Ehen finden, und wegen dem entstehenden Bedürfniß nach etwas Besserem werden sie sich immer häufiger finden. Vollkommen werden sie nie sein, aber nach dem Besseren, Höheren strebend: und dieses Streben nach dem Bessern, Vollkommnern findet sich am öftersten in der Ehe, wo Liebe ist, wo Eins das Andre ergänzt, die Kraft des Einen der Schwachheit des Andern aufhilft, Eines die Tugenden des

Andern annimmt, während man die eigenen Fehler ablegt. Und wie Kinder Eltern heiligen, besonders Mütter, und bereits aus manchem Aeffchen oder Püppchen eine tüchtige Mutter gemacht haben, so hat auch eine solche Familie etwas Begeisterndes, auf die Eltern Rückwirkendes, erhebt die Seele, stärkt zum Ausharren, zum Treubleiben bis ans Ende. Es werden hundert Schulmeister ihre Schulen verlassen, ehe ein Ehepaar den Bund mit den angenommenen Kindern zerreißt und sie aufs neue zu Waisen macht.

Je mehr das Bedürfniß schreit, mildthätige Augen ein frommes, begabtes Ehepaar zur Stellvertretung suchen, desto mehrere werden sich darstellen. Ich bin überzeugt, der Gedanke, verlassene Kinder an die Brust zu nehmen, sie für die Welt zu stärken, für Gott zu erleuchten, wird ältere Herzen bewegen, wird besonders wie ein heller Blitz jugendliche Gemüther entzünden, wird begeistert strahlen in denselben, bis der Wunsch Gewährung gefunden. Wie Viele wenden sich nicht der Heidenbekehrung zu in glühendem Eifer; verlassen Väter, Mütter, Vaterland; wandern hin in Länder, wo die Sonne unerträglich brennt, das Eis den Blutlauf hemmt, zu Menschen, den Thieren ähnlich, ringend mit dem Nothdürftigsten, um diesen das Evangelium zu bringen!

Müssen dann nicht auch Andere ergriffen werden von heiligem Erbarmen mit den magern oder aufgedunsenen, blassen, gelblichten Gesichtern, die zerlumpt und baarfuß an unsern Thüren klopfen, die verwildert an und auf den Straßen liegen und lungern, die mit unglücklichen Gesichtern unsern Kindern zusehen, wie diese munter ihr Brot essen, die mit frechen Gesichtern spähen nach allem, was nicht nagelfest ist; von heiligem Erbarmen ergriffen werden, wenn sie die Eltern oder Pflegeeltern dieser Kinder sehen, ihr wüstes Treiben, ihr heilloses Verwahrlosen alles Guten, ihr heilloses Pflanzen alles Bösen; ergriffen werden von heiligem Erbarmen bei dem Gedanken, daß Tausende dieser armen Kinder an der Brust treuer Eltern geistig und leiblich erwarmen, für den Himmel gewonnen werden könnten, die sonst in namenlosem Elend zeitlich und ewig untergehen? Und sollte es denn ein besser Werk sein, die Seelen jenseits des Mee-

res zu suchen, als derer sich anzunehmen, die Gott eigenhändig uns vor Augen gestellt, die er bloß und verwahrlost zu unsern Füßen kriechen läßt? Befiehlt wohl Gott, daß man die eigenen Kinder verschmachten lasse, um der Rettung anderer nachzugehen? Soll man denn Rath haben für Andere und keinen für sich?

Ich meine nicht, daß man der Heiden sich nicht erbarmen solle, aber auch nicht vergessen, was Jesus dem cananitischen Weibe sagte; nicht vergessen, wie wir denn eigentlich Brüder lieben können, die wir nicht sehen, wenn wir denen, die wir sehen, keine Liebe zeigen; nicht vergessen, daß der Segen Gottes beim Missionswerk nur dann ist, wenn die Menschen nicht mehr jedes auf den Straßen aufgegriffene Individuum, dem man einige Floskeln beizubringen im Stande ist, für ein auserwähltes Rüstzeug Gottes wollen gehalten wissen.

Doch, ich bin überzeugt, auch unsere Kinder werden Herzen anziehen, begeistern: wo das Bedürfniß schreit, da läßt es Gott an Erweckten nicht fehlen.

Man wird nicht wählen müssen solche, die ohne Beruf sich zu diesem Werke drängen, wie zu einem Pöstlein, um eines größern Einkommens willen, um ihr Licht besser leuchten zu lassen, wie es ihnen ihr Dünkel vorspiegelt. Und wenn ein solches Ehepaar sich hineindrängen würde, man müßte es alsobald wieder hinausdrängen: es darf keine solche heilige Freistätte zu einem verruchten Pöstlein werden; es darf kein solch Pöstlein in heiligem Kreise geduldet werden.

Und wo die Leute sich finden, da findet sich auch das Geld. Der Sinn für Wohlthätigkeit ist groß in unserem Ländchen, der Geber sind viele, und wenn erst die Augen derselben auf dieses Werk gerichtet, ihre Herzen ihm gewonnen sind, ihr praktischer Sinn das Praktische der Sache gefaßt hat, so fehlt es am Gelde sicher nicht. Unsre Blätter wimmeln von Ansprüngen auf die Wohlthätigkeit des Publikums, und bald darauf wimmeln sie von Anzeigen erhaltener Gaben.

Es giebt sehr viele Leute, welche immer eine offene Hand haben, das Geben als eine Art Abgabe von ihrem Vermögen

betrachten, eine jährliche Summe dafür aussetzen und dieselbe nun hingeben, wie sie können und mögen, ohne besonders ins Auge zu fassen, wem und für was sie geben. Es giebt sehr viele gutmüthige Geber, die keinem Bettler widerstehen können. Um diese drängen sich die unverschämtesten, schlausten Forderer, reißen ihnen die Gaben fast aus der Hand, wissen zu weinen und zu seufzen, Geschichten zu erzählen und sich elend zu machen, sich zu empfehlen, daß einem ordentlich das Herz schlottert. Diese gutmüthigen Leute sind daher nicht Meister ihrer Gaben, wissen nicht, wer sie erhält, wie sie angewendet werden, ob die Gabe zum Sündengeld wird, oder ob sie einen guten Geruch vor Gott hat. Das sind die Leute, welche die immer zahlreicher werdenden Bettler ernähren: die nie endenden Steuersammler, denen Ziegen gefallen sind; ja, ein Mädchen lief um Steuer aus, weil ihnen am Morgen die Kaffekanne gespalten sei. Dieser Leute Gaben locken die Kinder von Haus zu Haus, von Sünde zu Sünde, bis ihre Seelen im Bettel verloren gehen; sie nähren den Müssiggang, die Frechheit, die geheime Ueppigkeit; sie werfen ihr Geld in einen bodenlosen Schlund, in dem nur giftige Pflanzen wuchern. Sie haben dann sehr oft leere Hände, wenn eine gute Gabe von ihnen demüthig gefordert wird. Wenn doch die Leute dächten, daß nicht Gaben Gott wohlgefallen, sondern das Herz, das die Gaben giebt; und daß Gott dem Menschen den Verstand gegeben, daß er ihn anwende auch im Austheilen seiner Gaben! Streut doch ja der Mensch Korn und Waizen nicht in die strömenden Wellen eines Flusses, nicht in den Koth der Straßen, nicht unter Dornen und Disteln, sondern in guten, ausgewählten Boden: warum denn seine Gaben leichtsinnig ins Blaue hinaus, ohne Kümmerniß, wohin sie fallen, was sie bewirken mögen? Wissen sie denn nicht, wie ganz verschiedener Segen den Gebern von ihren Gaben zuwächst; wie die Geber ohne anders die Früchte erndten müssen vor Gott, welche ihre Gaben getragen, in so fern bedachtes oder leichtsinniges Geben an den Früchten schuld war? Auf diese Weise wird jährlich eine Summe verworfen, verschleudert, die weit größer ist, als man sich denkt. Wenn nur ein Theil dieser Summe der

Ausführung der dargestellten Idee zugewendet würde, so könnten viele Kinderseelen gerettet werden, die ihre Wohlthäter vor Gott loben und preisen würden, während diese Summe leichtsinnig gegeben in verlockten Bettelkindern Ankläger vor Gott ihnen erweckt.

Ihnen gegenüber stehen allerdings viele Mißtrauische im Geben, sie sind geprellt worden und wollen nur mit eigenen Händen Gaben zutheilen, wo das eigene Auge die Nothwendigkeit erkannt hat. Diese mißtrauen in der Regel allen öffentlichen Aufforderungen, allen Anstalten, allem so genannt Gemeinnützigen; bald halten sie eine Sache für eine Grille, bald für eine Prellerei. Leider liegen eine Menge Erfahrungen vor, daß zusammengebettelte Gelder auf das schnödeste mißbraucht werden, Steuren bei Brand oder Wassernoth eine wahre Teufelssaat sind; daß in Anstalten, wo frommer Sinn jeden Kreuzer zusammenlegte, und mancher Kreuzer von armen Wittwen kam, das Geld auf heillose Weise verschleudert wurde, das dritte Plättli eine merkwürdige Rolle spielte in der Geschichte des Hauses.

Allerdings giebt es viele Grillen in der Welt, und für viele Grillen wurde gebettelt: aber was hier vorgeschlagen wird, ist keine Grille, man untersuche mit dem mißtrauischsten Blicke; man braucht auch das Geld nicht in fremde Hände zu legen, nicht für dieses, nicht für jenes Haus bettle ich; man lege selbst Hand an und reihe neue Familien eigenhändig an dem großen Werke. Ich bin aber auch überzeugt, wenn die mißtrauischen Leute sich entschließen, mit eigenen Augen zu prüfen, so werden sie sich überzeugen, daß diese Sache über der Mode, über der Politik steht, im reinen Gebiet christlicher Liebe, wo zwischen Halblein und Guttuch kein Unterschied mehr ist; wo jeder brüderlich die Hand sich bietet, wer es brüderlich mit den Brüdern meint. Ich bin überzeugt, sie fassen es, daß bei großen Werken ein Einzelner nichts vermöge, daß große Werke durch gemeinsame Kräfte ausgeführt werden müssen; daß in dem Entziehen von allem Gemeinsamen doch eine Art Selbstsucht liege, oder wenigstens eine Unfreundlichkeit, die wie eine Ueberhebung erscheint, oder wie eine Muthlosigkeit, die an Anderer Einsicht und Treue, an der Mög-

lichkeit irgend einer allgemeinen Hülfe verzweifelt. Auch diese werden sich anschließen, wenn sie sich zum Prüfen entschließen, und gerade diese gebieten über große Mittel.

Dann haben wir eine große Menge, welche auch giebt und zu geben hat: aber bei diesen hat das Geben immer die Liebe zum Behalten zu überwinden. Es ist bei ihnen, ich will nicht sagen, der Eigennutz, aber doch die Liebe zu dem, was man hat, der Kummer, nicht genug zu haben, vorherrschend und bilden Schanz und Graben um Geld und Gut; und diese Schanz und Graben stürmt weder eine inwohnende Liebe zu Andern, noch eine eigenthümliche Begeisterung: Schanz und Graben müssen von Andern gestürmt werden, will Jemand etwas von diesen. Hat man von ihnen Gaben erobert, so kömmt es ihnen wie eine Niederlage vor, ein eigener Unwille schleicht ihnen durch alle Glieder, sie können sich von dem Gedanken lange nicht losmachen: wie fatal es doch sei, immer die Hand im Sacke haben zu müssen; sie können die Hand lange nicht aus dem Sacke bringen, von der entstandenen Lücke weg. Sie sind reuig, daß sie nicht weniger gegeben, und brummeln über den, tragen es ihm nach, der sie zum Geben bewogen hat. Und doch geben sie, besonders wenn die Namen auf Subscriptionslisten aufgefaßt werden.

Ja, von diesen Leuten sind noch viele zuweilen aufzurühren, zu entflammen, sie kriegen recht großmüthige Wallungen, und wenn Jemand gleich bei der Hand ist, ihre Rührung mit einem Teller oder einer Büchse aufzufangen, so klingt sie reichlich und schön, diese Rührung. Ist aber Niemand bei der Hand, und kömmt das kalte Blut wieder, so finden sie, weniger sei auch genug; finden das Wenige alle Tage noch zu groß, bis sie endlich vielleicht schon am dritten Tage zu der Ueberzeugung gelangen, daß auch, nur Etwas zu geben, die größte Thorheit wäre. Aber man klopfe nur muthig an diese Häuser, man rühre diese Herzen um und um und halte rasch den Teller dar und fasse die Gaben auf: betteln für Andere darf der brave Mann, und unverschämt geheißen zu werden beim Betteln für einen heiligen Zweck ist keine Schande. Wie der Eigennutz die Leute panzert, daß sie nicht mehr roth werden können, und ihre Herzen keine

Schmach fühlen, so panzere man sich mit der Liebe gegen alle Vorwürfe und Gesichter des Eigennutzes und lasse an ruhigem Gewissen gleichmüthig abprallen die Seufzer gepreßter Geldbeutel. Man würde staunen über die Summen, die man zusammen bringen kann, wenn einmal die Idee Boden faßt, man die Herzen in beide Hände zusammenfaßt und sich verständigt über das Werk, welches das eigentliche schweizerische Nationalwerk sein sollte, ein ächt republikanisches, ein ächt christliches. Man schrecke nicht vor seiner Größe zurück: wie oben gesagt, im kleinen Ländchen ist es so groß nicht; ein kleiner Anfang soll Niemand abschrecken; wer Millionen gewinnen will, muß auch beim Kreuzer anfangen. Und wenn man nur alle Jahre einige tüchtige Menschen ins Leben stellt: diese tragen wieder eigene Kräfte in sich, sind neue Faktoren, die dem Werke neue Ausdehnung geben, neue Hülfe bringen. Was an ihnen gethan worden, das werden sie auch an Andern thun wollen. Es trug mir diesen Sommer ein Knabe von Schwyz nach Goldau den Habersack. Er war bitter arm und nährte zum Theil seine Familie. In Lowerz ließ ich ihn einen Resten Brot mitnehmen, an dem er sichtbar hungrig abbiß. Ein klein Kind an der Hand seiner Mutter begegnete uns. Schnell theilte der Knabe sein Brot und drückte dem kleinen Mädchen die eine Hälfte in die Hand, das darüber gar holdselig lächelte und der Mutter die Gabe wies. Ich frug den Knaben in meinen praktischen Gedanken: aber warum hast du das Brot nicht selbst gegessen oder es den Deinen nach Hause gebracht; du weißt ja nicht einmal, ob das Kind es nöthig hat oder nicht? Herr! sagte mir der Knabe, als ich jung war, hat mir auch hier und da ein Mensch ein Stücklein Brot gegeben, und das hat mich dann gefreut, ich kann euch nicht sagen, wie; und da habe ich gedacht, als ich jetzt auch Brot hatte, es werde das Kind auch so freuen, wie ehemals mich, und gab es ihm. Und es hat's gefreut, es hat's gefreut, sagte er mit leuchtenden Augen.

Da dachte ich, daß noch immer den Unmündigen dieser Welt gegeben, was den Verständigen verborgen sei, und faßte neuen Muth zu dem großen Werke — denn wenn dieser unmündige, kindliche Sinn wieder gepflanzt werden kann, so wird er Berge

versetzen; und mitten in den Morast sind Säulen eingerammelt, wo das Austrocknen beginnen muß, von wo es sich ausbreiten muß. Man pflanzt sich also später wirkende, neue Kräfte, und was diese jungen und gesunden Kräfte vermögen werden, das kann man in fünfzig, in hundert Jahren sehen. Und was sind hundert Jahre im Völkerleben? Und wer nicht für hundert Jahre hinaus arbeiten kann, was wird der vor Gott sein, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind? Sollte hie und da der Glaube noch schwach sein, sollten die Mittel der Gläubigen zum Anfang nicht ausreichen, wohl aber Muth zum Anfang da sein, der Beweis vorliegen, daß sie das Rechte erkennen und es auf die rechte Weise versuchen: da soll der Staat aushelfen ohne Zaudern, ohne Knausern. Er soll zeigen, daß, wenn er auch das Werk nicht selbst unternehmen kann, er denn doch seine Nothwendigkeit erkenne und nicht nur Sinn habe für Wegknechte und Landjäger, sondern auch für das Köstlichste im Menschen. Es weiß eigentlich Niemand besser, als die Regierung, wie groß die Armennoth ist; sie hat Tabellen darüber, welche ihr über Alles Punktum Auskunft geben.

Indessen werden der Ausführung der Idee nie alle Menschen zugethan werden, sondern ihr widerstreben mit all ihren zu Gebote stehenden Mitteln. Ich rede nicht gerne von diesen Leuten. Aber, wie man vor dem Beginn eines Kampfes den Feind ins Auge faßt und mißt, so müssen auch diese Feinde gemessen werden, damit ihr drohendes Aussehen Niemand schrecke. Jedem Neuen steht eine große Masse entgegen und sucht es zu hindern; und diese Masse hat Gott geordnet, man täusche sich darüber nicht. Sie ist es, die Ordnung bringt und Besonnenheit in den Fortschritt. Ihr Widerstand ist die Rönnle, welche Spreu vom Kern scheidet; welche zum Prüfen zwingt und zur Vorsicht; welche Zeit gewährt, Wurzeln zu fassen und zu erstarken; welche das Kind nicht mit dem Bade ausschütten läßt, oder, wenn es geschehen, es wieder aufzulesen zwingt: der in den Menschen gelegte Verbesserungstrieb würde ohne sie zur Neuerungssucht werden, und diese würde in vierzehn Tagen mit Menschen und Vieh, mit der ganzen Erde überpurzeln. In dieser Masse, die allem

Neuen, der Ausführung jeder Idee widerstrebt, sind nun eine Menge guter Leute, die es eigentlich gut meinen, die aber einen Gedanken nicht zu prüfen vermögen; die bloß das zu beurtheilen vermögen, was ihre Augen sehen, ihre Hände betasten können; die endlich an das Neue sich gewöhnen, wie sie des Alten gewohnt waren. Gegen diese fechte man nicht mit Gründen: die Anschauung, die ihnen geboten werden kann, wird sie nach und nach überwältigen und gewinnen.

Hingegen giebt es in dieser Masse noch Andere, die ich zeichnen muß einmal: vielleicht erkennen sich die einen oder andern in diesem Spiegel wieder und erschrecken ob ihrem Antlitz. Es giebt eine Menge Menschen, welche keine wohlthätige Ader im Leibe haben; welchen jede Ansprache Grimm und Weh verursacht; welche nie freiwillig geben, ehrenhalben die Einen zuweilen etwas, Andere auch um der Ehre willen nicht. Es ist bei diesen Menschen nicht immer nackter Geiz: oft eine übertriebene Sorge für ihre Familie, ein schnödes, unchristliches Ueberheben über ihre armen Brüder; sie helfen höchstens einem verarmten Vetter, weiter hinab auf die Canaille erstreckt sich ihr Mitleid nicht. Jedenfalls ist da ein gänzliches Vergessen, daß wir alle unsere Güter von Gott nur zum Lehen tragen, und jedem die Stunde schlagen wird, in der er Rechnung ablegen muß dem großen Lehensherrn da oben. Diese unbarmherzigen Leute werden aber natürlich weder zu sich selbst noch zu Andern sagen: ich bin geizig, selbstsüchtig, unbarmherzig, hochmüthig; werden nicht in sich den Grund des Nichtgebens suchen, nicht im Mangel christlichen Sinnes den Grund, daß eine christliche Idee sie nicht zu ergreifen vermag; sie werden den Grund ihres Nichtgebens in der Bettelei dieser Zeit im Allgemeinen und in jeder Sache, für die sie angesprochen werden, insbesonders suchen. Diese sind es, welche alle wohlthätigen Unternehmungen verdächtigen, Mißtrauen säen gegen dieselben, ja, die hinter absichtlichen Verläumdungen ihre Hartherzigkeit verbergen wollen. Sie wollen nicht mit eigenen Augen sehen, wollen nicht Alles sorgfältig prüfen und gemachte Erfahrungen unbefangen zusammenstellen: aber als ob sie Alles gesehen, geprüft, erfahren hätten, brechen sie

darüber den Stab, ziehen die Sache ins Lächerliche oder ins Absurde. Das sind die Leute, die auch diese Idee und ihre Ausführung bereits verdächtigen und verläumden; die weiß machen wollen, man erziehe auf diese Weise nur Taugenichtse und Schlingel, höchstens Agenten, man lese die schlausten Kinder aus und richte sie dann noch zu allen Streichen ab; und das sagen sie, wenn Tag für Tag ihnen gerade das Gegentheil davon vor Augen liegt. Sie verläumden den Sinn in solchen Anstalten, als ob er kein christlicher wäre; sie verläumden ihn, sie, die vorgeben, sie besäßen ihn; sie verläumden, denn sie haben sich nie die Mühe genommen, diesen Sinn zu untersuchen. Und wenn sie untersucht hätten, so wären sie kaum zu einer andern Meinung gekommen: denn, wenn man ihren Sinn, den sie zu Tage legen, mit der Meinung, die sie von sich unbefangen äußern, vergleicht, so muß man zur Ueberzeugung gelangen, daß sie selbst noch nicht wissen, was christlicher Sinn ist.

Andere Menschen, welche nicht ohne Wohlthätigkeitssinn sind, streben der Ausführung dieser Idee entgegen, weil sie direkten Nachtheil davon fürchten. Sie fürchten nämlich, die Kinder möchten so erzogen werden, daß sie auf mehr Lohn Anspruch machen könnten, daß die halbbatzigen Knechte und Mägde abnehmen müßten, daß sie zu größerem Lohn gezwungen würden. Aber, liebe Leute, was sind denn eigentlich halbbatzige Knechte werth?

Ein halbbatziger Knecht ißt gewöhnlich noch einmal so viel, als ein vernünftiger, während der vernünftige nicht nur mehr und besser arbeitet, sondern denn doch im Stande ist, den Meister zu vertreten, zu arbeiten zum Dank, ohne daß er immer bewacht ist. Kommt, liebe Leute, doch einmal zur Einsicht, daß das Wohlfeilste gewöhnlich das Theuerste ist. Warum hat man auf den Höfen nicht Unterseenkühli? warum kauft ihr eure Pferde nicht von den Kachelfuhrleuten? Seid doch auch barmherzig! Ich kenne eine Magd, sie hatte 20 Lor., 8 Kronen, Lohn sammt einem Paar Schuh und einem Hemde, und dafür mußte sie 365 Tage an Wind und Wetter sein, das Wüsteste ausstehen, verdarb dabei vielleicht für 16 Kronen Kleider. Bedenkt,

was soll das mit dem Mädchen für ein Ende nehmen, mit welchem Muth soll es arbeiten, wie soll es die Treue bewahren in seiner Noth? Ihr meint, Knechte und Mägde sollen immer gleich theuer bleiben; man sollte ihnen nicht mehr geben, als der Aetti und der Großätti ihnen gegeben? Aber warum verkauft ihr das Holz, die Butter, das Fleisch theurer, als Aetti und Großätti es gethan? Warum fordert man größere Hauszinse, als Aetti und Großätti? Warum giebt man weniger Land zum Pflanzen, als Aetti und Großätti? So kann das nicht gehen; so machen die Reichen die Armen immer ärmer, versperren ihnen selbst das ehrliche Fortkommen und müssen dann durch immer höher steigende Tellen ihre Sünden wiederum büßen. Zudem drängen immer mehr alle Dienste den Städten zu, wo bei weniger Arbeit größere Löhne sind. Diese Dienste sind aber wiederum schlecht erzogen, haben keinen sittlichen Grund, gehen in den Lastern der Städte unter und kommen aus denselben den Gemeinden als eine Last wieder zurück. So heben sich die Dienste nicht zur Selbstständigkeit, sondern sie sinken unter und müssen von der Gemeinde getragen werden. Es ist daher eine wahre Wohlthat für das ganze Land, wenn man Menschen erzieht, welche ein Gleichgewicht zwischen dem Werthe der Arbeit und dem Werthe der Produkte herzustellen vermögen; Menschen, die nicht mehr wie das Vieh an die Scholle gebunden sind, die aber auch die Arbeit des Landes nicht fliehen bei rechtem Lohn, die ihn aber auch in den Städten suchen können, ohne darin unterzugehen: wenn man überhaupt Menschen erzieht, die sich zu helfen wissen in allen Treuen; die aus den Dienstjahren nicht als eine Bürde für die Gemeinden treten, sondern als gemachte Menschen, die das Fundament gelegt haben zu einem stelbstständigen Dasein. Wahrhaft, es würde der Bauer bei tüchtigen, aber besser bezahlten Arbeitern nicht nur nichts verlieren, sondern er würde gewinnen, wenn er es recht bedenken wollte oder könnte.

Und wer Freude hat an halbbatzigen Diensten, der wird sie immerdar noch finden; er hat deßwegen nicht nöthig, an armen Kindern sich zu versündigen.

Andere zogen direkten, unmittelbaren Nutzen aus den armen

Kindern, welche aus ihren Händen gerissen, besser erzogen, selbstständiger gemacht werden sollen. Es sind die Leute, welche diese Kinder verdingten, um sie auszunutzen; die, welche sie auf ihre Güter nahmen, um Knechte und Mägde zu haben, ohne ihnen Lohn geben zu müssen, sondern noch Lohn von ihnen ziehen zu können. Es haben viele solche Kinder bei sich, machen sie arbeiten von früh bis spät am schwersten Ort, senden sie äußerst selten zur Schule, kleiden sie auf das allerschlechteste, fluchen über jede Unterweisung, welche sie besuchen müssen, rechnen ihre Arbeit nichts, sondern nur die schlechten Kleider und das schlechte Essen, lassen es sich bezahlen: und das arme Kind soll später das schlechte Essen, die schlechten Kleider wiederzahlen, seine Arbeit aber muß es verlieren. Und wenn es unterwiesen ist, so soll es bleiben am alten Ort, man lockt es, macht ihm einen süßen Mund, verspricht ihm endlich Lohn, hält es so ein Paar Jahre fest: ist der Lohn endlich bald fällig, so prügelt man es, daß es aus dem Jahre läuft und seinen Lohn im Stich läßt; oder beizt ihm fremde Sachen in sein Tröglein, untersucht dasselbe vor Zeugen, jagt es als Schelm fort; oder die Frau thut besonders zärtlich mit ihm, läßt sich vom Mann überraschen — und das arme Kind ist verführt und um seinen Lohn betrogen. Alle die, welche so handeln — und solche giebt es, ich kenne sie, könnte sie beim Namen nennen, werden die erbittertsten Feinde sein eines Unternehmens, wodurch diese armen, heillos mißbrauchten Kinder aus ihren verruchten Händen sollen gerissen werden. Sie werden nicht nur nichts dazu beitragen, sondern darüber lügen, was sie können. Sie werden das Unvollkommene, das in jedem menschlichen Unternehmen liegt, ausbeuten auf die heilloseste Weise; werden jede Mücke zum Elephanten machen, was durch ein Nadelöhre geht, zu einem Kameel, und werden, wenn das nicht hinreicht, lügen, heute dieses, am andern Tag das Gegentheil. So sagte einmal einer, der um Beisteuer für ein solches Unternehmen angesprochen wurde, er gebe nichts, das erhaltene Geld werde nur versoffen, man führe ja alle Sonntage die Kinder in die Wirthshäuser; das andere Jahr aber sagte er, als er wiederum angesprochen wurde,

er gebe nichts, man gäbe den Kindern ihre Sache nicht, man ließe sie verhungern: und die Kinder schoßen auf wie junge Tannenbäume und blühten auf wie Aepfelbäume.

Am feindseligsten diesem Unternehmen gegenüber steht der Neid, dieses grimmigste, häßlichste aller Laster.

Der Neid, der von unten herauf kömmt, den die Armen selbst gegen die äußern, die aus ihren Kloaken in eine bessere, reinlichere Welt versetzt werden sollen, die Gaben an sich ziehen, die sonst unvernünftig an Unvernünftige verschleudert wurden: dieser Neid ist nicht zu bekämpfen, wenig zu beachten, so wüst er auch ist, so oft er auch von den eigenen Eltern der armen Kinder ausgehen mag. Er wirkt wenig ein auf die öffentliche Meinung; er übt keinen Einfluß in den Behörden, keinen auf die Liebesgaben; er legt bloß Zeugniß ab, wie vorherrschend in dieser Klasse das Thierische ist, und wie grimmig sie losbrechen würde, wenn sie das Uebergewicht erhielte. Der Neid aber, der das Untenstehende nicht zu sich herauf kommen lassen will; der Neid, der keinen Menschen, nicht geistig, nicht ökonomisch, will aus den untern Klassen heraufwachsen lassen: dieser Neid ist's, über den ich noch einen Strahl meiner Blendlaterne will fallen lassen; denn der ist eigentlich in diesem Verhältniß der Antichrist. Es ist der Neid der Hochstehenden, der nicht gerne einen gemeinen Bürger reich werden sah neben den so genannten alten Geschlechtern; der ihrer Bildung nicht nur keine Bedeutung gab, sondern sie verhöhnte oder die Wege dazu versperrte; der nicht will, daß aus einem Tauner ein Bauer werde, aus einem G'husmann ein Hausbesitzer; der nicht will, daß Bürgerskinder oder Taunerssöhne einst den eigenen Kindern ins Licht stehen, in einer unabhängigen Stellung ein unabhängiges Wort zu gemeinsamen Angelegenheiten reden könnten. Dieser Neid waltet in Städten und auf dem Lande und trägt große Schuld an vielem Bösen und namentlich daran, daß denen nicht christlich und brüderlich aufgeholfen wird. Er findet es bald gut genug, was man für Solche thut; er begehrt ihnen nicht aufzuhelfen, sie nicht auf festen Grund und Boden zu setzen; er füttert sie bloß ab, nothdürftig, wie man Spatzen im Winter füttert, damit sie nicht

Hungers sterben; er verschleudert sogar das Geld an sie, aber er wendet absichtlich das Geld weder weise noch kräftig an sie. Dieser Neid will nicht, daß arme Kinder gut erzogen, ihre Fähigkeiten entwickelt, das in ihnen liegende Kapital frei gemacht werde. Solche D. Bettelbuben sollten ihnen dann nicht später kommen und ihren Kindern befehlen; das wäre ihnen eine lustige Sache, wenn solche mehr lernen sollten, als Baurensöhne; das werde einst schön heraus kommen, wenn man solchen Alles anhänge, man sei schon jetzt nicht vor ihnen sicher. Ihre eigenen Kinder wollen sie aber nicht besser erziehen, wollen ihre Mittel nicht an den Menschen wenden, daß er etwas werde, sondern die Mittel an sich sollen ihnen Ehre, Ansehen, Vorzug geben, und den armen Kindern muß der Fuß vorgehalten werden, damit sie nicht einst etwas werden, damit sie nicht einmal in die Sache hinein reden. Nun giebt es solche Leute, mit solchem Sinn und Trachten allenthalben; sie sitzen in Städten und Dörfern, in großen Räthen und Gemeindstuben und sperren gegen alles, was man für die armen Kinder thun will. Mit diesen Leuten ist nicht vernünftig zu reden, gegen ihre altadelichen Vorurtheile kömmt man mit Gründen nicht auf: deßwegen auch würden Einige lieber Heidenkindern, die über dem Meere wohnen, helfen, als eigenen Landeskindern; und Andere würden Baurenkindern helfen, sich ihrer annehmen, aber ihre Burgerskinder hätten sich keines gnädigen Blickes zu trösten. Das sind so genannte Stockaristokraten, und diesen kann man es nicht begreiflich machen, was christlich ist, was des Vaterlandes Heil ist, was vor unendlichem Unglück bewahren kann.

Und wenn die Welt in Trümmern gienge;
Wenn nur die eigne Nase zu oberst hienge!

Dieß ist dieser Leute Wahlspruch.

Ich bin überzeugt, wenn man diesen Leuten es auch mit Zahlen handgreiflich darthun könnte, daß einzig und allein auf diese Weise die Tellen verringert, verhindert werden könnte, daß die Armen die Reichen nicht auffressen, wie die sieben magern Kühe auch die sieben fetten gefressen zu Josephs Zeiten; daß, wenn sie jetzt die Hand böten zu einem gemeinsamen Werk, ihre

Kinder und Kindeskinder vielleicht die Hälfte weniger tellen müßten: man würde sie nicht bewegen, sie würden sagen: Man soll doch nicht Kummer haben für sie, und zu seiner eigenen Sache sehen; sie hätten immer noch vermocht, zu zahlen, was man gefordert, und sie hofften, ihre Kinder und Kindeskinder werden es so gut als sie vermögen. Ja, sie wollten lieber noch einmal so viel tellen, als es je zulassen, daß solcher Pack seine Finger in der Sache hätte. — Der Eigennutz ist groß in der Welt und ist wüst, aber wenn mit dem Eigennutz sich der Hochmuth paart, so giebt das eine Ehe, vor welcher selbst dem Teufel graut.

Diese Leute alle werden gegen die Ausführung streiten, allein sie vermögen nichts gegen sie, als daß sie zur rechten Besonnenheit und Vorsicht treiben; als daß sie durch ihren Widerstand so recht zum Bewußtsein bringen, was man will, und was die Sache soll.

Wenn einmal diese Sache der Welt klar geworden, so werden unglaubliche Kräfte auf diesem Punkte sich vereinigen und Unglaubliches vollbringen. Denn wie Viele sind denn doch noch unter uns, die glauben, daß im Tode nicht eine Vernichtung, sondern aus dem Tode ein Auferstehen sei zur Prüfung vor dem Vater! Und wer aufzuerstehen glaubt, möchte doch gerne das Bewußtsein mit sich nehmen, sich derer angenommen zu haben, welche Jesus hinterlassen unserer Liebe, damit wir seine Liebe gewönnen; möchte sein Scherflein beigetragen haben zur Rettung einer Seele, die viele Sünden bedecket; möchte Zeugen gewinnen vor des Vaters Thron, die sein Lob redeten. Und freundliche Blicke wird der Vater sicher für die haben, welche das Reich Gottes kräftig und frisch aufrichteten in dem verpesteten Sumpf, in welchem der Teufel hauste, der ewige Drache, der auf das Verderben der Seelen lauert Tag und Nacht; welche unverzagt diesem Drachen zu Leibe giengen und ihn aus seinem hundertjährigen Neste trieben. Ich glaube aber nicht bloß an die Ausführbarkeit dessen, was Pestalozzi wollte, an die Möglichkeit, daß es sich gestalten könne: sondern das, was bereits vorliegt, giebt mir die Ueberzeugung, daß es sich gestalten werde, denn dieses liefert den Beweis, daß die Idee bereits ins Leben getreten ist,

und zwar so vielfältig, aber vereinzelt, hie und da, daß, wenn man das Vereinzelte in Zusammenhang bringt und vereint gegenüberstellt dem zu beginnenden Werke, man in freudiger Ueberraschung eine bereits kämpfende Macht erblickt, wo man nur Ohnmacht wähnte, oder Träume, oder grillenhafte Versuche: eine Macht, welche Siege erstreitet, Boden gewinnt und einmal vereint unaufhaltbar sein muß.

Siebentes Kapitel.

Die Ausführung.

Was Pestalozzi dachte, wünschte; was sein gelobtes Land ihm war: das versuchte Herr Fellenberg auszuführen.

Unstreitig gebührt Herrn Fellenberg nicht bloß die Ehre, sondern wirklich dankbare Anerkennung, den Gedanken, arme Kinder aus der Schwühle der Armenstuben, aus den Händen roher Verdinger zu nehmen und sie durch eine tüchtige Erziehung für ein selbstständiges Leben zu befähigen, dadurch der Armuth zu begegnen, ihr das Krebsartige, Aussätzige zu nehmen, zuerst auf seinem Hofwyl verwirklicht und den Kindern in Hrn. Wehrli einen eigentlichen Vater gegeben zu haben.

Die Wehrlischule ward berühmt im ganzen Europa, zog königlich kaiserliche Augen auf sich, leistete den Beweis, daß man Arme erziehen könne ohne besondere unterhaltende Geldmittel; aus eigenthümlichen Gründen wollte dieselbe im eigenen Lande nicht wurzeln, nicht die rechte Anerkennung finden. Es gebührt Hrn. Fellenberg aber nicht nur die Ehre (und wo ihm Ehre gebührt, da soll sie ihm auch gegeben werden in vollem Maße) dieser Stiftung auf seinem Hofwyl, sondern die vielleicht noch größere, daß er die Verwirklichung dieser Idee nicht an Hofwyl knüpft, daß er auch nicht glaubt, in Hofwyl die Idee rein verwirklicht zu haben, sondern daß derselbe das Aufblühen von Familien zur Aufnahme armer Kinder nicht nur nicht hemmt, sondern dazu aufruft, es fördert mit Wort und That; daß er das Gute in Allen anerkennt, auch wenn dasselbe nicht

sein Werk ist, auch wenn es sich in seinen Instituten nicht finden sollte.

Mehrere Vereine, in deren Mitgliedern ein frommes Sehnen nach einer besseren Welt aufgieng, erwarben sich großes Verdienst um solche Anstalten. Vielleicht entsprach das Gelingen nicht immer dem Willen, die Richtung wurde eine schiefe oder unpraktische; hier wurden Kinder für das Leben nicht abgehärtet, dort suchte man sie der Welt, in welcher sie doch einmal leben sollten, ihr Brot gewinnen mußten, zu entfremden, durch besondere Tendenzen zu vereinzeln. Indessen, wie auch die Richtung läuft, derselben liegt die rechte Idee zu Grunde, ihre Vorgänge brachten viele Erfahrungen, ihre Opfer verringern sich noch immer nicht, sie fließen unermüdlich und sollten manchen wecken, der diese Leute verachtet, viel redet vom Vaterland und Vaterlandssinn, der aber nur redet, und daher den Verdacht erweckt, als ob solche Reden der Köder seien an einem Angel, mit dem er etwas angeln möchte, etwas, eine reiche Braut vielleicht, eine einträgliche Stelle meinethalben, einen Präsidentenstuhl sogar.

Die praktischen Glarner faßten es auf und versuchten mit Glück zwei Würfe mit Einem Steine, sie versuchten, durch Entsumpfen von Land Menschen zu entsumpfen; die Zürcher machten Proben; die hochherzigen Appenzeller, deren Ländchen ein armes heißt, wo es aber für Gemeinnütziges, Wohlthätiges Hunderttausende sprudelt, und zwar Gulden, wie in keinem andern Lande Europas, nicht einmal in England, griffen die Sache auf, stellten sie mächtig ins Leben, und auf ihr ruht sichtbarlich Gottes Segen. Diese Idee drang auch nach Deutschland hinüber, hinab bis da, wo außerhalb Hamburg das rauhe Haus liegt, eine Freistätte für verwahrloste Kinder dieser in vielen Beziehungen freien Stadt. In Würtemberg besonders sucht der König solche Freistätten aufzurichten; die Landstände Sachsens setzten sich auch, angetrieben durch den ehrwürdigen Diacon Lange, ein bleibend Denkmal, während Baierns König Abgötterei treibt und Klöster baut, vor seinem Bilde knieen läßt, sich bald anbeten läßt und vielleicht noch sein Bildniß ans Alterblatt

in die neu erbauten Klosterkirchen schenket. Es ist sieben Jahre her, daß man im Kanton Bern so recht lebendig von den Armen, ihrer Noth, ihrer Abhülfe zu sprechen begann, daß man auf Rettungsmittel sann. Je größer das Geschrei der Armen nach Hülfe, der Reichen nach Beistand zu dieser Hülfe, je heilloser die Verwirrung oder Verirrung in der Armenbehandlung ward, je weniger der Staat, ich will nicht sagen, zu handeln, sondern nur, zu reden wagte in dieses Geschrei hinein (vielleicht, weil er just nicht wußte — was?), desto mehr drang sich Einzelnen die Einsicht auf: „wie das Größte und Herrlichste immer aus dem freien Willen Einzelner ausgegangen sei, so müßten auch diesem Feinde Einzelne in frommer Einigkeit, in kühner Begeisterung begegnen, wenn er überwältigt werden solle"; und daß er überwältigt werden könnte, gab ihnen der Glaube Zeugniß, der nie an das Verderben glaubt, wo der Mensch sich helfen will und dazu Gottes Hülfe sucht.

Es entstund der Verein für christliche Volksbildung überhaupt. Aber dieser Verein wurde durch die Noth der Sache, wie durch eine unsichtbare Macht, vom allgemeinen Zwecke weg auf den besondern der christlichen Armenerziehung gedrängt und machte endlich dieselbe ausschließlich zu seiner Aufgabe. Er griff im Anfang gar nicht ein, die Sache selbst nicht, der Verein nicht; er wurde mißtrauisch angesehen zu Stadt und Land. Den Einen erschien er wie eine politische Grille, den Andern als eine pädagogische; Andern schien sein Treiben ein rationalistisches, ungläubiges; Andern kamen die Steuren, um die er bat, vor wie eine neumodische Abgabe, eine verblümte Telle. Die oben gezeichneten Feinde erhoben ihr Geschrei mit Macht und schüchterten dadurch eine Menge, die sich immer den lautesten Tönen zuneigt, ein, machten Andere mißtrauisch, und viele, die keinen andern Halt haben und suchen, als die Gunst der blinden Masse, ließen auch ihre Trompeten dagegen ertönen.

Aber die Freunde der Sache erschracken nicht, scheuten den geringen Anfang nicht: setzt man ja auch die Bäumchen klein und zart, die groß und mächtig werden sollen. Der Verein schritt zur That im Vertrauen auf Gott, im Glauben an gute

Menschen, im Glauben an das Gute im Menschen, auch dem niedrigsten und jämmerlichsten, das nur auf Erlösung wartet, auf erlösende Hände, um zu keimen, zu wachsen, gute Früchte zu tragen da, wo sonst nur Unkraut wucherte. Wo ehedem Ritter Schlösser bauten zu weiter Uebersicht nach zu raubenden Gütern, zu fahenden Menschen, zu sicheren Herbergen des Raubes und der Räuber: da erheben sich als tröstende, versöhnende Lueg in's Land Freistätten für arme Kinder und winken herein über's Land, aufzuheben die an der Erde klebenden Augen heiteren Höhen zu, aufzuheben die im Schlamme der Erde sich wälzenden armen Kinder, sie emporzutragen auf die freie Höhe, näher dem Himmel zu. Da oben sollen sie genesen, sich aufrichten; sollen später als Kinder des Himmels, kräftig, rüstig, fromm, wieder in der Erde Thäler niedersteigen und da als treue Knechte des Lebens warten, bis der Herr sie von ihrem Tagewerk für immer nach oben ruft. Die beiden Familien zu Bättwyl bei Burgdorf, im Saal bei Sumiswald bildeten sich zuerst; denen schloßen sich die in Rütti bei Bern, für Mädchen in Langnau an; es blüht eine neue bei Wangen auf, und eine andere ist noch am Geboren werden. Im gleichen Zeitraume entstund die Musterschule beim Seminar in Münchenbuchsee, in der arme Kinder eigentlich nicht bloß geschulet, sondern erzogen werden. Die besondere, vom Staate geleitete Gemeinde der so genannten Landsaßen, d. h. Leute, die im Lande sitzen, ohne Bürgerrecht an einem bestimmten Orte, erhielt zwei Anstalten zur Entsumpfung ihrer Kinder: in Köniz eine für Knaben, für Mädchen eine zu Riggisberg. So werden gegenwärtig im Kanton Bern (Hofwyl nicht einmal gerechnet, so wenig als die erst im Werden begriffene, von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft gestiftete Anstalt in der Bächtelen bei Bern, für verwahrloste Kinder) über 400 Kinder dem Elende entzogen und einem christlichen, tüchtigen Leben entgegengeführt. Das ist denn doch eine Zahl, welche Muth einflößen soll den Schwachgläubigen, daß da wirklich etwas abzubringen sei auf diese Weise; und noch sind die möglichen Hülfsmittel noch bei weitem nicht alle in Fluß gebracht; noch ist das begonnene Werk in seiner Idee, Bedeutung und Einheit den We-

nigsten klar vor die Augen getreten. Und wenn auch die Liebe nicht größer würde, die Zahl der aufzunehmenden Kinder nicht vermehrt werden würde, so würde doch sicher schon diese Anzahl ein heilender Sauerteig für unser Volksleben.

Wenn man rechnet, daß Kinder im Durchschnitt 6 Jahre in einer Anstalt bleiben, so treten mithin alle Jahre 66 aus. Wir wollen nun rechnen, daß von diesen 33 wirklich gerettet wurden, während die andere Hälfte entweder in ihrem früheren Zustande nicht verloren gegangen wäre, oder jetzt noch verloren geht: so sind doch alljährlich 33 gewonnene Kinder eine herrliche Beute, wohl noch viel größerer Anstrengung werth; denn was ist eine Menschenseele werth! Aber nicht nur an und für sich sind sie von unnennbarem Werthe, sondern auch in Beziehung zu ihren Mitmenschen. In jedem dieser Kinder soll ein Mitkämpfer gewonnen sein gegen des Volkes Verderben, ein neues, besseres Element eingeschoben sein ins Volksleben. Und wenn dieses Kind einmal eine Familie stiftet und mit dem gewonnenen Geiste sie belebt, so rechne man doch nach, ob in einer Reihe von Jahren das Volk nicht auf eine sehr bemerkbare Weise erneuert werden könnte. Besonders, wenn dann noch in jeder andern Beziehung das Heil der menschlichen Seele besser ins Auge gefaßt, von Oben herab mehr Werth darauf gelegt, wenn alles Treiben nicht bloß gerichtet würde auf das Flüchtige und Vergängliche, sondern bezogen würde auf den Urgrund aller Dinge, auf das Alpha, das Omega.

Diese 400 Kinder kosten ungefähr 40,000 L., wenn man durchschnittlich die Kosten für ein Kind zu 100 L. anschlägt. Man rechnete sonst wenigstens 150; in andern Ländern sind sie vielleicht noch höher. Sie sinken aber, so wie die Familien erstarken, die ersten schweren Jahre der Einrichtung überwunden, die Kräfte der Kinder entbunden sind, der Boden dankbarer wird, immer tiefer. Es sind Anstalten, wo die Kosten für ein Kind nicht mehr 100 L. betragen, wo sie Jahr um Jahr noch sinken, also immer mehr Geld frei wird zur Errichtung neuer Familien, auch wenn die Quellen nicht reichlicher fließen sollten. Freilich mag es auf dem Lande, wo man Kinder für 20 L. verdinget,

Manchen erschrecken, wenn er von 100 L. hört; mag ausrufen: O' hä, da machen wir es doch wohlfeiler; das ist ja ein unerhört Geld; dafür könnte man fünfmal mehr Kinder verdingen; das heißt, die Kosten für die Armen muthwillig vermehren, das Geld in Bach werfen! Aber sind nicht eben die 20 L. in den Bach geworfen, welche man zahlt, um ein Kind auf das heilloseste verwahrlosen zu lassen? Wenn ein Kind um seine Seele gebracht wird, um jedes Lebensglück, und man zahlt dafür noch 20 L.: ist das nicht nicht nur 20mal, nicht nur 100mal, sondern hunderttausendmillionenmal zu theuer bezahlt?

Das werd nit sövli machen, wird mir mancher Kaltblütige sagen. Wohl, das macht sövli, Hans Joggi! würde ich ihm sagen, wenn er eben Hans Joggi hieße: warte nur, wenn du einst vor Gott stehst, wenn du ihm Rechenschaft geben mußt über dein Thun und Lassen, dann wirst du es gewahr werden, was für ein Unterschied es ist, eine Kinderseele verwahrlost, oder gerettet zu haben; dann würdest du nicht nur 100 L., sondern Finger um Finger, Blutstropfen um Blutstropfen geben wollen, um ein Kind, das du hast verwahrlosen helfen, noch zu retten: — aber dann wird es zu spät sein, Hans Joggi. Darum denke daran, während es noch Zeit ist, Hans Joggi! — Und daß in diesen unter uns aufblühenden, unserer Zeit so eigenthümlichen Familien Kinder gerettet werden, das hoffe ich nicht nur, ich glaube es auch.

Wer in eine derselben trittet, fühlt gleich etwas Heimeliges, Ansprechendes; wohlig wird es ihm um's Herz, und er sagt wohl zu sich: hier möchte ich Hütten bauen. Und wenn er weiter geht, so brennt ihm das Herz, er wälzt in sich Pläne und Vorsätze zur Beförderung dieser Familie, und manchmal noch im Traume wird er des Gesehenen nicht los. Wer darin herum geht, sieht wohl dieses und jenes, welches er anders möchte; sieht eine Seite mehr ausgeprägt als die andere; hört vielleicht nicht die rechten Antworten auf seine Fragen, oder eine ihm nicht gefällige Methode in irgend einem Fache vom Munde des Vaters. Aber er sieht allenthalben fröhliche, muntere Kinder; nicht mehr das Stupide, Thierische auf ihren Gesichtern, welches

arme Kinder so häufig bezeichnet. Er sieht in ihrer Haltung das Gefühl, daß sie Menschen seien; sieht in ihrem Aeußern eine Reinlichkeit, welche Tag für Tag die Kinder mahnt, auch inwendig rein zu werden. Er sieht allenthalben ein mehr oder weniger gelungenes Streben, der Seelen der Kinder sich zu bemächtigen und ihnen eine bestimmte, Menschen würdige Richtung zu geben: er sieht also mehr, als man in den meisten Ehen wahrnimmt, er sieht nicht nur das äußere Leben geordnet, sondern mit Bewußtsein auf das innere Leben eingewirkt.

Die meisten Menschen vergessen fort und fort die innere, unsichtbare Welt, die der Mensch in sich trägt, an der er mit schöpferischer Kraft arbeitet ununterbrochen; sie sehen nur auf das sichtbare Thun und Lassen und versuchen, dieses mit Worten und Schlägen bei ihren Kindern zu bestimmen. Es braust der Vater, es keift die Mutter; es ruft diese früh aus dem Bette, es jagt jener rasch an die Arbeit; er tadelt Fleiß und Geschick, während die Mutter kapitelt über die heutige Welt im Allgemeinen und die Kinder insbesonders — und wenn sie das gethan haben, so sagen sie, sie hätten ihre Kinder recht erzogen, sie wüßten es einmal nicht besser zu machen. Und während sie so erziehen, haben sie selbst die Fackel in's kindliche Gemüth geworfen, welche die Sünde in ihm zur hochlodernden Flamme bringt. Sie haben die innere Welt vergessen und drücken auf derselben ihr verdorbenes, in Sünden ergrautes Wesen Tag für Tag immer nachdrücklicher ab. Sie erwecken im Kinde durch Reden und Vorbild die Sinnlichkeit; sie zeugen selbst in der Seele des Kindes die böse Lust, welche mit sündigen Bildern gaukelt, bis diese Bilder mächtig werden, Leben und Gestaltung fordern (wie nach der Lehre Mahomeds gemalte Bilder von ihrem Bildner eine Seele fordern), bis sie ins Leben hervorbrechen als wirkliche Sünde, als jedes Hausglück verunstaltende Gebilde. Dann flucht der Vater, heult die Mutter; sie heben ihre Hände auf gegen das arme, sündige Kind: sie begreifen nicht, daß sie selbst es waren, welche desselben inneres Leben vergifteten; daß nun eigentlich gar nichts Anderes zum Vorschein gekommen, als der Same, den sie selbst in dieses innere Leben geworfen; daß nur der Brand

aus dem Dache herausgeschlagen hat, den sie selbst unter dem Dache angebrannt. Es ist das gar nichts Anderes, als worauf der Heiland den Pharisäern deutet, wenn er sagt: aus dem Herzen kommen heraus arge Gedanken, Todtschläge, Ehebrüche, Hurereien, Diebstähle, falsche Zeugnisse, Lästerungen. Nun ist offenbar das das Schwerste, aber auch das Höchste in der Erziehung: Meister zu werden dieses innern Lebens, die Gedanken der Kinder zu erzeugen und zu richten, Herr zu werden des Höchsten in ihnen, ihrer schöpferischen Kraft. Ich möchte nicht nur sagen: es gleichen die Kinderherzen Wienerflügeln, nur daß sie unendlich leichter noch zu verstimmen sind; und auf diesen Instrumenten sollten Eltern Meister sein, nicht bloß die Instrumente kennen, sondern auch die eigene Hand meistern, daß sie nicht Saiten zerbreche, falsch anschlagen lasse, gedankenlos sie mißhandle, die eigene Aufregung die armen Saiten entgelten lasse. Ich möchte noch ein ganz Anderes sagen: mir kömmt fast vor, als ob in den Kinderherzen zwei Minen verborgen lägen, und beide ihre Brandröhren hinaufsendeten auf die Oberfläche: die eine Mine birgt die böse Kraft, von welcher jede Bewegung ausgeht, welche alle andern Kräfte in Bewegung setzt, welche auf des Herzens Grund es glitzern und funkeln läßt in nimmer ruhender Abwechslung, wie in eines Kaleidoscops merkwürdigem Bauche; in der andern Mine ruht die schlummernde Gotteskraft, welche aufbrechen soll im Menschen, wie die Sonne über der Erde, welche strahlen und glühen soll im Herzen durch des Herzens Spiegel, des Menschen Auge, in alle Verhältnisse hinein, welche in einer eigenen Richtung den Menschen trägt durch die angefachte Begeisterung einem hohen Ziele zu. Nun fährt der Erzieher, er mag es wissen oder nicht, mit brennender Lunte am Kinde herum. Weh ihm, wenn er blindlings tappet; zweimal weh ihm, wenn er nicht weiß, was er will. Denn unter seinem Tappen tappt er auf die offene, weite Röhre, welche zündet in das Böse hinunter: — und in wild wirbelnden Flammen steht des Kindes Herz; in feurigem Bogen sprüht aus ihm empor die Lust und der Neid und die Selbstsucht und die Eitelkeit und das Jagen nach allem, was dem gierigen Auge die

wechselnde Erde vorführt; und das ist die inwohnende Hölle, deren Feuer nicht erlöschen will. Wohl ihm aber und dreimal wohl, wenn er mit Vorsicht und heiligem Eifer die Zündröhre sucht und findet, die nicht zu Tage liegt, sondern gesucht sein will; die hinunterführt in das Heiligthum, wo die Gotteskraft auf die Erlösung harrt. Einmal berührt, leuchtet sie auf, durchglüht das ganze Wesen des Menschen und wölbet ihm sein Herz zu einem heitern Himmel, an welchem der Abglanz des ewigen Sabbaths schimmert, von welchem Muth und Kraft, Friede und Freude träufeln wie himmlischer Thau. Doch das ist ein Mysterium, das die Ahnung auffaßt aus dem wunderbar geheimnißvollen Reiche der Räthsel, welches uns umgiebt; mit Worten drückt man sich nicht aus, weckt höchstens die Ahnung auch in des Bruders Brust.

Aeußere Zucht und Ordnung dürfen daher nie die Hauptsache sein in der Erziehung; sie wirken oft nicht einmal so lange, als die Eltern über die Kinder die Ruthe schwingen. Darum schlagen Kinder strenger Eltern oft so fürchterlich über die Stange; darum werden oft Kinder braver, liebender, aber schwacher Eltern die fürchterlichsten Qualen derselben, eben weil sie in ihrer Schwäche Anlaß gaben, ja es selbst entzündeten, das innere zuchtlose Gedankenspiel. Wer aber traf und zündete das Göttliche, dem sprudelt nun aus reiner Quelle das innere Leben zu schönen Gestaltungen; der hat im Herzen selbst entbunden den Quell zu allem Schönen und Guten; dem verderbt die Welt seine Kinder nimmer: ohne Ruthe finden sie den Weg; er kann ruhig sein Haupt hinlegen zum Tode.

In höheren Ständen wird im Kinde fast von selbst ein Streben geweckt. Schon das Reden von Papa und Mama weckt in ihm den Sinn, etwas zu werden in der Welt; so viel zu werden, als diese und jene, oder so reich als sie; giebt ihm Begierde nach einer gewissen Stellung in der Welt, einem bestimmten Besitzthum. Es ist dieses nur ein irdisches Streben, das sehr schlimm werden kann: aber es ist doch immerhin ein Streben nach Vorwärts, nach Oben.

In den untersten, armen Ständen, bei ihrer Trostlosigkeit,

Muthlosigkeit, Versunkenheit, ist nun aber gar kein solches Streben, wird kein solches erregt; es bildet sich nur der Sinn, sich nach Lust und Belieben im Kothe zu wälzen, wo er am tiefsten ist, am meisten stinkt. Dieser trostlose Zustand ist früher deutlich bezeichnet worden. Aus diesen Klassen kommen die meisten Kinder in die Anstalten; also nicht nur ohne ein Streben nach Aufwärts, nach etwas Besserem, sondern die meisten bereits innerlich verwahrlost: denn, wo nichts Gutes ist, da ist etwas Schlechtes; leer ist kein Herz. Nun sieht man bereits den meisten Kindern an, daß eine neue Macht ihr inneres Leben erfaßt hat. Man sieht nicht mehr die todten Gesichter, die haltlos zusammengefallenen Gestalten, denen Centner auf dem Rücken, Centner an den Beinen zu hängen schienen. Eine Morgenröthe ist auf denselben aufgegangen, es blitzt auf denselben, wie Sonnenstrahlen im Morgenthau; man begegnet festen, nicht trotzigen, Blicken; eine innere Kraft hebt die Gestalt; springfederig bewegen sich die Glieder.

Offenbar sind sie nicht mehr in dem inneren Zustande, in welchem sie in die Familien aufgenommen worden; eine Krisis ist in ihnen vorgegangen, eine eigene Macht hat sie emporgehoben. Es ist der Glaube in ihnen eingekehrt, daß sie auch Gottes Kinder seien, auch auf dieser Welt nicht von seinem Segen ausgeschlossen, nicht ausschließlich zu Noth und Jammer geboren. Es ist das Vertrauen bei ihnen eingekehrt, daß auch sie der Vater mit Kräften ausgerüstet, und daß diese Kräfte ihnen zu etwas helfen werden in der Welt. Man sieht ihrer ganzen Haltung an, daß in ihnen der Glaube lebt, etwas werden zu können; daß ihre Träume Bilder füllen einer ehrenhaften, stattlichen Zukunft; daß Pläne und Vorsätze ihr Nachdenken fesseln. Es sieht fröhlich aus in ihren Herzen, denn rosenroth taucht vor ihnen die Zukunft auf; darum mögen sie auch singen und springen der fröhlichen Zukunft entgegen: wem die Zukunft entgegen sich thürmt, wie eine schwarze Wetterwolke, der mag nicht singen, nicht springen; der schleicht und weint dem drohenden Gebilde entgegen. Es möchten hier vielleicht Leute tadelnd auftreten, das eine verkehrte Heilsordnung nennen, welche nur zu

weltlichem Sinn und weltlichem Stolz führe. Demüthige, zur Erde gekehrte Gesichter möchten diese, auf denen lauter andächtige Seufzer zu lesen wären. Ich will nicht disputiren, daß vielleicht im rauhen Hause zu Hamburg bei der dort aufgenommenen Gaunerbrut, in welcher bereits eine merkwürdige Selbstständigkeit, eine Art Selbstgefühl entwickelt ist, Buße und Zerknirschung erweckt werden müssen; daß ihnen das Gefühl beigebracht werden muß, daß sie eben nichts seien, wenn nicht eine andere Kraft bei ihnen einkehre. Ich habe darüber keine Erfahrungen, möchte daher auch nicht streiten ins Blaue. Aber unsere niedergedrückten Bursche, die freilich auch böse sind, deren Bosheit aber ohne System ist und nicht ins Bewußtsein getreten, die aber als arme Kinder unter einer furchtbaren Trostlosigkeit, Schlaffheit, Muthlosigkeit darnieder liegen, sie müssen vor Allem aus an der Brust der Liebe erwarmen zu Muth und Freude. Man kann doch wahrhaftig die Heilsordnung für verstockte Sünder nicht auf die Jugend durchweg anwenden, kann die Heilsordnung nicht vorschreiben, wie Maß und Gewicht, wie König Friedrich seiner Potsdamergarde die Zöpfe. Ich habe auch in Anstalten Kinder mit so genannten demüthigen Gesichtern gesehen, mit dem bekannten Niederschlag und Aufschlag der Augen. Aber eben da kam mich Traurigkeit an. Da sah ich, daß nur auf die Gesichter, nicht auf die Herzen gewirkt worden; daß man das Unnatürliche den Kindern wohl auf die Gesichter prägen, aber damit keine gesunde Kraft in den Herzen erwecken könne: ich sah hinter der neuen Tünche die alte Sünde wohnen. Wenn ich scharf in die übertünchten Gesichter sah, so erblickte ich hinter denselben ein wüstes, giftiges Tändeln mit Lust und Sünde, aber keine Kraft und Lust zur Arbeit, zum Sichselbstständigstellen in der Welt, wohl aber Lust und Glauben, auf anderer Leute Kosten fortzuleben in der Welt. Ich sah hinter den neuen Gesichtern den alten schmählichen Bettlergeist, der nach jedem Genuß gierig hascht, aber von der Gnade leben will und diese Gnade als ein Recht fordert. Ja, wir leben durch Gottes Gnade in der Welt; aber eben diese Gnade hat uns mit Kräften ausgestattet. Wie wir nun an Gott glauben, so sollen wir auch an

unsere Kräfte glauben, sollen glauben, daß sie uns durch das Leben zu tragen vermögen; daß es eine der größten Sünden, eine Verläugnung von Gottes Gnade sei, das erhaltene Pfund zu vergraben und als Schmarozerpflanzen das eigene Leben nur aus fremdem Leben saugen zu wollen. In der Jugend muß dieser Muth zum Leben, dieser Glaube an unsere Kräfte, diese Rüstigkeit zum Kampfe mit dem Leben gepflanzt werden; sie müssen aus den Augen leuchten, müssen tragen das ganze Wesen des Jünglings und der Jungfrau. Nothwendig müssen diese Kräfte in die Kinder gebracht werden, damit sie nicht nur träumen von einer bessern Zukunft, nicht bloß meinen: weil sie jetzt besser erzogen werden, so müßte es ihnen später von selbst besser ergehen; weil sich die Menschen jetzt besondere Mühe mit ihnen geben, so berechtige das sie später auch zu um so größern Ansprüchen. Da würden sie ja gerade in die Frechheit der Bettler fallen, welche, weil sie einmal eine Gabe erhalten, die zweite als ein Recht fordern; sie würden fallen in die früher geschilderte Schwindelei dieser Zeit, die eine bessere Zukunft nicht erarbeiten, sondern erhaschen will. Wohl muß der Glaube an eine Erndte da sein, wenn man die Aussaat beschicken soll: aber eben, daß Erndten nicht herum fliegen, wie gebratene Tauben, sondern daß der Mensch nur erndte, was er säe, das müssen die Kinder fassen lernen. Sie müssen wissen, daß jeder Tag ein Samkorn ist, die Gegenwart nichts Anderes, als diese in der Vergangenheit ausgesäeten, jetzt sprossenden Samkörner; daß in tausend Tagen, vielleicht erst in tausend Wochen der heutige Tag ihnen wieder auferstehen werde, als gute oder böse Frucht, je nachdem sie ihn zu Ende und unter die Erde gebracht. Es muß also ihr aufgerichtetes inneres Leben sie zum Bewußtsein bringen, daß nicht das Sein in der Anstalt ihre Bilder verwirkliche, sondern ihr eigenes Thun: und aus diesem Bewußtsein soll der Trieb zur Arbeit hervorgehen, der gerne und viel schaffet, seine Kräfte anhaltend und an schweren Dingen übt, um später um so tüchtiger ins Leben hinaustreten, mit dem Leben ringen zu können.

Aufheben muß man die armen Kinder, nicht noch tiefer drücken in den Schlamm hinein, um dann seine oder, wie man

sagt, Christi Kraft an ihnen zu erpröbeln; das scheint mir Gott versucht, und hundert Beispiele rechtfertigen mein Scheinen.

Aufrecht hat Gott den Menschen erschaffen, vorwärts, aufwärts soll er schauen: das scheidet ihn von der ganzen Thierwelt. Aufrecht muß man zu stellen wissen, wenn man versunkene Menschenkinder zu Gotteskindern machen will. Das ist das Erste.

Das ist's nun, was mich freut, wenn ich eine unserer Anstalten betrete, daß die Kinder aufgerichtet sind, daß sie aufwärts sehen, daß sie mit ihrem ganzen Wesen eingetreten scheinen in den Grundsatz: daß die Armuth nicht bloß gefüttert, sondern abgegraben werden müsse, und zwar dadurch, daß die Kinder der Armen sich selbst durch die Welt helfen könnten. Aber zum Ersten darf das Zweite nicht fehlen. Ohne das Zweite hätte man allerdings an die Kinder nur eine polirte Handhabe angeschraubt statt der früheren kothigen, an welcher der Teufel sie etwas anständiger, fast wie andere gebildete Leute, fassen könnte. Dann allerdings träfe die Anstalten der Vorwurf: sie bildeten die Kinder nur weltlich, machten aus schlauen Buben nur noch schlauere. Sie würden allerdings nur Selbstsüchtlinge bilden, denen ihre Stellung in der Welt die Hauptsache wäre; die nur an sich dächten; die, wenn sie ein Fortkommen in der Welt erblicken würden, das Maul wischten, giengen, ohne des Vergangenen und des Empfangenen je zu gedenken, ohne zu denken, an ihren Kindern zu vergelten, was sie von den Brüdern empfangen, die Familie zu nähren, wie die Familie früher sie genährt.

So würde man nur Leute bilden, wie man sie bereits zu Tausenden hat, die zu arbeiten wissen, die schwitzen um Geld und Gut, die pfiffig sind auf Markt und Kirchwegen, denen aber Jahr aus Jahr ein nie der Sinn an ihre Seele kommt, geschweige denn ein Empfinden von geistlichem Hunger und Durst; Leute, die vergessen, was sie gewesen, um so mehr die Armen verachten, je mehr sie sich jetzt dünken; Leute, wie sie zu Tausenden durch ihre Selbstsucht die eigenen Familien zerstören, wie sie zu Tausenden ihre grauen Eltern mit Jammer erst auf die Gemeinde und dann in die Grube bringen, während sie selbst sehr oft hoch leben und in Freuden. Was hilft es dem Men-

schen, wenn er die ganze Welt gewönne, und litte Schaden an seiner Seele? Was hülfe es den Kindern, wenn man sie aus zeitlicher Armuth zöge, um sie zum ewigen Verderben ihrer Seele abzurichten? Nein, wenn sie einmal aufgerichtet sind, gesunder Boden unter ihren Füßen ist, dann muß über sie das Bewußtsein kommen, daß sie nicht bloß einen Leib haben, der zu nähren sei; daß sie nicht bloß für sich da seien, um sich bequem durch die Welt zu schlagen: sondern daß sie für ein ewiges Leben bestimmt, nicht bloß arme Buben seien, sondern Kinder Gottes und Glieder des großen Bundes, der das Reich Gottes auf Erden mehren will; daß sie Samkörner der Liebe seien, welche in der Welt aufgehen sollen in Reinheit und Liebe, zum Heil der Menschen und Gott zur Ehre; daß sie im Himmel einst leuchten sollen als die Erwählten des Herrn, die er über Vieles setzet, weil sie über Wenigem getreu gewesen.

Also nicht bloß das niedere, kalte Interesse, das Sorgen für diese Welt darf seine Bilder werfen auf ihre Seelen: es muß allerdings eine höhere Weihe über sie kommen. Es muß die Liebe angezündet werden in ihnen, es muß die Begeisterung ihre Bilder thürmen in der durch die Liebe entflammten Seele; es muß Gott in die Seele niedersteigen und seine Werke aufrollen in dem anbetenden Geiste.

Und mitten in diesen Werken muß auch sein Leben ihm erscheinen als ein gottgeweihtes, zum Höchsten, zu jedem Opfer bereit: und zu dem, wozu der Herr es ruft, muß das Herz Ja und Amen sagen; und das träumende, begeisterte Herz sendet als heilige Opferflammen diese Ja und Amen zum Herren empor und harret des Rufes. Und diese Ja und Amen, diese Gelübde führen aus den Träumen den Knaben zurück zu dem Dienste des Herren, zu der Thätigkeit, die nie ermattet, die still an's Sandkorn das Sandkorn reiht; mit bloßem Träumen und Wünschen erreicht man den Himmel nimmer. Ein solches inneres Leben anzufachen, ist die höchste Aufgabe frommer Eltern. In einem solchen innern Leben ruht die Kraft, die das Höchste will und im Kleinsten getreu bleibt, ausharret bis an's Ende; in ihm ruht der Trost, der nie versiegt; wenn die Welt Alles versagt,

wenn jede Hoffnung täuscht, ruft der Friede Gottes, der über allen Verstand geht.

Und daß man meint, nur die Vornehmen und Reichen könnten denken, lebten innerlich, könnten sich begeistern lassen, und für die Armen schicke sich das Denken nicht, nur das Angsten um's tägliche Brot, und sie hätten kein inneres Leben, nur Hudeln um den magern Leib, für die wäre die Wärme der Begeisterung nicht, sondern nur die Wärme aus einem Kunstofen oder einer Branntweinflasche: weil man dieses meint und in fast gottloser Sorglosigkeit dieses innere Leben des Armen nicht nur verwahrloset, sondern eigenhändig den Brand wirft in die schlummernde Lust, so hockt uns die Armuth auf wie ein scheußlich Gespenst, setzt die Sporren ein in unsere Seiten; ein Todesjagen soll beginnen.

Dieses Leben läßt sich aber nicht anzünden mit einigen Predigten, in einigen Lehrstunden, aus einem Handbuch der Geschichte oder der Sprachlehre: es ist die ganze Umgangsweise des Vaters und der Mutter mit den Kindern, welche es erzeuget. Und die Mutter ist hier immer so wichtig als der Vater, und es ist oft schon ihr stilles, treues Schaffen, ihr immer bei der Hand sein, wie eine sichtbare Vorsehung, welches den tiefsten Eindruck macht. Ueber diese Umgangsweise läßt sich aber wieder keine Vorschrift geben; kein Recept dazu, wie zu einem Kropfmittel; keine Definition, wie in einer Sprachlehre; sie kann eine ganz verschiedene sein bei den verschiedenen Naturen. Eines muß das Gleiche sein bei allen; der Grund, aus dem die Weise fließt: dieser muß die Liebe sein und die Treue, darf nicht Selbstsucht sein; Liebe allein entzündet Liebe, von der Selbstsucht wird die Selbstsucht geboren. Und wo die Liebe wohnt, da möchte ich die Eltern nur um Eines bitten: dennoch auch ihr Betragen wohl zu prüfen; sich immer klarer zu machen, wie die Saiten bei ihren Tasten geklungen, ob diese verstimmt geworden oder gar gesprungen, welchen Eindruck es auf das innere Leben der Kinder gemacht, welchen Eindruck es wohl auf sie selbst gemacht hätte, als sie noch Kinder waren. Auch die Liebe, wie heiß sie auch sei, kann irren und schützt namentlich nicht vor einem un-

gleich sich darstellen, vor einem veränderlichen Wesen. Wie aber Gott der ewige, unveränderliche ist, Jehova ohne Schatten der Umkehrung: so sollen auch Eltern, durch deren Hand Gott die Kinder regieren will, trachten nach dem unveränderlichen Wesen, das heute und morgen das gleiche ist; das heute ist, was es gestern war; das durch ruhige Besonnenheit und festes Wollen wie ein heiterer Himmel über die Kinder sich wölbet. Natürlich ist uns allen hier nur das Wollen, das Streben gegeben: das Vollbringen gehört einer andern Welt.

Ich weiß nicht, ob die Liebe zur Sache mich täuscht: aber mir schien der Widerschein eines inneren, begeisterten Lebens schon hie und da auf einem Gesichte zu dämmern; ich glaubte mitten im Singen der Kinder zu hören ein fröhliches Aufjauchzen zu zu Gott, daß er es so gut mit ihnen gemacht habe, daß sie seine lieben Kinder sein und bleiben wollen. Ich hätte mir gar zu gerne von diesen Gesichtern erzählen lassen über die unsichtbare Welt in ihnen, wie finster sie gewesen, wie der Geist Gottes über der Oede geschwebt, wie es jetzt in ihr geworden. Aber so eine Erzählung läßt sich nicht gebieten, wie eine Geschichte aus der Kinderbibel; sie läßt sich auf keine Weise zur Bedingung machen, wenn sie nicht zu Lug und Trug werden, zu arger Heuchelei führen soll. Da muß man gar warm die Liebe um ein Herz zu legen verstehen, und Gott muß Stille dazu geben, muß selbst im Hauche des Zephirs laue, weiche Lüfte bringen, wenn ein Herz aufblühen und die innere Welt enthüllen soll. Zu diesem allem braucht es dann noch Worte, welche unsern Knaben, die aus schweigsamem Emmenthaler Blut entsprossen sind, nicht zu Gebote stehen; es braucht eine Selbstbeschauung, die bei erwachsenen Menschen sich selten findet. Was mir Steiner erzählt hat, was ich dämmern sah, das wird immer heller hervortreten, je mehr die Verhältnisse dieser Familien sich ordnen, die ersten Stürme überstanden sind, und die durch die Neuheit oft peinliche, fast übermenschliche Aufgabe zu einer übersehbaren, gemeisterten und daher lieb gewonnen wird.

Wie die vom allgemeinen Verein für christliche Volksbildung gestifteten Familien diesem Ziele entgegen gehen, wird ein um-

fassender, nächstens in 4000 Exemplaren erscheinender Bericht zeigen. (Er ist bereits erschienen und ausgetheilt.) Es sei mir daher erlaubt, einer Anstalt des Näheren zu erwähnen, die auf gleichem Boden steht, die aber in jenem Bericht nicht dargestellt, deren höchstens im Vorbeigehen gedacht werden kann, da sie nur mittelbar mit dem genannten Verein zusammenhängt, nicht unmittelbar von ihm gestiftet wurde und besorgt wird. Ich erwähne derselben nicht bloß deßwegen, damit sie auch erwähnt sei, oder weil sie mir besonders am Herzen liegt (was zwar allerdings der Fall ist), sondern weil in ihr so manches schön und klar hervortritt, was man im Stiften und Erhalten nie aus den Augen verlieren darf; das sich einem höchst gefährlich aufdrängt, wenn man es nicht weiß, oder vergißt. Wir erkennen vorzüglich bei ihr, daß im Glauben eine wunderbare Kraft liegt; daß Ausharren schwerer ist als Anfangen; daß Gott jeden Willen prüft, und um so härter, um so schwerer, je Wichtigeres er unternimmt: daß aber nichts schwerer sei, als in allen diesen Prüfungen sich von der rechten Mitte, vom eigentlichen Ziele nicht abbringen zu lassen. Ich möchte die Anstalt und ihre Geschichte in aller Kürze darzustellen versuchen, welche der Verein für christliche Volksbildung im Amte Trachselwald (K. Bern) ins Leben gerufen und seither am Leben erhalten hat. Das Emmenthal, von welchem das Amt Trachselwald einen bedeutenden Theil bildet, leidet ganz besonders unter der wachsenden Armenlast. Es sind Gemeinden, welche jährlich zur Unterhaltung der Armen 3, 4 bis 5 vom Tausend, nicht reinen Einkommens, sondern vom besitzenden, liegenden und baaren Vermögen, zusammentellen müssen. Im Emmenthal suchte man sich früher durch Spitäler zu helfen, welche aber aus Gründen, die ich nicht anführen will, weil sie mich zu weit abführen würden, ihren Zweck nicht erreichen. Man sieht es ein, man jammert über die zunehmende Noth: und denn doch, als die Aufrufe des allgemeinen Vereins sich verbreiteten, fanden sie wenig oder keinen Anklang im Emmenthal; ja, theilweise erregten sie Zorn und wildes Widerreden als wie gegen ein thorrecht Kinderspiel, oder ein boshaft Zumuthen, sich selbst zu helfen, wo doch nur Hülfe von Andern hel-

fen kann. Das Emmenthal ist ein Hügelland, düster aussehend von weitem, aber lieblich und heimelig in der Nähe; es strotzt nicht in üppiger Fülle der Pflanzenwuchs, aber kräftig sind die Kräuter seiner Hügel, von ihrem Dufte zeugen die schweren Emmenthaler Käse in Rußland und in Amerika. Eng begränzt ist meist der Horizont, von waldigen Hügeln, an deren Fuß die unzähligen Thäler sich senken, von rauschenden Bächen bewässert, die meistens in stillem Murmeln ihr Geschiebe wälzen, bis sie den Schooß der Emme finden, die ihnen gleich still und von Unkundigen fast verachtet das Thal niederrieselt. Aber wie still und unscheinbar alle diese Wässerchen scheinen: sie brausen alle auf in unzähmbarer Wuth, durchbrechen alle Dämme und lassen zittern und beben die Anwohner. Seinem Lande ähnlich ist der Emmenthaler. Weit ist sein Gesichtskreis nicht, aber das Nächste sieht er klug und scharf an; rasch ergreift er das Neue nicht, gleichförmig wie seine Hügel soll auch sein Leben sein: aber was er einmal ergriffen, das hält er fest mit wunderbar zäher Kraft. Viel spricht er nicht, Lärm treibt er nicht, Sprünge macht er nicht: aber wo er einmal Hand anlegt, da läßt er nicht ab, bis Alles in der Odnung ist; und wenn er einmal losbricht, so wahre man seine Glieder. Zudem wohnt ein gar eigener Sinn der Reinlichkeit in ihm, die sich auf Häuser, Geräthe, Vieh, Kleider, kurz auf Alles erstreckt; selbst die Bettelweiber betteln nur in frisch gewaschenen Hemdern. Es ist dieses ein eigener Zug, der allenthalben auffällt und einem immer den Glauben einflößt, daß da, wo noch Sinn für äußere Reinlichkeit sei, um so leichter Begriff und Begierde der innern Reinheit beizubringen sei.

So wie der Boden langsam aber kräftig ist und nur nach schwerer Arbeit seine Erzeugnisse liefert, so geht das Gewonnene auch schwer wieder aus der Hand; Verschwendung und Freigebigkeit außer den Schranken angestammter Gewohnheit sind daher hier nicht heimisch bei der Menge. Bei diesen Eigenthümlichkeiten war es daher nicht zu verwundern, daß der Aufruf nicht Anklang fand in diesem Landestheil; um so mehr war die Glaubenskraft zu bewundern, gerade auf dieser Stätte, auf diesem

zähen Boden eine eigene Armenerziehungsanstalt zu gründen, vom allgemeinen Verein sich loszusagen, einen eigenen Verein im Amte selbst zu stiften zu Gründung einer solchen Anstalt. Ich muß bekennen, ich hatte diese Kraft des Glaubens nicht; Hrn. Pfarrer Baumgartner zu Trachseln gebührt die Ehre, die Idee in's Leben gerufen zu haben. Man gieng von der Ueberzeugung aus, daß, je näher man den Leuten eine solche Anstalt vor Augen stelle, je eigener man sie ihnen mache, je deutlicher der Nutzen derselben ihnen direkt zufließe, um so mehr werde sich ihre Theilnahme derselben zuwenden; je nothwendiger hier die Hülfe sei, um so mehr müsse man von hier aus den Ernst, zu helfen, zeigen, wenn man bei Andern Bereitwilligkeit zur Hülfe finden wolle. Wer selbst sich nicht regen wolle, sondern nur Andere um Beistand anschreie, der verdiene keine Barmherzigkeit, sondern verdiene, unverschämt genannt zu werden, meinte man. Es war dieses ganz richtig und bewährte sich auch; doch von den Mühen, die man sich damit bereite, machte man sich damals keine Vorstellung. Man stellte sich nur den Anfang schwer vor; meinte, wenn dieser überstanden sei, so werde sich die Sache später fast von selbst geben. Es ist aber ein Glück für uns im Leben, daß die Beschwerden unsers Lebens nicht aufgezeichnet wie ein Additionsexempel vor unsern Augen liegen: es würde uns schaudern vor dem Leben; zu einer guten That würde selten Einer den Muth finden, wenn er wüßte, wie lange sie ihm alle seine Kräfte anspannen könnte.

Als die Idee veröffentlicht ward, im und für das Amt eine Armenanstalt zu errichten, da war keine Begeisterung, welche sie aufnahm und weiter trug; welche rasch an's Werk gehen, den Gedanken verwirklichen wollte. Sie fand wohl Männer, die sich dafür interessirten, den Gedanken mit Freuden betrachteten: doch die große Mehrzahl sah ihn an wie ein Meerwunder, das sie aber nichts angienge; und Andere höhnten, spotteten. Man hielt Versammlungen darüber: es war merkwürdig, wie unendlich zäh Alles vor sich gieng. Es trat die Meinung hervor, die aufzunehmenden Kinder in brave Familien zu verdingen, hier und dort. Sie wurde endlich beseitigt durch die Bemerkungen:

daß solche Familien, welche mit Aufnahme von Kindern sich befassen würden, gar selten seien; und fände man sie, so könne man sie den Gemeinden bezeichnen, dazu brauche es weiter keinen Verein. Es fand sich durch eine wunderbare Verkettung von Umständen gerade in Sumiswald eine Ehe, welche, dieses heilige Amt zu übernehmen, sich freudig zeigte. Herr Schäfer, schweizerischer Abkunft, war in Altona geboren, lernte im Holsteinischen das Drechslerhandwerk, bildete sich darin auf langen Reisen aus, kam auf denselben nach Sumiswald, in die bekannte Fabrike für musikalische Instrumente der Herrn Hirsbrunner, gab nebenbei Unterricht im Zeichnen und fühlte sich dabei immer mehr aus der Werkstätte heraus dem Lehrerberufe zu gezogen. Er fand in Suwiswald seine zweite Hälfte: eine ächte Emmenthalerin in Reinlichkeit, Fleiß und Treue, und diese Tugenden unter einem anspruchslosen Wesen verborgen. Beide ergänzten sich, und namentlich in Beziehung auf eine solche Anstalt, auf schöne Weise: im Mann war die Lebendigkeit repräsentirt, das Unternehmende; im Weibe die Ruhe, das Nachhaltende, Festhaltende des einmal Unternommenen.

Das Unternehmen des Vereins im Auge, folgte Hr. Schäfer dem Rufe des Erziehungsdepartementes in Bern und begab sich auf ein Jahr nach Willisau, wo Hr. Fröbel aus Keilhau damals sich aufhielt. Unterdessen arbeitete man fort und fort an der Ausführung des Planes, machte Statuten, sammelte Steuren, suchte eine bleibende Stätte. Die Sache blieb im Ganzen so unpopulär, daß man in die Statuten durchaus nichts Bindendes bringen, daß man sie auf Luft stellen mußte.

Wer eine Gabe, groß oder klein, gab, konnte in den Versammlungen stimmen, konnte ausbleiben, nichts mehr geben, so bald er wollte; keine Majorität konnte irgend einem Mitglied irgend eine Verbindlichkeit auflegen. Die aufzunehmenden Kinder verpflichtete man weder in ihren Eltern noch Gemeinden zu irgend einem Kostgelde; man hätte wahrscheinlich gar keine Kinder bekommen und jedenfalls, was man doch im Auge hatte, nicht die ärmsten, welche es am meisten bedurften. Man bat bloß die Gemeinden um eine Gabe aus ihrem Gemeindseckel; sie

konnten dieselbe geben, groß oder klein, oder sie auch abschlagen (was Gemeinden auch thun), nur durften sie dieselbe dem Kind nicht zur Last schreiben zu späterer Wiedererstattung. Die größte Gabe blieb 30 Lvr., die kleinste, wie gesagt, gar nichts. Man durfte weder von Gemeinden noch von Eltern eine Verpflichtung fordern, die Kinder bis zu einem gewissen Alter uns zu lassen. In den Statuten steht: wir würden in der Regel die Kinder behalten bis ein Jahr nach erhaltener Erlaubniß zum heiligen Abendmahl, also bis ungefähr zum 17ten Jahre; besondere Fälle ausgenommen. Will man uns aber die Kinder früher wieder nehmen, so haben wir keine Macht, es zu wehren, Niemand ist an unsere Statuten gebunden.

Wir stifteten also einen eigentlichen Freistaat, wo Jeder machen konnte, was er wollte; die geringste bindende Regel hätte durch erregtes Mißtrauen Alles verscheucht. Wir bettelten Geld und brachten im Amte und außerhalb desselben von guten Freunden über 1700 L. zusammen; der Staat versprach uns beim Anfang für das erste Jahr 1000 L. Mit also nicht ganz 3000 L. beschloß man in Gottes Namen anzufangen, ein passendes Heimwesen in Pacht zu nehmen. Pläne auf die Schloß-Domaine Trachselwald scheiterten, und man wandte sich endlich einem Gütchen von circa 15 Jucharten zu, welches oberhalb Sumiswald lag. Den Rücken deckte ihm eine sanft ansteigende Hügelkette, vor ihm lag das schöne Sumiswald, weiter hin das alte Trachselwald; ein weites Thal breitete sich gegen die Emme hin aus, und im Hintergrunde hoben hoch und hehr die Berge ihre alten, weißen Häupter über die grünen Vorberge herüber. Als Alles bereitet schien; als mit Hrn. Schäfer die Akkorde, nach welchen er für sich und seine Frau nebst freier Station 400 L. jährlichen Gehalt empfangen sollte, geschlossen werden sollten: da trat mit Macht eine zweite Meinung hervor. Um so viel Geld, wie man hätte, könnte man viel mehr Kinder glücklich machen, wenn man dieselben zu Handwerkern thäte und auf diese Weise ihr Fortkommen sicherte. Es wurde nun diese Meinung bestritten und glücklich überwältigt durch die Gründe, welche oben weitläufiger ausgeführt sind. Wie soll man schlecht erzogene,

schlecht gelernte Kinder, die ohne Ehrgefühl sind, zu Handwerkern bilden, die ehrenhaft sich stellen in die Welt? Und wie viele so genannte Meister taugen zu Lehrmeistern? Endlich fügte man noch bei, daß das Geld zu ganz andern Zwecken erbettelt worden sei, zu etwas ganz Anderem nicht eigenmächtig verwendet werden dürfte. Endlich schien Alles überwunden; die aufzunehmenden Knaben sollten auserwählt werden. Aber man hatte fast keine Auswahl. Die aufgeforderten Gemeinden stellten meist gerade nur so viel vor, als von 15 aufzunehmenden es ihnen ziehen mochte. Ja, eine Gemeinde, welche zwei geben konnte, brachte nur Einen, weil das wohlweise Haupt derselben fand, der eine, den sie allfällig entbehren könnten, hätte einen schlechten Vater und könnte diesem nachschlagen. Eine andere Gemeinde sandte gar keinen und mußte wiederholt gebeten werden, einen zur Aufnahme zu senden. Fast alle diese Knaben waren unter zehn Jahren; mehrere konnten nicht lesen, kaum einer schreiben, und die meisten schienen mit ziemlich trostlosen Gesichtern begabt.

Den 1. Juni 1835 heiterte der lange düster gewesene Himmel sich auf, und in halbem Frühlingsschmuck prangte die Erde, und in der frischen Sonne strahlte das üppige Emmenthaler Grün der Bäume und des Bodens wundervoll. Es läutete feierlich von der Sumiswalder langem Thurme in die nach vielen Seiten hin sich mündenden Thäler hinein, und aus ihnen heraus kamen sonntägliche Menschen, Kinder mit den einen, und alle fanden in der Kirche sich, wo der dortige würdige Pfarrer, die Nothwendigkeit, arme Kinder an warme Herzen zu nehmen, darthat; wo der damalige Vorstand, der Hochgeehrte Hr. Regierungsstatthalter, den Männern an's Herz legte den Segen, welcher für Gemeinden, für den Staat aus der Stiftung hervorgehen solle, die am heutigen Tag in's Leben gerufen werde; und Gesang und Gebet stiegen auf zu dem, ohne dessen Segen nichts gesegnet ist auf Erden.

Aus dem Hause des Herrn zog man dem Hause der armen Knaben zu, welches ungefähr eine Viertelstunde oberhalb Sumiswald lag, ein gewöhnliches Bauernhaus vorstellte, mit zwei klei-

nen Stuben, zwei Stübchen und den finstern Gaden (Kammern). Vom schönen Hügel herab tönten uns freudige Lieder entgegen; am Hause schwankte ein Kranz mit der Inschrift: „Bete und arbeite.“ Vor dem Hause, unter freiem Himmel, in immer weitern Kreisen von freudigen Begleitern, blühenden Matten, üppigen Dörfern, hehren Bergen umschlungen, wurde den Kindern zum erstenmal das Vaterhaus gezeigt, in welchem sie künftig wohnen sollten; in welchem ihnen Vater und Mutter und Geschwister nicht fehlen sollten, die mit Elternliebe und Elterntreue ihnen nicht nur zu essen geben, sie kleiden, sondern sie zu guten, frommen Kindern machen, dem himmlischen Vater sie zuführen wollen. Darum sollten sie sich freuen, aber auch lieben Vater und Mutter und ihnen gehorchen, dieweil der Herr durch ihre Hand sie regieren wolle. Vater und Mutter nahmen die Kinder hin an ihre Brust, die der heiligen Liebe voll war, der Liebe, die sich nicht aufblähet; die langmüthig, freundlich ist, nicht das Ihre sucht, sich nicht verbittern läßt; die Alles erträgt, Alles hoffet, Alles duldet. In gläubigem Vertrauen legte man sie an ihre Brust, daß in ihr jetzt die heiligen Schauer wehen, welche die göttliche Begeisterung gebären, welche nie verzagt, nie verglüht, mit Wenigem Göttliches versucht; daß in ihrer Brust die Demuth wohne, welche alle Tage neue Kraft suche beim Vater droben, der dem Demüthigen mit jeder aufgehenden Sonne spende ein Füllhorn voll Kraft und Gnade. Und diese drei, Liebe, Begeisterung und Demuth, seien Bürgen, daß sie den Lohn frommer Eltern suchen werden im Wohlgefallen Gottes: daß sie ihn aber auch schon finden werden auf Erden im Aufblühen dieser armen Kinder; in ihrer Dankbarkeit, die zu Berg und Thal Vater und Mutter sie heißen werde; im freudigen Bewußtsein, wenn sie am Abend ihres Lebens sagen könnten: Siehe, Vater, hier sind sie wieder, die du uns gegeben hast; wir haben sie nicht treulos verlassen, und kein's derselben hat durch unsere Schuld treulos dich verlassen. Die Anwesenden alle nahmen diese Uebergabe der Kinder zu Herzen; sie freuten sich, einmal dem Herrn ein Werk geweiht zu haben; es waren Augenblicke wirklicher Begeisterung und Rührung. Und in Er-

innerung möchte ich noch bringen, wie damals die Ermahnungen zu Herzen genommen wurden, daß man den heutigen Tag betrachten solle als den Siegestag über alte Vorurtheile, über den Geist der Zersplitterung und der Selbstsucht; wie Freude sein solle, daß man einmal nicht nur im Reden oder bei Andern das Heil gesucht, sondern gehandelt habe, wie es Gott vertrauenden Männern zieme. Noch sei aber das Schwerste nicht vollbracht; das harre noch des Kampfes und werde seine Ueberwindung uns schwer machen. Es sei dieß der Kampf mit dem bösen Geiste, der alles Schöne niederreißen wolle, dem Geiste der Muthlosigkeit, der Mattigkeit, der Wankelmuth, des Eigennutzes, des Mißtrauens; und dieser Geist wohne in der eigenen Brust und in Anderer Brust; und er sei es, der die Menschen sich nicht wolle erheben lassen über getäuschte Erwartungen und die auf Erden bei jedem Werk sich immer von neuem darbietenden Schwierigkeiten.

Schwer ward es Allen, vom freundlichen Hügel zu scheiden, dem neugeweihten Hause, in welchem die Knaben schüchtern oder weinend um ein mäßiges Mittagsbrod saßen, das der neue Hausvater mit einem aus bewegtem Herzen kommenden Gebete weihte. Froh und tief bewegt verließen die Freunde sich noch nicht; sie blieben beisammen bis am späten Abend. Die Freude und die Bewegung nahm nicht ab, sie rauschten immer von neuem auf. Dieser Tag wird Vielen unvergeßlich bleiben; in seinem Andenken hat schon Mancher neu sich gestärkt. Es war ein eigentlicher Hochzeittag. Und seitdem ist auf alle Versammlungstage des Vereins und besonders auf den Tag im Frühjahr, an welchem die Knaben mit den Proben der Früchte des vergangenen Jahres vor uns treten, etwas vom Geiste dieses Tages übergegangen. Dieser Geist belebt neu und froh, stärkt auf die Zukunft, frißt Mißtrauen weg, verbindet entfernte Herzen, spornt zu allem Guten und läßt nie vergessen, daß der Mensch noch etwas Anderes habe, an das er denken solle, als sich und sein Geld; noch etwas Anderes, von dem er leben solle, als das Brot, das der Bäcker backet, als die Speise, welche menschliche Hände bereiten.

Und nach diesem Hochzeittage kamen rechte Maientage, voll Lust und Freude. Das kleine Haus glänzte im Schmucke der Reinlichkeit; die wohlfeilen Betten, aus Stroh, Spreuersack und Spreuerkissen, zwei Leintüchern und einer wollenen Decke bestehend, waren Morgens und Abends so niedlich anzusehen, daß man selbst hinein hätte liegen mögen. Thätig rührten sich die Knaben in Feld und Stall, wo zwei Kühe waren; in der Stube lernten und arbeiteten sie mit munterem Fleiße. Bald war der Anfang gemacht zum Verfertigen der eigenen Kleider, worin Herrn Schäfers kundige Hand den Meister machte; bald entwickelte sich ein eigenes Fortschreiten im Zeichnen, das Herr Schäfer auf eigene Weise zu erregen wußte; bald tönten vom Hügel herab helle, schöne Lieder dem Dorfe zu, geleitet durch Herrn Schäfers klangvolle Stimme: und in den Knaben begann es, sich zu regen und zu leben, wie im Frühjahr, wenn die Sonne die Erde küßt, im Schooße der Erde das Leben keimet und die Oberfläche mit Blumen zieret. Etwas, wenn nicht Künstlerisches, doch Kunstfertiges, trat allenthalben hervor; von einem regen Schönheitssinn zeugte Alles, und dieser drückte sich nicht so wohl in besondern Gestaltungen, als besonders in Ordnung und Reinlichkeit aus.

Es drängte sich deutlich in dieser Richtung die Ueberzeugung auf, daß wir eine eigentliche Handwerksfamilie gestiftet, und daß unsere Knaben nicht nur meist Handwerker werden würden, sondern daß einmal das Handwerk der Familie auch Brot geben werde.

Es waren schöne Tage, diese Maientage, aber sie rauschten vorüber, wie sie allenthalben vorüberrauschen; wie sie der Mensch nirgends festhalten kann, sie nicht festhalten soll, und denn doch oft über ihr Fliehen so kläglich jammert, ja oft unfähig wird für die Aufgabe, welche die kommenden Tage bringen. Wie die ersten Ehetage voll goldener Träume sind; wie der Vater, der seinen ersten Jungen auf den Armen wiegt, einen goldenen Kranz von Hoffnungen um des Söhnchens Stirne sieht: so sind auch die ersten Tage einer solchen Familie Rosentage, voll Freude und Hoffnung für die neuen Eltern und deren Freunde. Aber

wie die rauhe Wirklichkeit allenthalben wieder dazwischen trittet zwischen die Träume der Liebenden, zwischen die Träume der Eltern; und wie nur ein getreues Festhalten, ein geduldiges Ausharren durch die rauhe Wirklichkeit hindurchdringt und die Träume niederzuziehen vermag in die geebnete, errungene Wirklichkeit: so kamen auch uns allen die Tage der Ungeduld; die Ideale verrannen, und das Leben mit all seinen Ecken trat uns an; und das Leben mit all seinen Ecken umringt uns noch, freie Bahn liegt noch nicht vor uns: aber wir wissen es jetzt, daß gestritten und gekämpft sein muß, wie Streit und Kampf nothwendig sind. Wir haben viel erstritten und durchgekämpft; wir haben das Bewußtsein, ferner treu streiten zu wollen in der Einigkeit, daß Keiner die Ursache von Mühen im Andern sucht, sondern in der wunderbaren Leitung Gottes: darum tragen wir auch das Bewußtsein in uns, daß wir durch den Kampf zum Sieg gelangen werden.

Es mußten also ganz naturgemäß nach den schönen Maientagen die Johannisregen, die sterile Zeit der Hundstage kommen; und sie kamen auch.

Wenn auch die Knaben vielfach angeregt, belebt worden waren, so war doch ihre alte verwahrloste Natur, ihre große Unachtsamkeit, d. h. das Einschlafen der Sinne bei wachem Körper, welche sich bei den meisten Kindern der untern Klassen findet, nicht vertrieben. Ihre neue Liebe zu den neuen Eltern half ihnen Vieles überwinden. Grobe Laster traten nicht hervor; ein einziges Mal entwendete ein Knabe etwas, seither nie wieder. Durch seine Mutter förmlich entführt, verließ ein Knabe die Anstalt, konnte aus Mangel der nöthigen Handbietung nicht alsobald wieder eingebracht werden; er blieb seinem herumschweifenden Leben überlassen. Sonst dachte kein anderer Knabe an Flucht; und doch betrübten sie vielfach den Vater, der gerne rasch mit ihnen an einem freundlichen Ziele gewesen wäre. Sie vergaßen gute Lehren und Ermahnungen, vergaßen Gelerntes wieder; fielen in Unarten, z. B. die alte, angewohnte Unreinlichkeit, zurück; verrichteten Aufgetragenes nicht sorgsam, sauber und nett. Wie auch das Bessere bei einigen alle Tage mehr an's Licht trat:

bei andern mußte die gehabte Mühe alle Tage neu werden. Ein kühler Vater hätte das kaltblütig genommen und gesagt: das geht halt so! und hätte sich mit dem gewonnenen Guten zufrieden gestellt: dem lebendigen jungen Vater machte es trübe Tage. So sah ich auch schon junge, treue Mütter weinen, wenn in ihrem Kinde Unarten hervortraten, die sie nicht ahneten; sah sie weinen, wenn sie immer wieder hervortraten, Blutflecken gleich, die keiner Tünche, keinem Reiben weichen wollten. Weint eine Mutter über ein Kind, das unter ihren Augen aufwuchs, wie ungeduldig muß es über einen Vater kommen, der auf einmal 15 verwilderte Kinder einem Ideal zuführen will!

Etwas Aehnliches kam aber auch über die, welche als Verwaltungskommission Herrn Schäfer zur Seite gestellt waren.

3000 Lvr. für erste Einrichtung und den Bedarf eines Jahres schien genügend. Man hoffte auf Ertrag des Gütleins, man träumte von einem baldigen Handwerk in der Anstalt, hoffte auf immer gesteigerte Einnahmen, verminderte Ausgaben u. s. w. Man freute sich der Einfachheit des ganzen Haushalts, des sichtbaren Aufrichtens der Knaben, der wunderbaren Geschicklichkeit der Mutter, hauszuhalten, als ob der Wittwe Oelkrüglein ihr Erbtheil geworden. Wie der Vater durch die Liebe die Knaben ganz gewonnen, veredelt hoffte, so hoffte die Verwaltung durch die erregte Thätigkeit die Anstalt bald selbstständiger gestellt. Aber auch sie täuschte sich. Wenn man eine Haushaltung beginnt, so merkt man erst, wie viel einem noch fehlt, um bei der größten Einfachheit nur dem Bedürfniß nachzukommen. Zu dem hohen Zins, der 550 Lvr. betrug, kam die Magerkeit des Gütchens, kamen trockene Jahre. Auf einem dazu noch in Pacht genommenen Zugut wurde auch nicht viel Seide gesponnen. Die Anstalt mußte nothwendigerweise noch verstärkt werden; und sie wurde es bis auf 23 Kinder, welches wieder bedeutende Auslagen nach sich zog. Das Beziehen der jährlichen Steuer im Amte blieb immer lästig. Sie hob sich freilich etwas von Jahr zu Jahr und stieg bis auf 700 Lvr., was in einer mit so vielen Tellen belasteten Gegend immer ein Bedeutendes ist. Aber wenn schon Viele freudig und reichlich gaben und alle-

mal erklärten, hier reue sie kein Geld, und man solle nur kommen, wenn man in Noth sei: so waren doch wiederum Andere, die unfreundlich gaben; die allemal Bemerkungen machten und sehr oft die: was es am Ende nütze, wenn man 20 Kinder unter hunderten gut erziehe; und die nie an die Antwort kommen wollten: daß man doch an einem Orte anfangen müsse, wenn geholfen werden solle. Zudem vergieng seit dem Brand von Hutwyl kein Jahr, wo nicht durch besondere Unglücksfälle die Wohlthätigkeit, oder durch besondere Ereignisse die Kräfte unserer Wohlthäter in Anspruch genommen wurden. Allerdings unterstützte uns der Staat, so wie die Richtung zur Handwerksbildung sichtbar wurde, durch das Departement des Innern noch mit ferneren 500 Lvr. zu den 1000, welche er uns zugesichert hatte; freilich ersparte Hr. Schäfer nicht nur alle Kleiderarbeiten, eine Menge Reparaturen an Schiff und Geschirr, gewöhnte die Kinder an die einfachste Lebensweise und hielt selbsten mit, sondern er verdiente immer noch neben bei: und dennoch waren wir immer mehr oder weniger in Bedrängniß; im Frühjahr 1836 war ein Deficit. Wenn wir so manchmal fast rathlos beisammen saßen, weil wir nicht Geld hatten zu Nothwendigem, z. B. keine dritte Kuh anschaffen konnten, und unsere Hausmutter mit der Milch von einer Kuh die ganze Haushaltung versehen mußte, doch keine kaufte, keine Butter kaufte, so dachte ich manchmal: wenn doch die oder jene es wüßten! wenn ich doch an dieses oder jenes Schubládli döppelen dürfte, das ich voll wußte, und in milden Händen den Schlüssel dazu! Wenn wir vor dem Neujahr zusammen saßen und unsern Kindern gerne eine kleine Freude gemacht hätten, damit sie doch auch an diesem Tage nicht ohne das Zeichen der Liebe seien, das alle Eltern ihren Kindern an diesem Tage geben, und fanden kein Geld dazu in unserer Kasse: so gedachte ich an so viele Verschwendung an diesem Tage und an so viele Herzen, die wohl uns an diesem Tage vertreten würden, wenn sie nur unsere Noth wüßten. Doch ward uns oft in der größten Noth unerwartete Hülfe. Edle Geber, unter die namentlich auch Hr. Fellenberg gehört, halfen uns mehr als einmal unerwartet und setzten uns in Stand, dem

Nöthigen zu begegnen. Doch kam auch wohl die Ungeduld an uns, daß wir meinten, es sollten die Knaben mehr verdienen, irgend einen Verdienstzweig aufnehmen, welcher der Anstalt Brot gebe, sie erhalte, nicht so ganz abhängig von den Steuren lasse. Und hier stellte sich nun etwas in einer Deutlichkeit heraus, wie vielleicht nirgends sonst, was ich freimüthig veröffentlichen will zum Heil und Frommen Anderer. Ich bin der Freundschaft des Herrn Schäfer so wie meiner Gefährten in der Verwaltungs-Kommission zu gewiß, als daß ich fürchten müßte, es könnte mir übel genommen werden. Ich weiß zu dem, daß sie alle in allen Fällen alle unsere Erfahrungen zu Gebote stellen, freimüthig mittheilen, wenn sie glauben, es könnte irgend einem armen Kinde, irgend einer Familie für arme Kinder zu gut kommen. Zu dem, warum sollte ich es nicht veröffentlichen, da es uns selbst allseitig zu so großem Nutzen diente?

Bei Stiftung und Erhaltung einer solchen Familie wird man fast unwillkürlich dahin gezogen, entweder hauptsächlich den äußern Bestand derselben, ihr ökonomisches Gedeihen, oder aber wiederum hauptsächlich die Kinder, ihre körperliche Pflege oder ihre Bildung in's Auge zu fassen. Ich will nicht davon reden, wo die eigene Bequemlichkeit, der eigene Nutzen in's Spiel kommen könnte; von solchem war bei uns die Rede nie. Aber jene beiden Richtungen werden sich beim besten Willen geltend machen, und zwar sehr gerne einseitig.

Es ist allerdings sehr verführerisch, den ökonomischen Stand zur Hauptsache zu machen. Ohne Geld besteht keine Familie, am wenigsten eine solche. Es läßt sich sehr schön, wenig zu kosten und ganz unabhängig da zu stehen und dieses durch wenig brauchen, harte Arbeit zu erzielen. Aber an solchem gehen Familien und sicher auch Anstalten zu Grunde, und es wäre eine der traurigsten Erscheinungen, wenn, was möglich wäre, unter solchen Familien ein Wetteifer entstünde, welche am wenigsten brauche: denn dieses müßte endlich auf Kosten der Kinder geschehen — und was tragen solche Anstalten oder Familien ab, wo man die Kinder aus den Augen verliert? Und wenn in natürlichen oder künstlichen Familien nur von Arbeit, nur von

Hausen und Sparen, nur von Geld und wenig essen die Rede ist, von Abverdienen u. s. w., so wird die Jugend verkümmert, das Gemüthliche geht zu Grunde, die Familie wird zum Diensthaus, an das einen keine Liebe fesselt, dem man so schnell möglich entrinnt, dem man nachher keine Stütze sein will.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, daß unsere Familien keine Angsteranstalten, keine Nothhauben sein dürfen, aus welchen gemüthlose Menschen hervorgehen, welche entweder ähnlichem Treiben sich hingeben, oder sich in der Freiheit für frühere Entbehrungen durch desto wüsteres Thun schadlos halten. Reiche Leute erziehen zu Tausenden ihre Kinder also; so soll es hier nicht sein. Diese Anstalten sind um der Kinder willen da: verliert man den Zweck aus dem Auge, so müssen sie untergehen; und es ist dann gut, wenn es geschieht. Aber hinwiederum ist Alles aus, wenn das Geld fehlt. Und zweitens darf man nicht vergessen, daß man Kinder erzieht, denen man kein anderes Erbtheil mitgeben kann, als gestählte Kräfte, und daß diese Kräfte sich erst das Nothdürftige erwerben müssen, das Uebrige entbehren, und wenn sie sich zu einem tüchtigen Grunde helfen wollen, langsam Schritt für Schritt sich aufschwingen müssen. Man darf nicht vergessen, daß man sie der heutigen Schwindelei entziehen muß; daß man sie gewöhnen muß, nicht in die Zukunft hinaus zu bauen, sondern der Gegenwart das Mögliche abzugewinnen; daß man auf keine Weise sie an ein zu behagliches Sein gewöhnen, auf keine Weise zu weit aussehend, zu breit umfassend seine Pläne anlegen darf. Es sind schon und werden sicher noch Anstalten zu Grunde gehen, weil sie mit den Kindern zu viel wollten, sie zu weich hielten, sie in ein ander Element versetzten, als sie gehörten; Eltern nicht so wohl geistig als leiblich zu sich und ihren Angewöhnungen die Kinder hinaufzogen, als Begehrlichkeit und Dünkel in sie pflanzten.

Augenscheinlich muß da eine verständige Familie als Musterbild in's Auge gefaßt werden. Da streckt man sich nach der Decke, aber sucht die Decke doch so zu erweitern, daß die Kinder nicht frieren unter derselben. Man sorgt für sie, aber sie

müssen auch helfen: man thut für sie das Mögliche, und im Uebrigen müssen sie sich damit trösten, daß nicht Allen Alles möglich sei; daß gar eine verschiedene äußere Bildung es gebe nach Geld und Stand; daß aber die innere Herzensbildung die Hauptsache sei, ein tüchtiger Wille, eine wackere Hand. Und ganz besonders eine ohne Vermögen beginnende Familie muß gar Manches entbehren; und ich habe ältere Geschwister oft erzählen hören, und zwar ohne Neid, wie Vieles sie entbehrt, was die jüngern besäßen, und vielleicht waren die ältern die tüchtigeren, innerlich und äußerlich.

Herr Schäfer, selbstständigen Charakters und künstlerischen Gemüthes, das Bild einer solchen Familie sicher schon lange mit Enthusiasmus in sich tragend, repräsentirte bei uns nun die zuletzt angegebene Richtung. Er gewöhnte die Kinder an Einfachheit und Arbeit, versetzte sich in dieser Beziehung durchaus in ihr Element: allein das Bild eines schönen Handwerker Lebens, einer Anstalt, welche durch mannigfache Kunstfertigkeit sich blühend und ausgezeichnet erhöbe, in sich tragend, bedurfte er dazu einer breiteren Basis in der Bildung der Kinder; jede Beschäftigung, welche an den Kindern sich nicht bildend erwies, mußte ihm unangenehm sein. Wenn er so in sicherem Bewußtsein seiner Kunstfertigkeit und der Ausführbarkeit seines Lieblingsbildes für eine schöne Zukunft treu arbeitete, so durfte er erwarten, daß man ihm die Gegenwart so viel möglich erleichterte, ihm nicht Hemmschuhe unterlegte oder die nöthigen Mittel zu seinem Zwecke versagte. Das Maß, in welchem diese Richtung zu Tage trat, war im Grunde so klein, und das Nöthige wurde so gewissenhaft und treu besorgt, daß es an einem andern Orte, wo mehr Mittel vorhanden, oder der Boden für ein solches Unternehmen nicht so ungünstig gewesen wäre, oder eine Verwaltung nicht so mit Leib und Seele an der Anstalt selbst, als ihrem Lieblingskinde, gehangen wäre, vielleicht nicht bemerkt worden. Diese Verwaltung nun aber liebte die ganze Familie von Herzen; aber die Erhaltung der Anstalt selbst war gegenüber der Noth Gewissenssache, gegenüber den Feinden und Spöttern Ehrensache geworden. Sie bestund zu dem aus sehr praktischen Leuten, und

zwar aus Leuten, die es von Wenigem zu Vielem gebracht hatten oder noch bringen wollten; aus Leuten also, die in der Gegenwart jeden Augenblick klug benutzten, im kleinsten Praktischen ein Samkorn zu künftig Bedeutendem sahen.

Sie mußte für die Gegenwart sorgen, und das knappe Geld machte ihr oft Angst: ein theures Jahr, und die Anstalt wäre verloren gewesen. Sie sehnte sich nach einem Nebenerwerb. Weil man ihn früher in der Ferne gesehen, so meinte die menschliche Ungeduld, er sollte schon da sein; meinte, mit etwas Unbedeutenderem vorlieb zu nehmen, sei besser, als gar nichts; bedachte nicht, daß dadurch vielleicht die ganze schöne Zukunft gestört würde. Sie fügte in der Hoffnung eines Erwerbs zum ersten noch ein zweites Gut, für welches man 450 L. Pacht zahlte. So meinten es beide mit der Sache recht innig: aber zu zwei Richtungen sich neigend, brachten die Umstände manche Pein hervor, welche ohne diese Umstände weggeblieben wäre. Was muß wohl der arme Hr. Schäfer gelitten haben oft, wenn man die Knaben zu Arbeiten in Anspruch nahm, wobei er sah, daß die Erreichung seiner Pläne nur verzögert, die Knaben versäumt wurden; daß also die Ungeduld der Verwaltung den reichlicheren Erwerb nur verzögerte. Und wenn dann noch die Knaben in ihrer Unbehülflichkeit die wenigen Lehrstunden nicht recht zu benutzen wußten: wie ungeduldig mußte es den guten Lehrer machen, daß wieder um so viel Zeit versäumt sei, da er Tage lang vielleicht keine Zeit mehr zum Unterricht finde. Und hinwiederum that es der Verwaltung so oft so weh, wenn sie dem Hrn. Schäfer etwas abschlagen, wenn sie hart und die Kinder nicht achtend erscheinen mußte, weil sie den Bestand der Anstalt sichern zu müssen glaubte. Und während dieser gegenseitigen Pein war denn doch nicht Krieg, nicht Unfrieden, sondern Liebe und Zutrauen blieb: denn bei verschiedenen Ansichten blieb von beiden Seiten der Glaube an die Treue und die Liebe in des Andern Brust. Und gerade dieses Zusammenfinden der beiden verschiedenen Richtungen behielt die Anstalt im rechten Geleise, denn keine behielt die Oberhand. Beide Theile schätzten und liebten einander: darum war sehr oft ein gegenseitiges Nachgeben,

ein sich Hineinschicken in des Andern Eigenthümlichkeit oder die vorliegende Nothwendigkeit; und dabei gewannen Kinder und Anstalt.

Und wie der silberne Mond seine stille, unwandelbare Bahn durch die wechselnden Gewölke, so wanderte unsere Mutter zwischen Allem durch in ihrer unermüdlichen Treue, einen Tag wie den andern, und sorgte für Alles zu rechter Zeit, und fand zu Unglaublichem Zeit, aber keine zu müssigem Gerede oder Geläufe. Wenn sie oft mit so unglaublich wenig Milch wirthschaftete zu Aller Zufriedenheit, so wäre vor 300 Jahren der Glaube entstanden: gute Feen oder die frommen Erdmännchen deckten ihr in den heitern Nächten den Brunnentrog mit Nidle; dahin könne sie gehen, leise, um Mitternacht, wenn Alles schlafe, und mit großer Kelle den blank gefegten Kübel füllen zu einer tüchtigen Anketen.

So waren bei uns zwei Richtungen hervorgetreten, welche ich zu Nutz und Frommen hervorgehoben habe, damit sie jedem zum Bewußtsein kommen, der Hand an dieses Werk legen will. Ich habe es gethan ohne Furcht, daß diese Offenheit seltsam könnte gedeutet werden, da man sonst gewöhnlich Alles rühmt in die Kreuz und in die Queer, besonders das Eigene. Ich habe über Alles gesprochen, wie es mir in der Seele war, und glaubte auch hier, es thun zu müssen, da ich noch keine solche Probe aus der innern Geschichte einer solchen Familie gelesen habe.

Schon lange war ein Auge in unserer Verwaltung immer auf die Schloß-Domaine zu Trachselwald gerichtet gewesen, welche aus circa 50 Jucharten (die Juchart à 40,000 Quadratfuß) mittelmäßigen Landes besteht, die in der Hand eines Pächters war, dessen Pachtzeit bald auslief. Es war öfters davon die Rede gewesen, aber von zwei entgegengesetzten Seiten fand diese Meinung Widerstand. Hr. Schäfer fürchtete durch die Uebersiedlung die Knaben bei so vieler Landarbeit noch mehr beeinträchtigt, ihre Ausbildung gefährdet, seinen Plan ganz zerstört. Wir Andern hingegen glaubten die Anstalt gefährdet, die bei den großen Kosten der Uebersiedlung, da eine Menge

Vieh, Schiff und Geschirr angeschafft werden mußte, zu Grunde gehen zu müssen schien.

Indessen stellte sich uns die Unmöglichkeit, auf diesem Boden die Anstalt zu erhalten, immer deutlicher dar. Wir mußten 1000 L. Pachtzins haben. Wenn wir für zwei oder dreihundert L. Produkte verkaufen konnten, wobei man aber alles Brot kaufte, so war das Alles. Wenn man die sämmtlichen gewonnenen Produkte rechnete, so betrug ihr Werth wenig mehr als den Zins — Arbeitslohn für die Knaben, den Knecht, Herrn Schäfer sah also keiner heraus. Immer deutlicher stellte sich wiederum Hrn. Schäfer die Untauglichkeit des innehabenden Hauses dar. Es war eine rauchige Hütte, die einem manchmal fast die Seele aus dem Leibe trieb. Kein Zimmer war groß genug. Das Lehrzimmer, in welches ein Kunstofen gieng, wo beständig gekocht werden mußte, wegen Mangel einer Feuermauer die Hitze nicht abgeleitet werden konnte, war im Sommer eine wahre Hölle. Ein kleines Stübchen war die einzige Zufluchtsstätte für Hrn. Schäfer und seine heranwachsende Familie. Der zur Werkstätte eingerichtete Webkeller faßte kaum eine Dreh- und eine Hobelbank, und wenn drei Menschen darinnen waren, so konnte man sich nicht rühren. Es konnte in den obern Räumen durchaus kein Bette mehr angebracht werden. Es war da keine Möglichkeit, die gegenwärtige Knabenzahl im Hause zweckmäßig zu beschäftigen, geschweige denn, sie zu vermehren. Zu dem mußte Hrn. Schäfer immer mehr die Zeit reuen, welche auf die hier so undankbare Landarbeit verwendet wurde. So geschah es, daß die Sache selbst beide Parteien bearbeitete und sie zu einer Unterhandlung mit dem Staate um die genannte Domaine geneigt machte.

Glücklicherweise auch zog sich diese Unterhandlung so furchtbar in die Länge, daß man Zeit hatte, die Sache von allen Seiten zu betrachten; und während man ihr immer geneigter wurde, konnte man sich rüsten. Freilich bereiteten diese Unterhandlungen eine fürchterliche Pein der Verwaltung. In den dringendsten Sachen erhielt man Monate lang keine Antwort; es tauchten allenthalben Hindernisse auf, ja entschiedene Versuche, den Verein und seine Bestrebungen lächerlich zu machen. Denn

dem entschiedenen Einschreiten des Regierungsrathes hatte man es endlich zu verdanken, daß eine Pacht unter den gleichen Bedingungen, unter denen der frühere Pächter sie inne hatte, abgeschlossen wurde. Nun aber hatte man keine passende Wohnung. Es mußte ein Haus gebaut werden. Da der Grund und Boden dem Staate war, so bewilligte derselbe auch einen Credit von 6000 L. für dieses Haus, welche dann neben der andern Pacht noch zu verzinsen sind. Der Mangel an einer Wohnung, an deren Errichtung man nicht arbeiten konnte, bevor man das Resultat der Unterhandlungen wußte, hinderte, daß wir im Frühjahr 1838 hinüberziehen konnten. Wir mußten den alten Pächter noch ein Jahr schalten lassen, was nicht unser Vortheil war. Die Unterhandlungen über den Bau des neuen Hauses zogen sich durch den ganzen Sommer 1838 hindurch, und wenn sie mit dem Staate fertig waren, so kamen andere Hindernisse: es schien der Verwaltung manchmal, als ob eine unsichtbare Macht eine eigene Freude daran hätte, sie immer an den Hag zu stellen; als ob sie dazu verdammt wäre, einen Stein den Berg auf zu wälzen, den sie immer wieder unten im Thale holen müsse, wenn sie ihn endlich oben zu haben meine. Als man endlich im Merz 1839 hinüber ziehen mußte, weil unsere Pacht im Saal ausgelaufen war, so war nicht nur noch kein Stein zum Hause gelegt, sondern es konnte keiner gelegt werden, weil ein Spycher noch auf den Steinen stund, welche zum Fundament dienen sollten; und dieser Spycher konnte nicht abgebrochen werden, weil der Staat noch Korn darin hatte; und dieses Korn konnte nicht fortgeschafft werden, weil der Käufer einen Batzen oder 6 kr. dem respektiven Finanzdepartement zu wenig darum geben wollte. Unsere Knaben mußten in einen Schopf untergebracht werden; es war häßlich Wetter; es waren alle Hände voll auf dem Lande und beim Bauen zu thun; die Rötheln rißen ein, ergriffen mehre Knaben, und zwei kleine Stübchen, welche beide zusammen nicht 25′ im Quadrat halten, sollten Eß- und Lehrzimmer sein, der Familie des Hrn. Schäfer dienen und noch die kranken Knaben beherbergen.

Es war eine harte, angstvolle Zeit.

Und doch war Alles recht so, und Alles gereichte recht sichtbar zum Heil. Diesen Zögerungen haben wir nun ein nach dem Plane des Hrn. Schäfer aufgeführtes Haus zu danken, das seinem Zwecke vollkommen entspricht, uns allen Freude macht und Hrn. Schäfer Gelegenheit giebt, die Handwerksfähigkeit der Knaben zu bilden und aus der Werkstätte den zweiten Brotkorb der Anstalt zu machen. Es enthält Raum für ungefähr 50 Kinder, zwei Werkstätten, den nöthigen Raum für Lehr- und Eßzimmer, eine artige Wohnung für den Vater: kurz, nicht zu viel, aber das Nöthige. Diesen Verzögerungen haben wir namentlich den schönen Hausplatz zu danken, wo das Haus auf die freundlichste Weise der Sonne z'weg steht, vom schönen Hügel herab eine im Emmenthal seltene Fernsicht hat und als ein Trost des Landes weit herum im Lande gesehen wird. Es steht das Haus eingewandet und in hellen Fenstern glänzend; wer von Lüzelflüh nach Sumiswald geht, der sieht es hell und blank unter blauem Schieferdach, unterhalb dem Schlosse Trachselwald; bewohnbar ist nur der untere Boden, und brauchbar ist die Küche.

Aber eine harte Zeit stunden die Knaben aus und Vater und Mutter. Das große Gut mußte bearbeitet werden mit einem Knecht und 22 Knaben, von denen der älteste 16, der jüngste 10 Jahre zählte. Und es wurde bearbeitet und fleißig und gut, und jedes Werk zu rechter Zeit. Dazu aber mußten die Knaben alle Handlanger Dienste beim Bauen thun, den Keller graben, den Hausplatz ebnen, Sand, Steine, Kalk führen, löschen u. s. w. Es war kein Tag, daß sie nicht in Anspruch genommen wurden dazu. Am Abend konnten sie dann in ihren Schopf zur Ruhe gehn. Und doch ward keiner krank; die Rötheln zeigten sich nur bei vieren. Sie wuchsen auf wie Rohre am Bach und blühen, daß es eine Freude ist; es ist eine muntere, tüchtige Bubenschaar, deren Anstelligkeit von allen Arbeitsleuten gelobt wird, deren aufrechte Gestalten, deren heitere Blicke, deren sinniges Wesen und fröhliches Singen auf eine auflebende, bessere innere Welt schließen lassen. Ueberhaupt ist vielleicht selten in einer Anstalt der Gesundheitszustand so gut gewesen: denn

in 4½ Jahren haben wir nicht fünfzig Franken Arzt- und Arzneikosten gehabt: — aber die Knaben gehen im Sommer bärhaupt und barfuß. Trotz der vielen Arbeit, der Unmöglichkeit, daß Hr. Schäfer sie beaufsichtigen konnte, da er alle Augenblicke selbst in Anspruch genommen wurde, verwilderten die Knaben nicht. Streitigkeiten unter ihnen rißen nicht ein, wie denn überhaupt noch nie eine Prügelei bei ihnen vorgekommen ist; eine einzige widrige Näscherei begieng ein Knabe, der die gewaltigste Natur von allen hat, die ihn zuweilen wie eine unwiderstehliche Macht überwältigt. Ein Knabe, der eines Fehlers sich schuldig machte, darüber zur Rede gestellt, wie man dieses von ihm nicht erwartet hätte, begann zu weinen und sagte, er hätte heute Morgen nicht gebetet gehabt, und da sei das Böse über ihn gekommen, er wisse nicht, wie. Und das war keine Ausrede.

Aber auch die Kommission hatte schweren Stand, mit Anschaffungen viel zu thun, mit den Bauleuten viel zu verkehren, sie zusammenzuhalten, fast wie einen Trupp Flöhe; und nur dem ausgezeichneten Eifer und Umsicht der Herrn Tschabold und Blau hatte man es zu verdanken, daß man so zu Wege kam. Und mitten in allen diesen Wirren, fast als sie am größten waren, gebar die Mutter Hrn. Schäfer das ersehnte Söhnchen in dem kleinen Stübchen des kleinen Küherhäuschens, wo sich Niemand rühren konnte. Es sollte ein Zeichen sein, daß auf die Zeit des Harrens und Wünschens die Zeit des Gewährens und Erfüllens gekommen; es sollte Muth machen und Kraft geben zum Ausharren. Und es hellte sich der Himmel auf und sendete uns einen Herbst hernieder, dessen Lieblichkeit noch selten übertroffen wurde. Alle Herbstarbeiten konnten auf das Prächtigste beschickt werden, eine reiche Kartoffelerndte wurde uns beschcert, eine schöne zukünftige Erndte keimte, und die verzögerten Arbeiten am Hause konnten nachgeholt werden, ehe frühe Stürme Schaden gebracht, oder früher Winter das Arbeiten unmöglich machte. Die Aussichten klären sich allseits auf, es trittet die Zeit vor das Auge, wo das beidseitige Ringen sich zur Freude Aller, zum Heil der Kinder, zur sichern Begründung der Anstalt oder Familie vereinigen wird. Es trittet dem Herrn

Schäfer ein schöner Raum entgegen, in dem mannigfache Thätigkeit sich entfalten kann: Werkstätten sind da, Vorarbeiten in Werkzeugen für dieselben sind gemacht; die Kräfte der Knaben sind gestählt für die Werkstätte, während allerdings große Geduld und Langmuth in der Schulstube sie empfangen muß. Sie sind diesen Sommer im Leben draußen gewesen, und nicht in der Schule drinnen — aber der Vater weiß wohl, daß das Leben, und nicht die Schule, die Hauptsache ist. Da einmal die Vorarbeiten gemacht sind, so wird er die Räder lustig schnurren lassen an der Drehbank, daß es blanke Batzen regnet; und wenn einmal blanke Batzen kommen aus der Werkstätte, dann ist das Werk erstritten, und der Vater hat, was er will, hat seine Wünsche auch in's Leben gesetzt. Und damit es möglich werde, damit die Kräfte allseitig hinreichen, die Anstalt auch für die, welche ihren Werth nach Köpfen schätzen, bedeutender werde, hat man nun bedeutende Vermehrung derselben beschlossen.

Der Verein hat dieselbe beschlossen, die Verwaltung wird sie in's Werk setzen. Hr. Schäfer sieht die Zeit kommen, wo ein sicherer Sitz die nöthige Ruhe geben wird zu einer sichern, festen Ordnung außer und im Hause; wo Alles seinen Platz und Alles seine Zeit hat: dann wird ihm wohl werden.

Die Verwaltung schöpft aber auch frischen Athem. Der dießjährige Ertrag des Gutes, der in Allem ein sehr mittelmäßiger war, hat sie belehrt, daß aus den zu verkaufenden Produkten wenigstens der baare Pachtzins könne gedeckt werden, was jährlich, entgegengehalten dem Ertrag der frühern Güter, einen Mehrertrag von wenigstens 5 — 600 Lvr. macht, da unser gegenwärtige baare Pachtzins 875 Lvr. beträgt. Ferner haben es unser Kassier, Hr. Tschabold, durch seine treue, uneigennützige Verwaltung, und Hr. Schäfer, durch sein Eingehen in dieselbe, dahin gebracht, daß die Uebersiedlung und die damit verbundenen Kosten, welche zu 1600 Lvr. angeschlagen waren, der Anstalt keine Gefahr gebracht haben. In der Angst vor derselben hatte man einen Aktienverein gestiftet, zu 25 Lvr. die Aktie, zu 4 pro Cent zinsbar, und setzte demselben als Hinterlage sämmtliches Vermögen der Anstalt, das sich doch über 4000 Lvr. belaufen

wird, ein. Man setzte 67 derselben im Amte ab und hatte somit über mehr als 1600 Lyr. zu disponiren. Allein der Kassier zog keine einzige ein. Freilich entstund dadurch in der Rechnung von 1838 — 1839 ein Defizit von 900 Lyr. Es war aber für weit mehr als diese Summe angekauft worden, und trotz vielen seitherigen Anschaffungen wird das Defizit in diesem Jahr nicht größer werden. Es ist also ein Großes und Schweres glücklich überstanden. Und dieses soll eben den Muth geben, ruhigen Gemüthes auszuharren bis an's Ende, denn noch ist nicht Alles überstanden. Noch haben wir bei 900 Lyr. Schulden, werden bald neuen Zins für das neue Haus bezahlen müssen. Die Aufnahme von Kindern kostet ebenfalls 2 bis 300 Lyr. Die Werkstätte bedarf ebenfalls noch Vorschuß zum Ankauf von Material. Der neue, luftige Schlafsaal macht auf die Betten doppelte Decken oder Deckbette nöthig. Ach, wir sind im Winter schon manchmal zusammen gewesen und hätten die Buben besser bedeckt, aber wir hatten das Geld nicht; und Herr Schäfer nahm dann die zweiten Anzüge zu den Strohsäcken, füllte sie mit Laub und wärmte die Kinder damit; und die Kinder blieben gesund nnd keck auf. Aber jetzt hilft das nicht mehr aus, es muß anders und wärmer gemacht werden unter'm Schieferdach, als unter'm Strohdach. Wir müssen noch mehr Kühe kaufen, wenn wir unser Futter auch gut und wie jetzt üblich an Mann bringen und die Unsauberkeit der Küherei von uns wegbringen wollen. So warten uns der Verlegenheiten noch viele. Der leidige Mangel ist noch da. Aber der Gott, der bis hieher geholfen, wird auch ferner helfen. Er hat noch Thau und Regen in seinem Himmel, damit arme Kinder Speise hätten zu ihrer Zeit. Er prüfet wohl, aber dann kommt auch das Ende der Prüfung, der Segen, der im Ausharren liegt. Er läßt wohl Mangel leiden, aber dann öffnet er wieder, wie den Himmel zu warmen Regen, warme Herzen zu freundlichen Gaben zu rechter Zeit. Und diese Gaben werden immer freundlicher, immer reicher fließen, je mehr vor den Augen der Menschen die Einsicht aufgeht von der Größe der Noth, und daß Unternehmungen wie die unsrige nicht bloß so genannte gemeinnützige

Proben seien, nicht politische Grillen, nicht Amts- oder Bauernspekulationen, sondern ein treues Handbieten an einem Werke, das alle angeht, welche das Vaterland lieben, alle, welche christliche Liebe zu ihren armen Brüdern im Herzen tragen. So bin ich überzeugt, wir werden durchkämpfen; Gott, Brüder und unser Muth werden uns durchhelfen: wir werden zu den Zeiten gelangen, wo Herr Schäfer und wir uns ganz einigen werden; wo wir für Anstalt und Kinder in gleichem rechtem Maße werden zu sorgen vermögen; wo wir Gott danken und preisen werden, daß wir das Vergangene alles überstehen mußten; wo wir, wenn wir zusammensitzen, wie alte Schlachtenbrüder das größte Vergnügen daran finden werden, von den vergangenen Zeiten zu erzählen und den überstandenen Strapazen. Und damit Andere wissen, daß nicht im Stiften, sondern im Ausharren, das Schwerste liege; daß der Anfang wohl schwer sei, aber der Anfang nicht nur einen Tag währe, sondern Jahre lang; damit Klippen und auseinandergehende Richtungen nicht unerwartet aufstoßen und muthlos machen; damit ungünstige Stimmungen über Stiftungen solcher Familien nicht entmuthigen, sondern im Gegentheil begeistern, habe ich das alles in wahren Treuen erzählet. Und besonders den Bewohnern des Amtsbezirks Wangen zu Lieb und Ehren, die auf ähnliche, aber günstigere Weise jetzt angefangen haben, wie wir vor bald fünf Jahren, deren aber auch noch Manches warten wird zur Prüfung ihres Ausharrens; zu Lieb und Ehren aller bestehenden Anstalten habe ich in wahren Treuen erzählt, damit man erkenne, daß in Berichten von solchen Sachen die Wahrheit und das innere Leben die Hauptsache sei, und daß man wiederum prüfe, ob nicht hier oder dort das Bestehen der Anstalt und eine schöne Rechnung, oder hinwiederum die Kinder auf Kosten der Familie und der Familie Stand das Hauptaugenmerk geworden.

Achtes Kapitel.

Der Bund.

Der Gedanke, den Pestalozzi hatte, gieng also nicht unter, verhallte nicht wie ein ödes Geschwätz. Er wurzelte, keimte, erstund und entfaltet sich jetzt. Er entfaltet sich hier und dort in der Schweiz, in Deutschland, in England. Und wie die Blume nur in kleinem Kreise duftet, von ferne in ihrem niedern Wuchse nicht gesehen wird: so leben diese Anstalten auf, von Wenigen gekannt, segensreich nur für einen kleinen Kreis. Im gegenwärtigen Weltgetümmel achtet man das Kleine nicht: auf Dampffahrten bemerkt man nur Kirchthürme; Hütten gewahrt man nicht. Wenn aber ein großes Werk mit kleinen Mitteln begonnen werden soll, so zweifelt und zaudert der Mensch; wenn er alleine sich sieht einer schweren Gefahr gegenüber, so zaget er, sein irrend Auge sucht Gefährten. Wenn man daher jetzt mahnt und ruft, der einbrechenden Noth zu wehren, so stutzt wohl die unthätige Menge. Ruft man nur oberflächlich, im Allgemeinen auf, so bleibt sie kaltblütig und meint, was sie noch nicht brenne, sei noch nicht nöthig zu löschen: zeichnet man die Gefahr in ihrer Größe und Nähe, so läßt die vorhin so kaltblütige Menge erschrocken die Hände sinken und verzweifelt an der Möglichkeit, zu helfen.

Nun, glaube ich, sei der Zeitpunkt da, die einzelnen Blumen zu einem Kranze zu winden, damit der Menge augenscheinlich werde, wie groß bereits der Garten sein müsse, aus dem die Blumen gepflückt werden, auf daß sie Muth fasse und Glauben, den Garten erweitern zu helfen, Sümpfe und Haiden in Gartenland zu verwandeln. Ich glaube, wenn man einfach und deutlich und in ehrbarer Treuherzigkeit, fern von allem pompösen Styl, mit welchem weltsche Pensionen sich ankündigen, in welchem man die meisten Berichte abfaßt, weil man meint, mit solchem Getön den meisten Eindruck zu machen; wenn man so in ehrbarer Treuherzigkeit darstellen würde, was

an vielen Orten bereits an diesem Werke gearbeitet worden, und von Zeit zu Zeit berichten würde über Fortschritte und Rückschritte, über den Segen Gottes und die eigenen Fehler: ich bin überzeugt, die Menge würde staunen über die Größe des begonnenen Werkes, ihr Glaube würde erwachen, ihre Theilnahme lebendig werden. Eine Anstalt mit einigen 20 Kindern kann man nur mit mitleidigem Lächeln betrachten, wenn man sie vereinzelt der großen verwahrlosten Menge gegenüber betrachtet: ihr gute Lüt, das b'schüßt üch nüt, sagt man unwillkürlich. Betrachtet man sie aber als einen kleinen Theil eines großen Ganzen; weiß man, daß an 50, 100 Orten das Gleiche geschieht: da kömmt der Respekt, die Sache erhält eine ganz andere Gestalt, es wird einem unwillkürlich der Glaube aufgedrungen: das müsse doch helfen, und wenn das nicht helfe, dann sei allerdings Alles verloren. Wenn man nun z. B. kund und zu wissen thut, daß im Kanton Bern mit seinen 400,000 Einwohnern bereits weit über 400 Kinder (freilich nicht alle aus der Klasse, welche es am meisten nöthig hätte) auf diese Weise erzogen würden: müssen da die Meisten sich nicht verwundern und sagen, das hätten sie nicht gewußt, ja, und das müsse doch helfen? Und wenn man zu diesem Glauben kömmt, so kann man im K. Bern durch Unterstützung der bestehenden, durch Stiftung neuer Familien nicht schwer die Zahl verdoppeln: und wer will dann sagen, in 20, 40, 100 Jahren helfe das nicht?

Die Christen unternehmen die Heidenbekehrung und glauben an sie; und ich glaube es auch: vielleicht wird sie in 1000 oder 3000 Jahren vollendet. Nehmt nun, welch kolossales Werk dieses ist, welchen Glauben dieses Werk fordert, gegenüber dem, die mitten unter uns wie Heiden aufwachsenden Kinder zu Christen zu machen! Wir bewundern die Fortschritte der Missionen, ihre Berichte erregen Staunen, wecken unsere Theilnahme, ziehen dem kolossalen Werke uns zu, und was wir nicht mit eigenen Augen zu sehen, zu prüfen vermögen, das suchen von Zeit zu Zeit reisende Brüder uns zu vergegenwärtigen. Nun, meine ich, sollten alle, welche an die christliche Auferbauung armer Kinder Hand angelegt haben, sich auch zusammenthun und ver-

eint darstellen, was vereinzelt so schön emporblüht. Ich meine nicht, daß man sich in einen Verein zusammenthun, daß man alle Bestrebungen nach einem Model formen, alle Richtungen in eine zwingen solle — sondern daß man gemeinsam alle diese Bestrebungen und Richtungen zusammenstellen und als Arbeiten an einem Werke dem Publikum vor Augen stellen solle; und dieses nicht einmal, sondern von Zeit zu Zeit in ehrbarer Treuherzigkeit. Diese Berichte würden ja auch eine Art Heidenböte sein und sicher gerne gelesen werden und sicher die Ueberzeugung in Vielen wecken: daß der Glaube noch immer Berge versetze. Wie das auszuführen sei, das mögen doch die bedenken, denen das Werk am Herzen liegt, und deren Stellung und Wohnung sie zu einer solchen Berichterstattung befähigt, sie befähigt, das Einzelne allenthalben zu vernehmen und mit den Leitern des Einzelnen sich zu befreunden.

Wohl, wahrlich, das wird und muß helfen.

Und wenn dann noch eines hinzukommt, was ich hier nur andeuten kann, so wird wahrlich Unglaubliches geschehen, und dessen Früchte müssen bald sichtbar werden. Wenn nämlich jeder, der eingesehen hat, daß nur durch christliche Erziehung dem Volkselend abgeholfen werden kann, nun nicht bloß Geld giebt zu diesem Werke, sondern diese seine Meinung geltend macht in allen seinen Verhältnissen, in seinem eigenen Hause, gegen seine Kinder und ganz besonders gegen seine Dienstboten, sie geltend macht in Gemeinde und Staat; wenn er selbst oder durch Andere heilloses Verfahren von Gemeindsbehörden schriftlich und mündlich rügt: so wird diese freimüthige, feste Willensäußerung einen wunderbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung, auf alle Verhältnisse haben; ja, sie wird recht eigentlich die Athmosphäre bilden, welche das begonnene Werk schützend und nährend trägt. Da braucht's wiederum keine Statuten, keinen äußerlichen neuen Bund, sondern Jeder werde sich nur des alten Bundes bewußt, den er mit Christus geschlossen, und stelle sich diesem gemäß allenthalben und gegen Jedermann ohne Welt- und Menschenfurcht dar und halte das Christenthum höher als jede Mode, jeden Brauch.

Wie nun jedem Theilnehmer das Bewußtsein eingegraben werden soll, daß sein Thun nicht ein vereinzeltes, ohnmächtiges sei, sondern ein Beitrag zu einem großen, bereits mächtig gewordenen Gotteswerk, so muß ganz besonders dieses Bewußtsein sich eingraben den Vätern und Müttern der armen Kinder. Dieses Bewußtsein muß sie heben und tragen, muß sie so Manchem entsagen lassen unbeschwert, muß alle Tage ihre Liebe neu werden lassen über den armen Kindern, die so oft dieser Liebe lange ihre Herzen nicht werden öffnen wollen. Aber gerade darum sollten besonders sie nicht vereinzelt stehen, die einen hier, die andern dort, ohne von einander zu wissen, ohne zu geben und zu empfangen, ohne Liebe zu einander, ohne Theilnahme an einander. Sie, eigentlich Haushalter Gottes, müssen Hand in Hand schlagen in treuem, brüderlichem Sinne, nicht die eigene Ehre zu suchen, sondern die Ehre dessen, der sie gesandt hat; nicht bloß das Gedeihen seines anvertrauten Theiles zu suchen, sondern zu beten und zu trachten nach dem Gedeihen des Ganzen, von dem das Eigene nur ein kleiner Theil ist. In diesem brüderlichen Sinne, ohne Selbstsucht und Dünkel, sollen sie lehren und lernen, jeder dem andern sein Bestes geben, jeder am Vorzug des andern seine Freude haben. Ihnen giltet auch, wie Jesus seinen Jüngern die Füße wusch, und was er damit sagte: wer der Größte sein wolle, müsse der Andern Diener sein; und wenn sie seine Jünger sein wollten, so müßten sie sich lieben, sich dienen unter einander. Hier darf die Separation nicht bestehen, wie sie zwischen Haushaltungen ist, wo eine Hausfrau der andern ihre besten Künste verbirgt, über die Mißgriffe der Nachbarin sich freut, weil sie um so größer zu werden hofft durch die Fehler derselben. Ja, wo solches geschehen sollte, da hat der Teufel sein Spiel, da wird wirklich ein Frevel begangen am Heiligthum. Wo aber gar kein Verband ist zwischen Müttern und Vätern, da ist es nicht ganz gut, da zieht sich gerne das Herz zusammen, der Gesichtskreis verengt sich, Vorurtheile bilden sich, das eigene Gute wird zu groß, die drückende Bürde scheint zu schwer, Dünkel oder Mißmuth erwachen. Oder es lagert sich so nach und nach eine gewisse Schwäche, ein sich Ge-

henlassen über die ganze Familie; es entsteht statt frischem Leben ein Ziehen und Schleppen, statt fröhlichem Wesen pedantische oder düstere Gesichter, und der Schlendrian frißt um sich wie der Schwamm in einem neuen Hause.

Nein, es müssen Väter und Mütter eine Familie bilden, treue Brüder und Schwestern; ihre Kräfte müssen sich ergänzen, ihre Liebe muß sich erfrischen. Und in dieser Liebe werden sie jung bleiben, wenn schon die Haare grau werden; und diese Liebe wird sie stark und rührig erhalten, wenn schon die Glieder alt und steif werden. Ich möchte sie alle bitten, sich zu suchen: sie werden sich sicher alle finden, wenn der rechte Geist in ihnen weht.

Aber sollen nicht auch die armen Kinder sich bewußt werden, daß sie einer großen Familie angehören; daß sie gar viele Brüder und Schwestern haben; daß die Liebe gar groß sei, die sie an ihr Herz genommen; daß nicht nur das Mitleid das tägliche Brot ihnen reiche, sondern daß sie erzogen würden zu Gliedern eines großen Bundes, der dem Vaterland Heil und Segen bringen, im Himmel sein Erbtheil finden will?

Soll dieses Erziehen armer Kinder nicht geboren werden als ein Kind des sich wieder aufschwingenden, des wieder dem Himmel zu strebenden Zeitgeistes, der vor vielen hundert Jahren die Münster geboren, die Klöster aufgebaut hat? Soll es nicht das hehre Münster sein, in dem wir uns entsündigen wollen? soll es nicht der große Denkstein sein, den wir setzen wollen, nicht gestorbenen Menschen, sondern dem Geiste, der wieder in uns lebendig geworden?

In den Münstern erhoben sich die Menschen zu Gott und weihten ihm ihre Seelen; die Münster selbst aber, Werke ihrer Hände, weihten sie Heiligen, in denen sie Gott sich nahe getreten glaubten. Hohen Geistern vergangener Zeiten, in denen eine hohe Kraft zu Tage getreten, baut man todte Denkmale auf in dieser Zeit, sie sehen aus wie Grabmäler, etwas Entschwundenem errichtet, das wir auf Erden nicht mehr sehen werden. Unser Münster ist zur Heiligung von Kindern zusammengefügt: es streben aus demselben nicht hehre Thürme zum Him-

mel empor, aber die Seelen der Kinder selbst sollen zum Himmel aufwachsen. Und dieses Münster, dürfen wir es nicht auch einem Heiligen weihen? Dürfen wir es nicht als ein lebendig Denkmal dem Geiste weihen, der die Idee wieder ins Leben rief: die Kinder Christo zuzuführen; daß ihnen das Himmelreich gehöre; daß dieses Himmelreich ihnen aber nicht eingegossen, sondern in ihren eigenen Herzen entfaltet werden müsse; — dem Geiste, der Alles verließ, zu den armen Kindern eilte, deren Väter für das Vaterland verblutet waren, sie um sich sammelte, für sie bettelte, für sie lebte, bis das Geschick ihn weiter riß? Er selbst richtete kein Werk auf, das seinen Namen trägt; er aber hinterließ seinen Geist auf Erden, der nun in so Vielen lebendig wird. Und diesem Geist, der den Namen Pestalozzi trägt, wollen wir dem kein Denkmal setzen, kein Monument? Aber ein Grabmal dürfen wir ihm nicht erbauen aus Holz oder Stein; er ist kein entschwundener Geist. Dem lebendigen Geiste muß ein Denkmal gesetzt werden, daß er lebt; ein lebendig Denkmal, ein Denkmal, auferbaut aus dem, was dieser Geist geschaffen, ins Leben gerufen hat. So sei denn unser Werk sein lebendig Monument, unsere Anstalten der unverwelkliche Lorbeerkranz, der sein verklärtes Haupt umwindet; und alle fünf Jahre sei der schöne, hehre Pestalozzi Tag, an welchem die Mütter und Väter, mit ihren armen Eltern Kinder sich sammeln aus dem ganzen Schweizerlande auf einem Felde, mit Wald bekränzt, um da in freudigem Danke dem Vater im Himmel Opfer zu bringen, daß er einen Geist auf Erden gesandt habe, der wieder an die armen Kinder gemahnt, und daß man nicht vergesse, daß noch immer gelte, was unser Herr und Meister gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Dieser Tag wird neues Leben bringen in jede Familie, wird den Funken der Begeisterung hell lodern lassen, vielleicht für sein ganzes Leben lang, in jedes Kindes Herz. Und wem da nicht aufgeht sein Herz im Anblick der fröhlichen Jugend, und wer da nicht an die Bedeutung des Werkes glaubt und sein Beginnen segnet, dem wird nie sein Herz aufgehen. Und dieses Fest wird nie veralten, seine eigentliche Weihe wird es hundertmal herrlicher durch die erhalten, die

als Jünglinge und Hausväter, Hausmütter mit all ihren Kindern kommen und loben und preisen die That, die an ihnen gethan worden; loben und preisen Gott, der ihnen zum Elend Gebornen das Himmelreich in's Herz hat pflanzen, dem Elend sie entreißen lassen.

Das ist ein wahres Nationalfest, der Schweizer würdig, würdig des ersten Mannes, den in letzten Zeiten die Schweiz geboren. Nur ein lebendig, jedesmal neu werdendes Denkmal, ein jedesmal neu und höher geweihtes Fest, das sei unser Pestalozzi Tag, der Schweizer Ehrentag, der uns zum Leben heiliget, den Himmel uns näher bringt, zum heiligen Bund für alles Hohe und Heilige unsre Herzen weiht!

Wohl weiß Jeremias Gotthelf, daß er hier einen Traum in Worte gefaßt. Aber wie Manches ist als Traum in die Seele, ins Leben getreten, verschwamm, aber es war auch ein Saatkorn und erstund nach Jahren wirklich in der Wirklichkeit! Man spotte des Traumes nicht, sondern arbeite getreulich am Werke: die Zukunft wird offenbaren, ob im Traum Leben war.

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Nov. 2009

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 024 277 359 7